

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Ein Winterkönigthum“ von J. v. Ettmüller. (S. 85)
Originalzeichnung von G. Adolf Closs.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.

Neunter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.



Zu der Erzählung „Ein Winterkönigthum“ von J. v. Ettmüller. (S. 85)
Originalzeichnung von G. Adolf Closs.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.

Neunter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Vor hundert Jahren.

Roman aus der Zeit der französischen Revolution.

Von

Woldemar Urban.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ist die Bürgerin Laurac hier?" fragte das junge Mädchen.

„Jawohl, Bürgerin, was wünschen Sie?" entgegnete die Gesuchte.

„Ich bin die Bürgerin Marguerite Boyer. Mein Vater ist Schlosser in der Rue de l'Arbre sec, nicht weit von Notre-Dame."

„Den kenne ich. Was wünschen Sie von mir, Bürgerin?"

„Das ist hier die Bürgerin Aimée. Sie kommt aus der Provinz und hat mit Ihnen zu reden."

Die Bürgerin Laurac verfärbte sich ein wenig und betrachtete aufmerksamer das zarte Mädchen mit dem kurzen schwarzen Haar und etwas schüchternen und ängstlichen rehbraunen Augen, die jetzt hinter ihrer Begleiterin hervortrat.

„Tante," begann Aimée jetzt mit einem verhaltenen Schluchzen. Sie konnte nichts weiter sagen. Die Thränen drohten sie zu verrathen.

„Ah, richtig, ja," sagte Bürgerin Laurac laut und geschäftig, „ich weiß jetzt. Ich besinne mich. Sie kommen

wegen der franzosenkronfarbigen Mütze. Nicht wahr, Bürgerin? Entschuldigen Sie, daß ich das vergessen hatte. Aber die Mütze ist fertig. Bitte, Bürgerin, treten Sie hier in das Probirstübchen ein, ich bin auf der Stelle bei Ihnen. Die Mütze wird Sie gut kleiden, Bürgerin Aimée. Ich weiß es. Die franzosenkronfarbigen passen eben doch am besten auf einen französischen Kopf. Für Blond taugen die karmoisinrothen, aber für Schwarz nur die franzosenkronfarbigen. Bitte, treten Sie ein."

Damit schob die Bürgerin Laurac die beiden Mädchen in ein Hinterstübchen, wo die kleine Bürgerin Aimée sofort die Hände vor die Augen hielt, als ob sie damit die hervordrängenden Thränen zurückhalten müsse. Dann hörte sie, wie ihre Tante noch etwas zu den Arbeiterinnen, die draußen saßen, sagte. Gleich darauf trat auch sie ein, stürzte auf ihre Nichte zu, umarmte sie stürmisch und küßte sie innig auf beide Wangen.

„Ist das wahr? Aimée, bist Du's wirklich? Bist hier?"

Aimée riß eine kleine verborgene Naht am Aermel ihres Kleides auf, wo sie den Brief ihres Vaters verborgen hatte. Sie zog ihn hervor und überreichte ihn ihrer Tante, die ihn las.

„So," sagte die Bürgerin Laurac, nachdem sie gelesen hate. „Also Roland auch, das Schloß de la Tour des Meaux auch! Sei still, Aimée, und weine nicht. Was auch kommen mag oder schon gekommen ist, weine nicht und sei klug. Du siehst, Aimée, ich habe Alles verloren, Alles: Vermögen, Rang und Titel, sogar den Gemahl, aber nicht den Muth! Verliere nur den nicht, Aimée, das ist die Hauptsache."

„Tante, es ist hier Alles so traurig, so wild, so hoffnungslos!"

„Weshalb erzählst Du mir das? Ich weiß es und viel besser, als Du. Aber verliere nur den Muth nicht.

Es gibt noch gute Menschen, auch hier!" Dann sich zu der Anderen wendend, fuhr sie in warmem, herzlichem Ton fort: „Und Ihnen, Marguerite, die Sie sich meines Schützlings so brav, so tapfer angenommen haben, wie soll ich Ihnen danken? Wie kann ich Ihnen danken? Aimée hat bei Ihnen eine Zuflucht gefunden, Marguerite?"

„Seit fünf Tagen. Wir wären schon früher zu Ihnen gekommen, wenn Aimée nicht krank gewesen wäre."

„Armes Kind! Und nun, Aimée, was hast Du vor? Was willst Du thun, was kannst Du thun zur Errettung Deines Vaters?"

„Ich, Tante? Ach, ich weiß es nicht."

„Aber Du liebliche Unschuld, es muß doch etwas geschehen! Begreifst Du nicht wenigstens das? Aus nichts wird nichts!"

„Das weiß ich wohl, Tante, und es ist auch schon viel geschehen, mehr, als Du denkst. Léon hat mit seinem Onkel Vergniaud, dem großen Vergniaud, wie ihn hier die Leute nennen, gesprochen. Sein Onkel ist Deputirter im Nationalkonvent und von großem Einfluß."

„Wer Vergniaud ist, mein Kind, weiß ich besser, wie Du. Er ist der fähigste und einsichtigste Girondistenführer; aber wer Léon ist, weiß ich nicht. Sage mir also lieber das."

„Mein Gott, Tante," erwiederte Aimée erröthend, „Léon —"

„Ah so!" machte ihre Tante, die rasch begriff, „aber er wird doch noch einen anderen Namen haben als Léon."

„Aber weißt Du denn nicht, Tante, daß Léon, der junge Herzog von St. Vallier, mein Verlobter —"

„Ich weiß nun Alles. Fahre nur fort. Also Léon ist bei Bürger Vergniaud gewesen. Was haben sie ausgemacht?"

„Bürger Vergniaud hat Léon Muth eingesprochen.

Es handle sich vor Allem darum, Zeit zu gewinnen. Er wolle die Sache im Konvent zur Sprache bringen und sie zum Ausgangspunkt einer großen Aktion gegen den Berg —"

„Nichts, nichts," unterbrach Bürgerin Laurac wieder ihre Nichte, „das ist Alles nichts! Eine große Aktion? Ach, du barmherziger Himmel, ich kenne diese großen Aktionen. Immer, wenn sie eine große Aktion vorhaben, kommt ein großes Unglück, ein großes Verbrechen zum Vorschein. Nein, wir dürfen uns nicht auf sie verlassen, wir müssen selbst handeln. Ich kenne die Männer. Wenn sie am allerwüthendsten sind, den Mund am weitesten aufreißen, am großmächtigsten thun, sind sie am kleinsten, und je rasender, je eifriger und verrückter sie sind, um so ohnmächtiger sind sie, um so mächtiger wir, die Frauen, wenn wir ruhig und verständig bleiben, und schlau ihre Narrheiten benützen. Hörst Du mich, meine süße Aimée?"

„Ja, Tante."

„Nur nicht verblüffen lassen, nur nicht den Muth verlieren. Du wirst sie Alle sehen und kennen lernen, meine liebe Aimée, alle diese großen Recken der Revolution, Vergniaud, Brissot, Tallien, Lanjuinais, Marat, Danton, Robespierre, diese wunderbaren Helden, welche die alte Zeit verschlungen und eine neue nicht zu erzeugen vermögen, die das Volk vergöttert, weil es sie nicht kennt, von denen die Zeitungen Wunder erzählen — Du wirst sie Alle sehen von Angesicht zu Angesicht, und Du wirst bemerken, wenn Du klug und ruhig bleibst und Dich nicht in ihre Narrheiten und Eitelkeiten einmischest, daß sie auch nur Menschen sind, arme, sterbliche Menschen, mit all' ihren Mängeln und Fehlern, mit ihren Lächerlichkeiten und Einbildungen, mit ihren Ideen und Prinzipien, mit ihren Theorien und Meinungen, mit ihren Tollheiten, mit ihrem Wahnsinn. Treibe nie Politik, Aimée. Schwöre mir, daß Du nie Politik machen willst."

„Ja, Tante."

„Schwöre es."

„Ich schwöre es Dir zu."

„Es wäre schade um Deinen süßen, sammetweichen Hals. Ich stürbe vor Gram, wenn ich Dich in der Guillotinentoilette*) auf dem Karren vorüberfahren sehen müßte. Wenn Dir Jemand sagt, die höchste politische Weisheit komme von der Gironde, so antworte: es lebe die Republik! Wenn Dir Jemand sagt, die höchste politische Weisheit sei der Berg, so antworte wieder: es lebe die Republik! Und wenn Dir Jemand sagt, die höchste politische Weisheit komme von der Ebene,**) so wiederhole: es lebe die Republik! Willst Du mir das versprechen, Aimée?"

„Ich verspreche es, Tante."

„Gut. Höre weiter. Ueber all' dem heißen leidenschaftlichen Gewoge der Meinungen und Ansichten leuchtet wie ein Stern in dunkler Nacht unser großes Prinzip, das gerade in der Hand einer kleinen, schwachen, süßen Frau, wie Du bist, eine weltbewegende Macht wird: die Mensch-

---

*) In jener Zeit bekleidete man die zum Tode Verurtheilten, wenn sie zur Hinrichtung fuhren, mit einem rothen Hemd. Das nannte man die Guillotinentoilette.

**) Die Parteien, die sich damals im Nationalkonvent auf Tod und Leben gegenüberstanden, hießen: die „Gironde" oder die Girondistenpartei, nach den Abgeordneten, die aus dem Departement Gironde unter ihnen waren. Es waren die gemäßigten Republikaner. Dann der „Berg" oder die Montagnards (Leute vom Berge), welcher die ultra-radikale Richtung der Revolution, die Schreckensherrschaft, vertrat. Außer diesen zwei Extremen gab es noch eine häufig schwankende, aber oft den Ausschlag gebende Vermittelungspartei, die „Ebene". Der „Berg" war die kräftigste Partei, weil er konsequent blieb und das Volk, später auch die Stadtverwaltung von Paris und den Jakobinerklub für sich hatte und immer eine straffe, einheitliche Leitung besaß. Die Uneinigkeit und Systemlosigkeit der „Gironde" wurde das Unglück dieser Partei und der Grund zu ihrer Zertrümmerung.

lichkeit. Gerade so schüchternen Rehaugen, wie Du hast, Aimée, ist es oft vorbehalten, sie in der Brust auch der wildesten Männer zu erwecken, wenn sie eingeschlafen sein sollte. Verstehst Du, Aimée, was ich meine?"

„Ich glaube wohl, Tante."

„Gut; höre nur aufmerksam zu. Nächsten Sonnabend ist bei der Bürgerin Amaranthe wieder Klubabend. Ich bin regelmäßig dort, und nächsten Sonnabend wirst Du auch dort sein. Dort wirst Du sie Alle sehen, die großen und die kleinen Götter von Frankreich. Mache Dich schön, Aimée, so schön Du kannst. Es gilt vor Allem, die Verbindung mit Deinem Vater, die jetzt zerrissen ist, wieder herzustellen. Wir müssen uns Eingang zu ihm verschaffen. Ist er in der Conciergerie untergebracht?"

„Ich weiß es nicht, Tante."

„Gut. Nächsten Sonnabend werden wir es wissen. Und nun nochmals: verliere den Muth nicht. Behalte den Kopf oben oder Du bist verloren. Wenn Dir etwa auf der Straße ein angetrunkener Strolch etwas zu Leide thun sollte, so rufe ebenfalls: es lebe die Republik und gib ihm eine derbe Ohrfeige. Er wird dann schon wissen, wie er mit Dir daran ist und Dich in Ruhe lassen. Ueberhaupt: laß die Republik leben bei jeder Gelegenheit! Wenn Du die Republik leben läßt, läßt sie Dich auch leben, sonst tödtet sie Dich. Mache Dich beim Volk beliebt, wie Du es mich thun siehst. Stricke Strümpfe und Socken für die Sansculotten; oder stelle Dich an hübschen Nachmittagen auf den Revolutionsplatz, wie die Bürgerin de Brien, und koche Bettelmannssuppen für die armen hungrigen Kinder; mache Dich beliebt, Aimée, dann wirst Du leben, dann wirst Du Erfolg haben in allen Deinen Unternehmungen. Hast Du mich verstanden?"

„Ja, Tante."

Die kluge Frau hatte sich in ihrer echt französischen

Lebhaftigkeit in die Hitze gesprochen. Nun setzte sie mit dem ihr eigenthümlichen Geschick ihrer Nichte eine französenkronfarbige, ihrer hübschen blonden Begleiterin Marguerite eine karmoisinrothe Mütze auf den Kopf, was den jungen Mädchen allerliebst stand.

„Meine liebe Marguerite," sagte Frau Laurac wieder. „Sie werden meinen Schützling nicht verlassen. Ich vertraue auf Sie, Marguerite."

„Sie dürfen sich auf mich verlassen. Ich werde Aimée nicht aus den Augen verlieren."

„Gott lohne es Ihnen. Wer weiß, wie es in zehn Jahren aussieht. Haben wir uns so etwas vor zehn Jahren träumen lassen? Nun, wir müssen hoffen, hoffen, hoffen. Hast Du Geld?" fragte sie dann weiter, rasch zu ihrer Nichte gewandt.

„Ja, Tante. Léon hat durch seine Freunde in Paris Geld aufgenommen."

„Laß es Niemand merken. Und nun für heute adieu. Und vergiß nicht, Dich nächsten Sonnabend hübsch zu machen. So hübsch Du kannst, hörst Du? Und das bezahlen Sie draußen im Laden, Marguerite, für die Mützen, damit Niemand etwas merkt."

Damit drückte sie dem jungen Mädchen eine Anzahl weißlicher bedruckter Scheine in die Hand. Es waren siebenhundert Franken in Assignaten — für zwei Mützen! Fast soviel Papier, wie zu den Mützen Tuch gehörte. Es war aber der richtige Preis; Bürgerin Marguerite bezahlte ihn, und dann verabschiedeten sich die drei Bürgerinnen im Laden von einander mit dem üblichen republikanischen Ceremoniell.

7.

Ein einfaches Zimmer. Schlichte weiße Vorhänge an den Fenstern, kein Sopha, Holzstühle mit kunstlos geschnitzten harten Rückenlehnen, auf der einfachen Kommode

eine Wasserflasche und zwei Gläser, ein etwas altmodischer sogenannter Ausziehtisch mit einer Menge Papiere, Zeitungen, Dekreten, Proklamationen. Man sah es dem Tisch an, daß hier ein sehr fleißiger Mann wohnte. Auch ein mächtiger Mann, denn unter den Papieren fanden sich Gesetzentwürfe, Entwürfe zu feinen, hochwichtigen, streng logisch durchdachten Reden, Todesurtheile — —

Ein Hauch asketischer Strenge und fast gesuchter Einfachheit lag über dem Zimmer. An dem Arbeitstisch saß ein noch junger Mann zwischen vierunddreißig und fünfunddreißig Jahren. Er war etwas kurzsichtig und infolge dessen tief über seine Papiere gebeugt; seine Gestalt war klein und mager, sein Gesicht fahl, herbe im Ausdruck. Von Zeit zu Zeit zog ein eigenthümliches nervöses Zucken über die Hände, über die Schultern und über den Hals. Seine Nase war spitz, der Mund breit mit schmalen, dünnen Lippen, die grauen unruhigen Augen hatten eine durchdringende Schärfe und leuchteten fast immer in einem unheimlichen spöttischen Haß, so daß sich der Beobachter unwillkürlich sagte: mit dem Mann möchte ich nichts zu thun haben. Seine Kleidung war peinlich sauber und elegant, ohne auch nur im Geringsten geziert zu sein.

Dieser Mann war Maximilian Robespierre, der Deputirte von Arras!

Jetzt stand er von seiner Arbeit seufzend auf und fuhr sich mit der schmalen, weißen Hand über die Stirn, als ob er damit die aufgeregten Gedanken beschwichtigen wolle. Dann griff er nach einem Glockenzug und schellte.

Ein junges, sehr sauberes Mädchen trat ein, das mit scheuem Respekt, aber doch nicht ohne eine gewisse liebevolle Vertraulichkeit zu Robespierre hinsah, der sich gerade zum Fenster gewandt hatte und hinaussah.

„Bürger Robespierre,“ sagte sie nach einer kleinen Pause

mit sanfter Stimme, als ob sie zu stören fürchte, „Sie haben gerufen!“

Robespierre drehte sich um und sagte, wie sich erinnernd: „Ah, Sie sind es, Leonore. War nicht St. Just da?“

„Ja. Er ist vorn im Zimmer und wartet darauf, von Ihnen empfangen zu werden.“

„Führen Sie ihn her.“

Gleich darauf trat der Genannte ein. Er war in der Uniform eines höheren Offiziers der Nationalgarde. Eine gesunde, herkulische Erscheinung von martialischem Aussehen.

„Du wolltest mit mir sprechen?“

„Ich warte seit fast zwei Stunden darauf.“

„Nun? Was gibt's?“

„Du warst gestern wieder nicht im Konvent.“

„Nein.“

„Weshalb nicht?“

„Was soll das immerwährende Geschwätz! Mich dauert die Zeit, die ich mit dem Anhören der langen überflüssigen Parlamentsreden vertrödele.“

„Gestern hättest Du Dich sicher nicht gelangweilt.“

„Was gab's?“

„Vergniaud hat wieder einen mörderischen Vorstoß gegen den Berg gemacht.“

„Ich dachte es. Kaum, daß ich mich einmal für einige Tage nicht bei ihnen sehen lasse, so stecken sie auch gleich die Köpfe zusammen und tuscheln sich einander zu, wie die Waschweiber. Was gab's? Wovon sprach Vergniaud?“

„Von einer Geschichte, die da irgendwo in der Provence passirt sein soll. Es soll wieder Jemand unschuldig verhaftet worden sein.“

„Die alte Leier! Ich weiß schon, wenn es nach Vergniaud gehen würde, so müßte Alles beim Altem bleiben,

das Volk würde noch nach wie vor ausgesaugt und geprügelt bis auf's Blut, und die Aristokraten führen nach wie vor in goldenen Kutschen über die Aecker, die der Schweiß ihrer Bauern für sie ertragbar macht. Das war bei der Gironde von jeher so. Sie sind alle verkappte Aristokraten. Ich kenne sie! Ich besinne mich sehr wohl noch auf die Sitzungen, die dem Tode Ludwig Capet's*) vorausgingen. Was stellte die Gironde nicht Alles an, um den König zu retten! Wenn ich nicht war, St. Just, und das ist mein Stolz, so lebte Ludwig Capet heute noch."

„Ja, aber gestern war es doch nicht so ganz die alte Leier, wie Du denkst. Vergniaud behauptete, daß das Schloß des Verhafteten von der Truppe Nationalgarde, welche die Verhaftung vornahm, geplündert worden wäre, und sprach sogar von einer geraubten Kassette mit Geld, also von einem offenbaren Diebstahl, begangen von regulären Truppen."

„Verleumdungen!"

„Möglich, aber wie Vergniaud die Sache ausbeutete, das war geradezu bewundernswerth. Er behauptete nichts weniger, als daß der Konvent Räuber besolde, und die ganze Regierung, die der Berg geschaffen, das Land in Unsicherheit, Unglück und Elend gestürzt habe, daß besonders der Wohlfahrtsausschuß mit seinen unaufhörlichen Verhaftbefehlen und Todesurtheilen wie das Schwert des Damokles über den Häuptern aller Andersdenkender schwebe."

„Das soll er auch! Die Gleichheit der Menschen soll nicht blos auf dem Papier stehen, sondern soll in der neuen Republik Thatsache werden, und wo ich einen Kopf sehe, der über die Uebrigen hervorragt, schlage ich ihn ab!"

Es war wunderbar, wo der kleine, blasse Mann die

*) Ludwig XVI. hieß in dieser Zeit nur noch Ludwig Capet, ebenso wie die Königin Marie Antoinette die Wittwe Capet hieß.

furchtbare Energie und Gewalt der Rede hernahm, so wie er in Aufregung kam. Die Worte, die er eben sprach, kamen kalt, glatt, langsam und haarscharf hervor, aber der große, gewaltige St. Just zuckte erschrocken zusammen, als er sie hörte. Er wußte ganz genau, daß Robespierre damit nicht nur eine Phrase machte, sondern eine fürchterliche Wahrheit aussprach, von der er sich sofort überzeugen konnte, wenn er zum Fenster hinaussah, wo Tag für Tag die Karren vorbeifuhren, welche die Verurtheilten zur Hinrichtung brachten. Siebenhundertdreiundneunzig Hinrichtungen hatte man im vorigen Monat gezählt, und die Gefängnisse waren noch alle voll von Gefangenen!

„Wer sprach vom Berg?" fragte Robespierre weiter.

„Danton."

„Was sagte er?"

„Nichts. Er nahm den Truppenführer und die Truppen in Schutz. Er kannte den Angeschuldigten, einen Kapitän Bourdon, persönlich und verbürgte sich für seine Pflichttreue. Er beantragte strengste Untersuchung des Falles, die auch angeordnet wurde."

„Danton wird schwach. Er mußte mit einem Hieb antworten, nicht mit einer Vertheidigung. Die Gironde ist eine stehende Gefahr für die Republik. Sie möchte am liebsten wieder einen König. Die Gironde muß vernichtet werden, oder die Gironde vernichtet die Republik."

Solche Schlagwörter, wie sie Robespierre häufig zur Verfügung standen, und die er oft in die aufgeregten Versammlungen des Jakobinerklubs wie zündende Funken warf, waren stets von einer fürchterlichen, aufreizenden Wirkung. Weittragende Beschlüsse, grundlegende Gesetze verdankten ihr Entstehen oft einem solchen Bann, den Robespierre mit einem einzigen kräftigen Schlagwort über die Versammlung zu werfen verstand. Es war, als ob er die ruhige Ueberlegung der Zuhörer damit hätte lähmen

können, denn sonst hätte doch wenigstens Einer einmal auf die Idee kommen müssen, zu untersuchen, was denn Robespierre eigentlich unter der angeblich bedrohten Republik verstand. Er hätte dann, wenn er tiefer in das Wesen Robespierre's eingedrungen wäre, vielleicht gefunden, daß Robespierre immer glaubte, die Republik sei in Gefahr, wenn sein eigener Einfluß in Gefahr kam. Er glaubte sich in seinem Fanatismus berufen, die Menschheit zu erneuern, und wußte die Anderen einzuschüchtern oder mit sich fortzureißen. Die Geister jener Zeit waren wie im Fieber; Träume beherrschten sie, man kam nicht zur kühlen Ueberlegung.

Es entstand eine lange Pause. Nachdenklich schritt Robespierre in dem kleinen einfachen Gemach auf und ab, während St. Just unwillkürlich Vergleiche anstellte zwischen der fast ärmlichen Wohnung, in der Robespierre trotz seines Einflusses und seiner Macht lebte, und der üppigen Verschwendungssucht eines Danton, eines Marat und anderer Führer der Republik, die trotz ihrer armen Herkunft jetzt einen Haushalt führten, wie ihn sonst nur Fürsten kannten; bei denen der Wein in Strömen floß und eine Festlichkeit die andere jagte, die sich mit hohlem Gepränge zu umgeben liebten und ihre Zeit im Theater, in den Boudoirs hübscher Frauen, in Tändeleien verzettelten, während Robespierre still in seinem Zimmer saß und mit allen Fibern seines Geistes an dem neuen Staatsgebäude arbeitete, das er errichten zu können hoffte.

„Welche Zeit ist es?“ fragte Robespierre endlich wieder.

„Es ist fast sechs Uhr.“

„Gut. Ich werde zur Kommunalsitzung nach dem Stadthause gehen. Es wird wohl dort von der gestrigen Konventssitzung die Rede sein. Ich will hören, was man über die Frechheiten Vergniaud's sagt.“

„Darf ich Dich begleiten?“

„Nein! Du gehst nach dem Jakobinerklub, St. Just, und kündigst an, daß ich heute Abend dort sprechen werde. Mein Thema wird sein: die Gironde und die Republik.“

Der Offizier sah ihn etwas überrascht an.

„Du willst endlich Ernst mit ihnen machen?“

„Es ist hohe Zeit.“

„Und doch noch gefährlich.“

„Ich fürchte nichts. Nicht einmal den Tod.“

„Ich weiß es. Aber wir fürchten ihn. Dein Tod wäre gerade jetzt ein unersetzlicher Verlust. Darum, Robespierre, rathe ich Dir: nur keine Halbheiten! Wenn der Angriff einmal erfolgen soll, dann nur mit voller Kraft und mit zu Grunde richtender Wirkung. Ein halber Schlag ist unser Untergang.“

„Bah! Fürchtest Du von mir Halbheiten? Ich weiß, was ich einsetze, und verlange vom Partner den gleichen Einsatz. Uebrigens ist die Sache im Grunde genommen schon längst fertig. Ich wartete blos noch auf einen Anstoß, und den hat Vergniaud, wie es scheint, gegeben.“

Bei diesen Worten machte er auf seinem Arbeitstisch Ordnung, steckte einige Papiere, an denen er gearbeitet hatte, in seine Brusttasche und langte ein Terzerol herunter, das an der Wand gehangen hatte, um es ebenfalls in eine Seitentasche seines Rockes zu stecken.

„Du gehst ohne Begleitung?“ fragte St. Just besorgt.

„Nein! Die Sansculotten vom Stadthause erwarten mich schon.“

„So lebe wohl. Bei den Jakobinern sehen wir uns wieder!“

„Leb' wohl.“

Damit ging Robespierre fort und verließ gleich darauf das Haus.

8.

Es war eine unheimliche, bange und blutgeschwängerte Atmosphäre, in der Paris zu jener Zeit lebte, aber mit der dem Pariser Volk eigenthümlichen Leichtigkeit und geistreichen Wortspielerei witzelte und spöttelte man sich über die Gefahren hinweg, in welchen bei diesem Kampfe ein Jeder schwebte, täuschte man sich und Andere über die Abgründe, an denen man hing, fort. So kam es, daß das gesellschaftliche Leben der Hauptstadt in jener Zeit durchaus nicht gedrückt oder abgeschwächt und matt erschien, sondern der lebhaften Frische und Lustigkeit ebensowenig entbehrte, wie zu irgend einer Zeit vor oder nach dieser Periode. Die Salons der tonangebenden Damen waren gefüllt, man tanzte, man spielte, aß und trank mit einer Sorglosigkeit, intriguirte mit einer Unbefangenheit gegen einander. die frivol erscheinen könnte, wenn sie eben nicht in dem leichtfertigen Grundzug der Bevölkerung ihre Erklärung gefunden hätte. Man erzählte sich die Scheußlichkeiten des Bürgerkrieges in der Vendée und im Süden von Frankreich und trank Champagner dabei, und wenn von den Kriegen am Rhein und in Belgien und Holland die Rede war, so fand sich bald ein Witzbold, der als neueste Nachricht auftischte, daß sich der König von Preußen schon Plätze in der Pariser Oper bestellt habe.

Zu den besuchtesten und beliebtesten Salons gehörten diejenigen der Bürgerin Amaranthe und ihrer schönen Tochter, welche Letztere in Gesellschaft stets mit einem rothen Korallenhalsband um den weißen klassisch geformten Hals erschien. An dem Abend, als Bürgerin Aimée mit ihrer Tante zum ersten Male dort eingeführt wurde, hatte man gerade eine ebenso aufregende wie pikante Neuigkeit zu verhandeln, nämlich die große Rede Robespierre's, die dieser am vorhergehenden Abend bei den Jakobinern gehalten hatte.

„Sie waren dort?“ fragte der Abgeordnete Tallien, der Mann der ebenso schönen, wie reichen und geistreichen Spanierin Cabarrus, den Bürger Kommandanten St. Just.

„Ja. Robespierre war bewundernswerth.“

„Er ist immer bewundernswerth,“ sagte Bürger Tallien aufgeregt, aber nicht ohne einen schlauen, lauernden Blick auf den großen Offizier. „Und was sagte er?“

„O, die Sache war großartig, er sprach mit einer Wucht und Kraft wie nie. Er entrollte die Gefahren, die der Republik von Seite der Girondisten drohen, mit einer Klarheit und Schärfe, mit einer logischen Ueberzeugungskraft, die Alles mit fortriß. Es war ein dramatisches Schauspiel. Um Mitternacht etwa mußten die anwesenden Girondisten — es waren nur wenige da — den Klub verlassen. Man hätte sie umgebracht, so empört war der Klub über sie.“

„Das glaube ich, das glaube ich. Und schließlich?“

„Und schließlich verlangte er, wie schon bekannt, die Verhaftung von dreiunddreißig Girondisten.“

Nicht weit davon stand Madame Tallien, eine gluthäugige, leidenschaftliche Frau; sie unterhielt, oder schien sich eben zu unterhalten mit einer wunderlichen Alten, einer Bürgerin Théot, die ihr mit geheimnißvollem Brimborium irgend welche orakelhafte Zaubergeschichten erzählte. Aber obgleich sie aufmerksam zuzuhören schien, ballte sie bei dieser Aeußerung St. Just's doch plötzlich die kleine Faust und murmelte leise für sich: „Schon wieder dreiunddreißig Köpfe!“

„Und hat er die Liste dieser dreiunddreißig Namen bekannt gegeben?“ fragte Tallien weiter.

„Nein! Indessen — man kann sie sich wohl schon denken.“

„Und Sie glauben, daß der Konvent die Verhaftung der dreiunddreißig beschließen wird?“

„Er wird müssen, lieber Tallien, ich versichere Sie, ich gebe für die dreiunddreißig Köpfe nicht mehr dreiunddreißig Sous!“

„Und ich versichere Sie, Bürger Kommandant,“ mischte sich plötzlich eine tiefe energische Baßstimme in das Gespräch, „daß ich für die sämmtlichen Köpfe des Berges nicht einen Sou gebe.“

St. Just erbleichte etwas und drehte sich nach dem Sprecher um. Es war ein alter Graukopf, eine kräftige, gedrungene Gestalt mit festen, kühnen Zügen und offenen, freien Blicken.

„Ah, Bürger Vergniaud!“ sagte St. Just.

„Jawohl, Bürger St. Just, so spricht der Bürger Vergniaud, der stolz darauf ist, ein Girondist vom reinsten Wasser zu sein und nichts gemein zu haben mit den Henkern Frankreichs!“

„Bürger Vergniaud!“ rief St. Just drohend.

„Bah!“ machte dieser verächtlich, „sagen Sie es nur Ihrem Herrn und Meister, dem Grandseigneur Robespierre, daß wir uns vor ihm nicht fürchten. Er mag ruhig unsere Verhaftung als Landesverräther im Konvent verlangen, und wir werden seine Verhaftung vom Konvent verlangen, um endlich einmal die Köpfe der ehrlichen Leute in Frankreich vor ihm sicher zu stellen. Wir werden ja dann sehen, wie der Konvent entscheidet!“

„Wir werden es sehen, Bürger Vergniaud,“ erwiederte St. Just eisig.

„Ruhig, Bürger, Friede! Wir sind hier nicht im Klub!“ ließ sich eine andere Stimme vernehmen.

„Die Bürgerin Laurac,“ rief jetzt die Dame des Hauses ihren Gästen zu, „wird sich die Ehre geben, einen neuen Text zu unserer göttlichen Marseillaise vorzutragen.“

Alle Welt, soweit sie in den Salons der Bürgerin Amaranthe verkehrte, kannte die Bürgerin Laurac. Sie

war immer lustig, eine vorzügliche Gesellschafterin und besonders deshalb beliebt, weil sie es meisterhaft verstand, Jeden in der Weise zu unterhalten, die er liebte. Sie war unbedingt eine geistreiche, den Meisten ihrer jetzigen Gesellschaft weit überlegene Frau. Platzten die Geister je einmal zu hart und heiß aufeinander, so sprang die Bürgerin Laurac sofort mit einer kleinen amüsanten Erzählung, mit einem Vortrag und dergleichen in die Bresche. So auch jetzt. Es sollte in den Salons der Bürgerin Amaranthe keine Politik gemacht werden, und deshalb lenkte die allzeit bereite Bürgerin Laurac die Geister durch einen musikalischen Vortrag wieder ab. Sie setzte sich an ein Spinett und sang nach einem kurzen Vorspiel mit ihrer nicht sehr großen, aber sympathischen und fein gebildeten Stimme die berauschende, hinreißende Melodie Rouget de Lisle's, mit einem jener Texte, die damals wie Pilze aus der Erde schossen und die jeweilige Lage möglichst eigenartig zur Darstellung brachten.

Einer der aufmerksamsten Zuhörer der Bürgerin Laurac war ein großer, breitschulteriger Mann mit groben, aber nicht unsympathischen Zügen. Eine gewisse gutmüthige Leichtlebigkeit sprach aus seinen Augen, die freilich zu Zeiten der Aufregung auch furchtbar jähzornig funkeln oder auch sinnlich-genußsüchtig leuchten konnten. Dieser Mann war Danton, der berühmte Justizminister des Terrorismus. Er war ein gebildeter Mann und von allen Machthabern des Terrorismus vielleicht der Einzige, der der ganzen verfänglichen und vergänglichen Herrlichkeit auf den Grund zu sehen vermochte, aber er ließ sich von seinem wilden ungebändigten Temperament immer wieder zu den verschiedensten Excessen hinreißen und kam mitten im Strudel nicht dazu, klar und klug zu denken, sondern nur rasch und in aller Eile zu genießen, was zu genießen war, in der sehr richtigen Voraussetzung, daß der Spaß ja doch

nicht lange dauern könne. Er war ein Lebemann durch und durch, übermüthig, lustig, sorglos, freigebig — allerdings nur mit dem Gelde anderer Leute, denn er selbst besaß von Hause aus nichts.

„Es lebe die Bürgerin Laurac!" rief er mit dröhnender Stimme, als die Sängerin ihren Vortrag beendet hatte.

„Es lebe die Republik!" antwortete diese gemäß ihrem Grundsatze und wandte sich dem Bürger Danton lächelnd zu.

Da fiel der Blick des großen, etwas ungeschlachten Mannes über die Bürgerin Laurac hinweg auf die hinter ihr stehende kleine, zierliche Bürgerin Aimée. Es war nur ein kurzer Augenblick, aber die großen Augen funkelten dabei auf.

„Und wen haben Sie da bei sich, Bürgerin Laurac?"

„Ach, Bürger Danton, thun Sie ihr nichts," bat diese schlau lächelnd, „sie ist wahrhaftig die beste Patriotin von ganz Frankreich, meine kleine Nichte Aimée, und wenn Sie wollen, so können Sie sich jede Stunde davon überzeugen, wenn Sie in die Schlosserwerkstatt des Bürgers Boyer in der Rue de l'Arbre sec, nicht weit von Notre Dame gehen, wo die Bürgerin Aimée Tag für Tag, Stunde für Stunde sitzt und Strümpfe strickt, die sie dann an die Sansculotten vertheilt."

„Bürgerin," sagte Danton mit einem etwas süßlichen Lächeln, wodurch er sich vielleicht liebenswürdiger zu machen glaubte, „Sie sehen mich entzückt, in Ihnen eine so aufopfernde Patriotin zu finden. Genehmigen Sie, daß ich Ihnen den Dank des Vaterlandes für Ihre Thätigkeit ausdrücke."

„Sie sind sehr gütig, Bürger Danton," lispelte Aimée schüchtern. Sie zitterte leicht und hätte vor dem großen starken Mann am liebsten auf der Stelle in den Boden sinken mögen.

„Vorwärts," flüsterte ihr ihre Tante in's Ohr, „denke

an Deinen Vater und vergiß nicht, daß Danton Justizminister ist. Ich lasse Dich allein mit ihm. Sei klug und muthig."

Sie küßte sie leicht auf den Hals und fuhr dann zu Danton gewendet fort: „Darf ich Ihnen auf zwei Minuten meine Nichte anvertrauen, Bürger Danton?"

„Für's ganze Leben, Bürgerin Laurac."

„Ich bin gleich wieder hier. Auf Wiedersehen."

Damit ging sie fort, und obgleich der ganze Salon voller heiterer, lächelnder, plaudernder Menschen war, fühlte sich Aimée plötzlich doch einsamer, als der arme Schiffbrüchige, der matt mit den Wogen des Weltmeeres um sein Leben kämpft.

Nach einer kleinen Pause sagte Danton mit mühsam verhaltener Aufregung und leicht vibrirender Stimme: „Sie können noch nicht lange in Paris sein, Bürgerin Aimée, da mir erst heute das Glück ward, Sie zu sehen."

Aimée hätte keine Frau sein müssen, keine Französin, wenn sie nicht schon an der zitternden Stimme des Sprechers hätte merken sollen, wie sehr sie über den Mann da vor ihr im Vortheil war. Nur Ruhe und Besonnenheit! Das war's, um was sie in dem Augenblick rang. Und es gelang ihr. Es galt ihrem Vater. Dieser Gedanke machte sie kühn.

„Ist es ein so großes Glück, Bürger Danton," sagte sie nicht ohne Koketterie, „mich zu sehen?"

Dabei richtete sie die Augen lächelnd auf ihn.

„Es gibt kein größeres, kein süßeres, Bürgerin," versetzte Danton mit galanter Hitze.

„Um so mehr bin ich zu beklagen, Bürger," fuhr Aimée fort und schlug die Augen traurig nieder.

„Zu beklagen, Bürgerin?"

„Ja, denn dieses Glück," flüsterte Aimée mit klopfendem Herzen, „entbehrt mein guter Vater nun schon so lange!"

Rasch trat Danton einen Schritt näher auf sie zu, faßte ihre Hand und sagte mit einem ihm nicht übel stehenden resoluten Freimuth: „Sie sind in Geschäften in Paris, Bürgerin?"

„Sie wissen es?"

„Ich ahne es! Sie müssen bedenken, Bürgerin, daß uns Tag für Tag ganze Stöße Bittschriften in's Haus gesandt werden, bald für einen Bruder, bald für einen Gatten oder einen Schwager, einen Vater, einen Sohn, einen Großvater oder Vetter! Nicht wahr, Ihr Vater ist Gefangener?"

Aimée nickte traurig. Ihre hübschen Augen glänzten feucht.

„Und wo ist er?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe ihn zuletzt gesehen, als unser Schloß zerstört, und er gefangen fortgeführt wurde. Seitdem habe ich einen einzigen Brief von ihm erhalten aus dem Stadtgefängniß zu Marseille."

„Wie heißt er?"

Jetzt war der gefürchtete, schreckliche Moment gekommen. Aimée wußte, daß Danton im Konvent gegen Vergniaud, also indirekt auch gegen ihren Vater gesprochen hatte. In seiner Eigenschaft als Justizminister war er dazu genöthigt gewesen. Durfte sie nun wagen, das Geheimniß preiszugeben, den Namen ihres Vaters zu verrathen? Sie sah ihn an, wehmüthig bittend, als ob sie sagen wollte: Siehst Du denn nicht, daß ich ein armes, gequältes Geschöpf bin? Siehst Du denn nicht, daß ich euch wilde, grausame Männer bei der Liebe der Menschen untereinander, bei der Liebe der Kinder zu ihren Eltern, bei Allem, was auf Erden heilig ist, um Hilfe beschwöre, um Schutz gegen ein hartes, unverdientes Schicksal?

„Werden Sie uns verrathen?" fragte sie endlich leise und zaghaft.

Danton küßte ihr rasch die Hand. Seine Lippen waren heiß, sein Athem flog.

„Verrathen?“ fragte er dann ebenfalls leise zurück, „Bürgerin Aimée, wie kommen Sie auf eine solche Idee? Und wenn Paris in Flammen versinkt, und Frankreich zu Grunde geht, ich werde Sie nicht verrathen. Aber, um Ihrem Vater helfen zu können, muß ich seinen Namen wissen. Vertrauen Sie mir, fürchten Sie nichts. Ich will nie wieder in ein schönes Auge sehen, wenn ich Sie verrathe.“

Aimée wußte wohl, daß Worte nichts weiter sind als Ton gewordener Hauch und Schall, aber sie glaubte dem Manne, der vor ihr stand und so sprach, doch. Sie glaubte seinen Mienen, seinen Blicken, seinem warmen Herzenston.

„Mein Vater ist — Bürger Roland de la Tour des Meaux,“ hauchte sie leise.

Danton fuhr erstaunt zurück.

„Sie sind —“

„Still!“ bat sie. „Wollen Sie mir helfen?“

„Was wünschen Sie von mir, Bürgerin Aimée?“

„Ich wünsche zunächst zu wissen, Bürger Danton, wo mein Vater sich befindet, und ob ich mit ihm sprechen kann?“

Danton überlegte einen kurzen Moment. Dann fragte er: „Sie wissen, was gestern im Konvent passirt ist?“

„Ich weiß es.“

„Sie wissen also auch, wie gerade in diesem Falle meine Intervention zu einem Verbrechen gestempelt werden könnte?“

Aimée senkte traurig den Kopf.

„Ich weiß es.“

„Daß sie lebensgefährlich ist.“

„Ja.“

„Sie sollen nicht von mir sagen, daß Danton ein Feigling ist, Bürgerin Aimée. Warten Sie.“

Er sah sich suchend im Salon um.

„Bürger Dumontel!“ rief er dann einen Mann an, der in der Nähe in einer Gruppe junger Damen stand. Der Gerufene kam sogleich näher.

„Sie wünschen, Bürger Danton?“

„Ich habe gestern, gleich nach der Konventssitzung zu Ihnen gesandt, um die Akten über den Fall Roland de la Tour des Meaux zu erhalten. Warum habe ich sie nicht bekommen?“

„Man hat sie zunächst nicht auffinden können. Erst heute Nachmittag sind sie unter einem Berg anderer Akten entdeckt und sofort nach dem Ministerium gesandt worden. Sie werden sie also morgen früh in Ihrem Bureau vorfinden, Bürger Danton.“

„Gut, Bürger Dumontel. Und wo befindet sich der Gefangene zur Stunde?“

„Seit drei Wochen ist er in der Conciergerie. Man hat bei der Unmasse Menschen, die dort eingepfercht sind, noch nicht dazu kommen können, ihn zu verhören.“

„Gut. Sehen Sie diese Dame hier, Bürger Dumontel?“

„Bürgerin, ich habe die Ehre —“ sagte der Mann mit einer höflichen Verbeugung.

„Es ist die Bürgerin Aimée, eine unserer tüchtigsten Patriotinnen von ganz Paris. Sie hat in der Sache de la Tour des Meaux Zeugenaussagen zu machen, und ich werde ihr deshalb einen Erlaubnißschein zum Besuche der Conciergerie ausstellen.“

„Sehr wohl, Bürger Danton.“

„Bürger Dumontel,“ fuhr dieser zu Aimée gewendet fort, „ist nämlich Intendant der Conciergerie. Sie werden sich nöthigenfalls seiner erinnern, Bürgerin, und er wird sich eine Ehre daraus machen, Ihnen zu Diensten zu sein.“

Man verbeugte sich gegenseitig, war sehr höflich und freundlich zu einander, und als jetzt wieder die Bürgerin

Laurac zurückkam, wurde man sogar lustig und unbefangen, ganz so, als ob man sich über das Wetter unterhalten oder den neuesten Witz erzählt habe. Der Salon der Bürgerin Amaranthe machte einen durchaus harmlosen, friedlichen Eindruck, und nur hin und wieder erklang ein kurzes, schrilles Wort, sprühte ein finsterer, aus der Seele fallender Blick, falls einmal wider die Regel das Gebiet der Politik gestreift wurde.

In einer Nische, halb von den Vorhängen verborgen, stand die schöne Bürgerin Tallien, die feurige Spanierin, die Meisterin der Intrigue, mit einer alten Frau, der Wahrsagerin Théot. Diese Frau — sie war damals neunundsechzig Jahre — von der man sich erzählte, sie habe dem König Ludwig XVI. seine Hinrichtung auf Tag und Stunde und zwar jahrelang vorher, als noch an keine Revolution zu denken war, vorausgesagt, genoß in der damaligen Pariser Gesellschaft eines merkwürdigen Ansehens. Es ist allerdings eine alte Erfahrung, daß in aufgeregten Zeiten der Aberglaube stark hervortritt, und so war es nicht allzusehr zu verwundern, wenn die Bürgerin Théot, als anerkannte Wahrsagerin, zu einer gewissen Bedeutung gelangte und selbst in Kreisen eine Rolle spielte, von denen man hätte annehmen sollen, sie seien über solchen abergläubischen Firlefanz erhaben. Das ist eben das Merkwürdige und Unerklärliche in der Menschennatur, daß er an das Uebernatürliche viel leichter glaubt, als an herbe Wahrheiten. Der Aberglaube steckt uns gleichsam im Blut, und selbst aufgeklärte, hochgebildete Menschen sind nicht ganz frei davon.

„Ach, liebe Théot,“ lachte jetzt die schöne Spanierin laut und übermüthig, „das ist zu stark. Das ist unglaublich. Sie wollen mich foppen.“

„Bürgerin,“ versetzte die Wahrsagerin, „glauben Sie was Sie wollen, ich sage Ihnen, was ich weiß.“

„Robespierre soll abergläubisch sein?“

„So ist es. Wohlgemerkt — wie fast alle Menschen, glaubt auch er nur an solche Wahrsagungen, die ihm in seinen Kram passen. Wenn ich ihm morgen prophezeite, daß er in vier Wochen gehängt werden würde, so würde er das vermuthlich nicht glauben; sagte ich ihm aber, er sei in zehn Jahren Kaiser, wer weiß, ob er das nicht glaubte. Ich bin überzeugt, daß er selbst in dem Falle, daß er den Glauben an eine solche Weissagung für absurd, für verrückt halten sollte, dennoch davon in seinem Handeln beeinflußt werden würde.“

Bürgerin Théot war, wie Alle, die sich mit Wahrsagen abgeben, eine außerordentlich feine und aufmerksame Beobachterin und infolge dessen auch eine große Menschenkennerin. Sie vermochte in die geheimsten Schlupfwinkel des menschlichen Charakters zu spähen und rechnete stark mit persönlichen Schwächen und Neigungen ihrer Kunden, mit ihren Eitelkeiten, mit ihren Fehlern. Deshalb traf sie in vielen Fällen mit überraschender Sicherheit das Rechte.

Die schöne Madame Tallien hatte ihr mit gespanntem Interesse zugehört.

„Sie wollen mich täuschen, Bürgerin Théot,“ sagte sie jetzt.

„Sie täuschen? Sie? Das vermöchte ich wohl kaum. Wenn es auf das Täuschen ankommt, müßte ich wohl bei Ihnen in die Schule gehen.“

„Und er kommt wirklich ab und zu in Ihre Wohnung?“

„Früher kam er häufiger. Jetzt war er seit fast einem Jahr nicht bei mir.“

„Was wollte er?“

Die Wahrsagerin zuckte die Achseln; dann sagte sie nach einer Pause ablehnend: „Sie fragen zu viel, Bürgerin Tallien.“

„Und wenn ich die Worte mit Tausendfrankenscheinen aus Ihrem Munde ziehen sollte," zischte die Spanierin in höchster Erregung, „Sie werden mir Auskunft geben, Bürgerin Théot."

Darauf schien die Alte nur gewartet zu haben.

„Ah" — sagte sie langsam und gedehnt, „Sie sind interessirt daran?"

„Hier, nehmen Sie, Bürgerin Théot. Aber ich will die ganze Wahrheit wissen. Hören Sie? Alles, Alles!"

Damit reichte sie ihr verstohlen eine Hand voll Scheine, welche die Alte schmunzelnd einsteckte.

„Fragen Sie, Bürgerin."

„Was wollte Robespierre bei Ihnen?"

„Er wollte von mir das Schicksal des Königs wissen."

„Nun?"

„Ich sagte es ihm. Das war zu der Zeit, wo er fragte, nicht mehr schwer zu errathen."

„Und weiter?"

„Weiter wollte er sein eigenes Schicksal von mir wissen."

„Nun, und was sagten Sie ihm?!"

Je heftiger und dringlicher die Andere fragte, desto zurückhaltender und einsilbiger wurde die Alte. Jetzt zuckte sie wieder wie ablehnend die Achseln und murmelte: „Sein Schicksal sagte ich ihm."

Die hitzige Spanierin stampfte mit dem Fuße ungeduldig auf den Boden.

„Ich habe nichts mehr bei mir, Théot; morgen komme ich zu Ihnen. Sie werden sprechen! Nicht wahr?"

„Vielleicht, Bürgerin. Ich werde aufpassen müssen, daß ich mir auf diese Weise nicht meine Kundschaft verderbe."

„Unsinn, Théot! Gerade das Gegentheil beabsichtige ich. Sie sollen Ihre Kundschaft behalten und die meinige

noch dazu bekommen. Sie wissen doch, daß ich besser bezahle, wie der schleichende, schwindsüchtige Robespierre. Wenn Sie mir, wie ich hoffe und glaube, Einfluß auf ihn verschaffen können, ist mir keine Summe zu hoch."

Bürgerin Théot fühlte aus der Aufregung und Hitze, mit der Madame Tallien sprach, heraus, daß sie wahr sprach. Auch wußte sie, daß diese früher, als sie noch die unverheirathete Therese Cabarrus war, infolge eines Verhaftsbefehls Robespierre's im Gefängniß gesessen hatte. Das konnte die rachsüchtige Spanierin dem Manne nicht vergessen. Der offenbare Haß, den sie jetzt zeigte, war also wahr! Gleichwohl fragte die Théot noch zögernd, vorsichtig: „Ich wüßte nicht, Bürgerin, wie ich Ihnen Einfluß verschaffen könnte auf einen der mächtigsten Männer Frankreichs."

„Einfach dadurch, daß Sie ihm prophezeien, was ich Ihnen sage."

„Bürgerin, bedenken Sie, es handelt sich um einen Mann, der uns Beide mit einem Federstrich auf die Guillotine schicken kann."

Aber gerade das Gefährliche an der Sache schien die Spanierin zu reizen.

„Was thut das? Sie wissen doch, Bürgerin Théot, je mächtiger der Mann, desto leichter kann man ihm — seine Wünsche prophezeien!"

Die Alte schien jetzt mit ihrer Auftraggeberin zufrieden zu sein. Sie sah, daß sie sich einer ebenso entschiedenen und energischen wie klugen Frau gegenüber befand. Sie nickte mehrere Male und sagte endlich: „Kommen Sie morgen, Bürgerin Tallien; ich werde Sie erwarten, und wir werden uns einigen."

Damit trennten sich die Beiden und traten aus der Nische heraus in den Salon.

Es mochte jetzt etwa zwei Uhr Nachts sein. Draußen

war eine schöne milde, sternenklare Nacht und in den Salons der Bürgerin Amaranthe hatte man der Hitze wegen die Fenster geöffnet, so daß die kühle Luft hereinfluthete.

Plötzlich entstand eine auffallende, unheimliche Stille. Erstaunt standen die Gesellschaftsgruppen wie gebannt fest und lauschten athemlos in die Nacht hinaus. Was war das? Ein fernes Getöse durchdrang die Stille. Dann vernahm man einzelne schrille Rufe und endlich hörte man, wie die Sturmglocken schaurig dröhnend die Stadt durchhallten und die Schläfer weckten. Was war vorgefallen? Oder was ereignete sich eben jetzt? Fragend sah man sich in's Gesicht, aber man wagte keinen Laut. Viele wurden bleich und hätten sich am liebsten still und heimlich entfernt. Dann rasselten die Alarmtrommeln durch die Straßen; die Nationalgarden und Sansculotten rannten rufend und schreiend nach ihren Versammlungsorten, Reiter sprengten im vollen Jagen Straße auf, Straße ab, Waffen blitzten schauerlich im Schein der Straßenlaternen auf.

Man kannte in jener Zeit das Sturmläuten in Paris sehr wohl. Es war gewöhnlich die Einleitung zu blutigen Zusammenstößen und Straßenkämpfen, deren Ausdehnung und Umfang vorher niemals auch nur annähernd zu bestimmen war. Nach einiger Zeit vernahm man, wie immer größere und größere Sansculottenhaufen durch die Straßen zogen. Dann hörte man auch den rauschenden Revolutionsgesang der aufgeregten Massen:

„Allons, enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé
Contre nous de la tyrannie
L'étendart sanglant est levé.
Entendez-vous dans les campagnes,
Mugir ses féroces soldats?
Ils viennent jusque dans vos bras
Égorger vos fils, vos compagnes.

Aux armes, citoyens!
Formez vos bataillons!
Marchons, marchons, qu'un sang impur
Abreuve nos sillons."

Das klang anders, ganz anders, als vorher der feingeschulte Gesang der Bürgerin Laurac. Das brauste wie das Toben des entfesselten Meeres, wie ein Orkan menschlicher Leidenschaft. Obgleich die damalige Pariser Gesellschaft solche Schrecken gewöhnt war, sah man auf den Gesichtern in den Salons der Bürgerin Amaranthe doch bleiche Furcht. Was war geschehen? Was sollte geschehen? Das Räthsel, das Geheimnißvolle vergrößerte den Schrecken in's Gespensterhafte.

Von allen Anwesenden bewahrte nur einer seine ruhige Heiterkeit — das war Danton. Er wußte offenbar um die Sache, war vielleicht einer der Veranstalter dieser nächtlichen Erhebung. Mit einem eigenthümlichen, machtbewußten und befriedigten Lächeln sah er, wie die kleine zarte Bürgerin Aimée schreckenbleich auf ein Sopha gesunken war. Sogar die allezeit schlagfertige Bürgerin Laurac verlor für einige Zeit die Fassung.

„Fürchten Sie nichts, meine Damen," sagte Danton endlich lächelnd zu ihnen, „es ist nur eine kleine Kraftprobe der Majestät des Volkes gegenüber dem Konvent. Wenn Sie aber ein schönes, erhebendes Schauspiel morgen Vormittag sehen wollen, so versäumen Sie nicht, auf der Tribüne des Konvents sich einzufinden."

9.

Als es am nächsten Morgen hell wurde, starrte die ganze Umgebung der Tuilerien, wo damals die Konventssitzungen abgehalten wurden, in Waffen. Auf dem Karusselplatz lagen die Nationalgarden, längs der ganzen langen Rue de Rivoli, oder wie sie damals hieß, Rue de

la Loi,*) bis in die Nebenstraßen hinein standen, Bataillon an Bataillon gereiht, die Sansculotten. Von der „Straße des Gesetzes“ aus sollte die gesetzmäßige Vertretung des Landes vergewaltigt werden, sollte sie zu einem Beschluß gezwungen werden, der kein Gesetz, sondern ein Mord war. An beiden Seineufern, sowohl am Quai d'Orsay wie am Quai des Tuileries, standen ebenfalls Soldaten, während auf den Elysäischen Feldern und im Tuileriengarten die Artillerie unter dem wilden Henriot aufgefahren war.

Der Bürger Kommandant Henriot ritt unaufhörlich durch die Reihen seiner Kanoniere, befahl ihnen die Stücke direkt auf den Konvent zu richten und die Lunte nicht eher aus der Hand zu legen, als bis die dreiunddreißig girondistischen Landesverräther verhaftet wären. Die Truppen waren gut gelaunt. Man hatte ihnen Wein in die Straßen und auf die Plätze nachfahren lassen. Auch an Brod fehlte es nicht.

Zeitiger als sonst versammelte sich der Konvent. Bestürzt eilten die Girondisten von allen Seiten herbei, um Aufklärung und Rechtfertigung für ein solches gewaltsames Vorgehen zu verlangen. Triumphirend kamen die Leute vom Berg. Das Volk, das im dichten Gewimmel das Konventsgebäude umstand, begrüßte die Vertreter mit lautem Geschrei oder jubelndem Zuruf, je nach der politischen Parteistellung des Herannahenden. Den Mitgliedern des Berges rief man laute Hochs zu oder: „Es lebe die Republik!“ den Mitgliedern der Girode dagegen: „Nieder mit den Landesverräthern! Nieder mit der Gironde! Heraus mit den Mördern! Verhaftet sie!“

Der grimme Marat lief unaufhörlich von einem Thor der Tuilerien zum andern und reizte das Volk auf.

*) Straße des Gesetzes.

„Es lebe der Patriot Marat, es lebe der Volksfreund Marat!“ tönte es zurück. Man konnte da und dort wohl Leute bemerken, denen es offenbar ganz gleichgiltig war, für was und für wen man sich begeisterte. Die Hauptsache war ihnen, daß sie beschäftigt waren, daß sie zu essen und zu trinken erhielten, daß „etwas los war!“ Aber im großen Ganzen herrschte doch der Fanatismus vor.

Jetzt erhob sich in der „Rue de la Loi“ ein gewaltiges Getöse. Donnerähnlich durchbrausten Rufe wie: „Es lebe Bürger Robespierre, es lebe der wahre Bürger Robespierre, der Schützer des Vaterlandes, der Vater der Republik!“ die Luft. Auch im Konvent selbst hörte man schon minutenlang vor seinem Eintritt, wie tausend und aber tausend Stimmen den „wahren Bürger Robespierre“ umjubelten. Das war eine eigenthümliche Anmeldung, von der sich die Abgeordneten sagten, daß nicht mit ihr zu spaßen sei. Auch verfehlten die schwarzen Löcher der Kanonen Henriot's, die man vom Konventsgebäude wohl bemerken konnte, ihren Eindruck nicht. Diese waren noch beredter.

Auf dem Hof traf Robespierre mit Marat zusammen.

„Es ist Alles in Ordnung, Bürger Marat?“ fragte er.

„Alles in bester Ordnung. Glück auf zum Sieg, Robespierre!“

„Wenn nur Henriot nicht wieder betrunken ist, wie das letzte Mal,“ sagte Robespierre noch einmal, dann trat er mit seiner Begleitung in das Haus ein. —

Volle zwei Stunden stand Robespierre an jenem Tage auf der Rednertribüne des Konvents und hielt seine vorher sorgfältig vorbereitete Rede. Mehrere Male, während er sprach, ging ein Sturm der Entrüstung durch die Reihen der Girondisten, und die Huissiers, die zum Schutz des Redners rechts und links von der Tribüne aufgestellt waren, mußten die Wüthendsten unter ihnen mit Gewalt

zurücktreiben. Die Girondisten hätten den Redner in Stücke gerissen, wenn sie seiner habhaft hätten werden können. Aber ruhig, überlegt und bedächtig, kalt wie Marmor, scharf wie Stahl fuhr Robespierre in seiner Rede fort. Nur hin und wieder machte er kleine Kunstpausen, spannte die Erwartung der Zuhörer, um dann mit kaum merklich erhobener Stimme eines seiner Schlagwörter hinauszuzischen, die den frenetischen und tobenden Beifall des „Berges" entfesselten.

In den Nachmittagsstunden drängten die „Deputationen" des Volkes in den Saal. Sie waren bewaffnet und verlangten sammt und sonders die sofortige Verhaftung der dreiunddreißig Volksverräther; sie blieben auch im Saal während der verhängnißvollen Abstimmung.

Um fünf Uhr Nachmittags war Alles geschehen; die „Ebene" hatte sich einschüchtern lassen, und eines der größten Verbrechen des Jahrhunderts war vollbracht. Dreiunddreißig Abgeordnete der Gironde, unter ihnen der alte, ehrliche Vergniaud, verließen den Konvent als Gefangene. Der Rest war machtlos, die Partei der Gironde war vernichtet.

St. Just hatte Recht behalten. Niemand mochte für die dreiunddreißig Köpfe der Unglücklichen auch nur noch einen Sou geben.

Am Abend desselben Tages berichtete der amtliche Anzeiger über das Ereigniß und nannte es eine Reinigung des Konvents.

10.

Bürger Claude Michon stand am Ziele! Er hatte nun erreicht, was er erreichen wollte, wovon er in seinem alten Thurm in der Provence Tag und Nacht geträumt. Er war in Paris, in dem tollen, lustigen Paris, wo es alle Augenblicke etwas Neues gab. Zu all' dem hatte Claude Michon jetzt Geld, so viel Geld, wie er in der ganzen Zeit

seines Lebens nicht gehabt, und infolge dessen hatte er auch viele Freunde. Bürger Claude Michon konnte also beim besten Willen nicht unzufrieden mit der Revolution sein, das Prinzip der Gleichheit und Brüderlichkeit schillerte ihm wieder in all' dem verlockenden und verführerischen Glanz, in dem berauschenden Schimmer des Völkerideals, aber er sah die Unerreichbarkeit desselben nicht ein, er konnte nicht einmal beurtheilen, auf welchem Wege man sich diesem Ideale nähere und auf welchem man sich von ihm entferne. Er verstand von diesem „Traum der Menschheit" nur, daß alle Menschen gleich sein sollten; ob sie nun roh oder gebildet, Heuchler oder ehrliche Leute, Gauner oder Spitzbuben, Gelehrte oder Ungelehrte, Narren oder Philosophen waren, das war ihm gleichgültig, nur wünschte er, daß man ihm persönlich nicht allzuviel zumuthen dürfe, um das Niveau der Gleichheit zu erreichen. Es genügte ihm im Gegentheil, daß alle Menschen so würden, wie er war.

Er war in letzter Zeit häufig betrunken. Das war nicht seine Schuld, sondern mehr ein Verhängniß. War es seine Schuld, daß er weniger vertragen konnte, als die Pariser Sansculotten, seine neuen guten Freunde? Er war nie gewöhnt gewesen, Wein zu trinken. Als Ziegenhirt und später in dem Tour des Meaux war er immer froh gewesen, wenn er Wasser für seinen Durst fand. Nun fanden es aber die Pariser Sansculotten lächerlich, Wasser zu trinken, wenn man Wein kaufen könne. Als Südfranzose war er lebhaft, aufgeräumt, gesprächig, und jedes Glas Wein stieg ihm zu Kopfe. Dann wurde er grob und roh, und es gab Händel und Prügel von der schönsten Sorte. Aber, wie gesagt, das war nicht seine Schuld, sondern es war ein Verhängniß. Zu seinem Glück war es bisher immer noch mit einigen Beulen und Schrammen abgegangen.

Er wohnte mit seinem sogenannten Herrn, dem Bürger

Léon, in einem Hause der Rue de l'Arbre sec, nicht weit von dem Schlosser Boyer, wo die Bürgerin Aimée wohnte. Mehr aus Anstandsgefühl als aus Pflichtgefühl fragte er bei diesen Personen jeden Tag einmal nach, ob sie Aufträge für ihn hätten. Gewöhnlich war das nicht der Fall, und Claude Michon ging an sein Tagewerk, d. h. er lief in den Kneipen herum, lärmte mit seinen Freunden, wohnte den Hinrichtungen oder auch den Verhandlungen des Konvents bei und kam schließlich betrunken heim.

Der Schlosser Boyer stand in seiner Werkstatt. Er hatte sich durch Sparsamkeit und Arbeitsamkeit emporgebracht und war ein ruhiger, dem Umsturz abgeneigter Mann. Bei einem zufälligen Blick durch das Fenster bemerkte er Claude, der auffallend bleich, schlotterig und verschlafen über die Straße schlich. Die franzosenkronfarbige Mütze hing verschoben auf dem schwarzen Haar, die Kleidung war nachlässig, schmutzig, unordentlich.

„Bürgerin Aimée," sagte der Schlosser zu dem nicht weit von ihm sitzenden und mit dem Strickstrumpf beschäftigten jungen Mädchen, „Sie wissen, ich meine es ehrlich und aufrichtig mit Ihnen, wenn ich mich auch nie um Ihre näheren Verhältnisse nnd Angelegenheiten gekümmert habe. Aber vor Ihrem biederen Landsmann, dem Bürger Claude Michon, glaube ich Sie doch warnen zu müssen. Nehmen Sie sich vor dem Burschen in Acht. Ich traue ihm nichts Gutes zu."

„Sie haben Recht, Bürger Boyer, der Mann ist eigentlich Schuld an unserem Unglück, aber er ist ehrlich und uns treu. Er hat es unterwegs bewiesen. Wir wären ohne seine Hilfe nie hierher gelangt," versetzte Aimée.

„Das mag sein. Aber hier in Paris — er wird hier nicht besser. Ich sehe das."

„Leider weiß ich wohl, daß Claude Michon hier in die Gesellschaft der entsetzlichen Sansculotten gerathen ist, aber

trotzdem steckt in dem Mann ein guter Kern, und ich besonders bin sicher, daß er eher sterben würde, als mir ein Unheil zufügen."

Boyer schüttelte bedächtig den Kopf, konnte aber nichts erwiedern, denn in diesem Augenblick trat Claude in die Werkstatt ein. Er rappelte sich etwas zusammen, als er sich vor Aimée aufstellte und seiner Gewohnheit gemäß fragte, ob sie Aufträge für ihn habe. Aimée war die einzige Person, vor der er sich noch scheute, vor der ihm sein Gleichheitsbewußtsein doch nicht so recht geheuer erschien.

„Bürger Claude Michon," sagte Aimée, „wissen Sie, wo die Conciergerie sich befindet?"

„Gewiß, Bürgerin. Ich war noch gestern Nachmittag dort. Das ist ja das Haus, wo sie immer auf den Karren aufgeladen werden."

Aimée schauerte zusammen. Ihr Blut erstarrte immer zu Eis, wenn sie durch Zufall in den Straßen einem jener Karren begegnete, der die Unglücklichen hinausfuhr nach dem Grèveplatz, wo die Guillotine jetzt stand.

„Ich wollte Sie fragen, Claude Michon, ob Sie die Gefälligkeit haben würden, Marguerite und mich dorthin zu begleiten."

„Sie wollen nach der Conciergerie?" fragte Claude überrascht.

„Ja, Sie wissen ja auch wohl warum. Ich will meinen Vater dort besuchen."

„Ja, aber wenn —" er stockte. Eine fürchterliche Idee schien in ihm entstanden zu sein. Ueberrascht sah ihn Aimée an.

„Was meinen Sie, Bürger?"

„Und — hm — wenn man Sie auch dort behält, Bürgerin?"

Er schien wirklich bei dem Gedanken außerordentlich

erschrocken. Bürgerin Aimée wechselte rasch einen Blick mit dem Schlossermeister, als wollte sie sagen: „Sehen Sie wohl, daß ich Recht hatte?“ Der Schlosser zuckte die Achseln.

„Ich glaube das nicht befürchten zu müssen,“ fuhr sie zu Claude Michon gewendet fort, „weil ich einen vom Justizministerium ausgestellten Erlaubnißschein zum Besuch der Conciergerie besitze. Wollen Sie also mit uns gehen?“

„Sie haben nur zu befehlen, Bürgerin.“

Nun stand Aimée auf, rief ihre Freundin Marguerite, und alle Drei gingen die Rue de l'Abre sec hinunter nach der jenseitigen Stadt zu, wo die Conciergerie, die „Vorhalle der Guillotine“, liegt. Wie sie so durch die belebten Straßen dahinschritten, die beiden Mädchen voraus, Claude Michon hart hinter ihnen drein, wunderte sich Aimée selbst, mit welcher Ruhe, mit welchem Sicherheitsgefühl dies geschah. Aber wenn sie auch in Bezug auf ihre persönliche Sicherheit beruhigt war, so befand sie sich doch in einer fürchterlichen Aufregung. Wie würde sie ihren Vater finden? Diese Frage durchzuckte immer von Neuem ihr Hirn, und so sehr sie sich auch in der letzten Zeit an die Scenen des mannigfachsten Schreckens hatte gewöhnen müssen, so sehr sich die junge verhätschelte Aristokratin, die man nur mit Angst und Zittern einmal aus den schützenden Mauern des Schlosses ließ, an die Wogen eines wild empörten Volkslebens gewöhnen mußte, so glaubte sie doch, sich in diesem Falle zu viel zugemuthet zu haben. Sie zitterte vor dem Wiedersehen mit ihrem Vater, und nur der innere gewaltige Trieb, zur Rettung ihres Vaters beizutragen, die heilige Flamme der Kindesliebe, vermochte sie, auch das Schrecklichste zu überwinden.

Auf dem kleinen Platz vor der Conciergerie trieb sich ein Haufe Volks umher. Man schrie und johlte, sang und trank. Claude Michon bahnte den Mädchen einen Weg durch das Getümmel und brachte sie zunächst in eine große

Halle, wo Sansculotten mit ihren Piken rauchend und plaudernd herumstanden. Claude Michon winkte einem derselben.

„Was wollen Sie, Bürger?" fragte ihn dieser.

Claude Michon wies ihn an die Bürgerin Aimée.

„Ich wünsche in die Säle der Gefangenen geführt zu werden," sagte Aimée mit bemerkenswerther Festigkeit, „hier ist mein Erlaubnißschein."

„Erlaubnißschein?" murmelte der Sansculotte vor sich hin und wandte das Blatt nach allen Seiten. „He, Bernard, Ribault, kommt einmal her! Könnt ihr lesen?"

Die Gerufenen drehten sich um, aber Keiner that nur einen Schritt, um sich zu nähern. So mußte man schließlich zu ihnen hingehen.

„Lesen!" raisonnirte der Eine von ihnen. „Lesen? Was zum Henker brauchen wir zu lesen? Unser ganzes Elend kommt von diesen verfluchten Wischen her. Werft sie die Treppe hinunter mit ihrem Wisch — sie ist eine Aristokratin, man sieht's an ihrer weißen Fratze und den feinen Händen."

„Ist nicht der Bürger Dumontel hier?" rief Aimée in ihrer Angst. „Ich will zum Bürger Dumontel."

„Bürger-Intendant Dumontel?" rief einer der Sansculotten, „ja, ganz recht, führt sie zum Bürger-Intendanten Dumontel, dem kann sie ja ihre Sache vortragen."

Man stieg nun unter Führung einiger der Pikenmänner noch eine Treppe höher und gelangte in ein Bureau, wo Aimée mit einem leisen erlösenden Seufzer einen Mann gewahrte, der an einem Pulte saß und schrieb. Es stellte sich heraus, daß der Bürger-Intendant Dumontel nicht anwesend sei, aber der Mann am Pulte sagte, nachdem er den Schein gesehen hatte: „Es ist Alles in Ordnung, die Bürgerin kann mit ihrer Begleitung die Säle der Gefangenen besichtigen. He, Langlois! Heda, Bürger Lang-

lois! Zum Donnerwetter, Bürger Langlois! Sind Sie schon wieder betrunken?“

Ein Kerl mit einer spitzen, rothen Nase, stieren, dummen Augen und strohtrockenen, unordentlichen Haaren richtete sich im Nebenzimmer in die Höhe, wo er auf einer Bank geschlafen hatte. Er trug ein Seitengewehr und die Uniform der Nationalgarde.

„Was ist denn los?“ sagte er mürrisch.

„Begleiten Sie diese Bürgerin und ihren Anhang in die Gefangenensäle, die sie besonderer Zwecke halber besichtigen wollen.“

„Also vorwärts,“ antwortete der Gardist, indem er sich zum Gehen wandte. Aimée mit ihrer Begleitung folgte ihm.

In der Conciergerie waren damals zeitweilig bis zu tausend Personen eingeschlossen. Da nicht daran zu denken war, in den beschränkten Räumen eine so große Anzahl Gefangener auch nur einigermaßen menschenwürdig unterzubringen und besonders, weil in der Schreckenszeit von 1793 die Gefangenen oft nur wenige Tage, ja Manche auch nur einige Stunden darin verweilten, um dann sofort zur Hinrichtung gebracht zu werden, so hatte man sich in der Weise geholfen, die Gefangenen, wie sie gerade kamen, ohne Rücksicht auf Stand und Alter oder Geschlecht in große Säle zusammenzupferchen, die nicht das geringste Mobiliar besaßen, weder ein Bett noch eine Matratze, noch ein Trink- oder Waschgeschirr, noch Fenster in den etwa vier Meter hoch angebrachten kleinen Mauerlöchern, die stark vergittert waren. Die Leute lagen, standen oder saßen auf der bloßen Erde, die im Winter eisig kalt und feucht, im Sommer dumpfig, übelriechend, ekelhaft war. Als Aimée durch diese Säle schritt, schauerte sie unwillkürlich zusammen. Die Gefangenen machten auf sie einen unsäglich elenden und unglücklichen Eindruck. Da saßen

sie einzeln oder in Gruppen herum, meistens Menschen, die kaum noch Stunden zu leben hatten, mit Mienen und Beschäftigungen, wie sie ihnen eben der bevorstehende gewaltsame Tod eingab. Einige spielten und sangen mit einem wahren Galgenhumor, und suchten sich so über die höchste und letzte Fatalität hinwegzuscherzen, Andere, die noch einiges Geld aus dem jähen Zusammensturz ihrer Existenz gerettet hatten, tranken und jubelten, waren freigebig und verschenkten, was sie noch übrig hatten. Wieder Andere stierten verzweifelt vor sich nieder, knirschten mit den Zähnen und schlugen sich vor die Stirn oder grübelten über Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Wahnsinn der Menschen nach.

Aimée hatte nie etwas Trostloseres gesehen oder auch nur geträumt.

Männer, Frauen, auch sogar Kinder, Alles in eine dumpfe Dunstwolke gehüllt, theilweise schlecht und mangelhaft bekleidet, hungrig, krank, das Ende vor Augen und doch mit jeder Faser noch hängend am Leben, an ihren Geschwistern oder Kindern, an ihren Gatten, Vätern und Söhnen! — —

Eine kleine Abwechslung in das öde Einerlei dieser Gefangenschaft brachten die Morgenstunden, in denen die Tags vorher Verurtheilten abgeholt wurden. Dann that sich die große Mittelthüre auf, und herein schritt an der Spitze der Sansculotten ein Kommissar mit der „Liste“. Namen wurden aufgerufen, zehn, zwanzig, dreißig — und die Gerufenen stiegen dann die wenigen Stufen hinauf und verschwanden hinter der Thür auf Nimmerwiedersehen. —

Aimée fühlte sich förmlich überwältigt von dem Elend, das sie sah, selbst Claude Michon fühlte eine Art von mitleidig fröstelnder Regung. Plötzlich aber fuhr er zurück und sah scheu in eine fast dunkle Ecke, in der, nur

mit Hemd und Hosen bekleidet, abgemagert, elend, ein Bild der Hoffnungslosigkeit, sein früherer Seigneur Graf Roland de la Tour des Meaux lag. Was war aus der stolzen, schönen, edelmännischen Gestalt des Grafen geworden! Dann hörte Claude Michon einen erschütternden, wie aus tiefstem, todwundem Herzen kommenden Schrei, und gleich darauf sah er, wie Aimée zu den Füßen ihres Vaters zusammenbrach.

Obgleich finster und in ablehnender Haltung von fern stehend und gleichsam nur widerwillig der Scene, die sich da in so herzbrechender Weise zwischen Vater und Kind abspielte, zusehend, bemerkte Claude Michon doch jede Bewegung, jede Miene. Wie Aimée schluchzend mit ihrer zarten Hand über die welken, abgezehrten Hände des Grafen Roland fuhr, wie sie ihn zärtlich auf die Augen küßte, die so tief, so angstverloren, so vollständig gebrochen in ihren Höhlen lagen, wie sie ihm hastig und geheimnißvoll flüsternd Muth und Zuversicht einsprach, und er müde und todesmatt mit der Hand abwehrte. Das Alles sah Claude Michon mit einer Genauigkeit, mit einer widerwilligen Aufmerksamkeit, die ihm jede Bewegung unvergeßlich machte.

Was ging in des Mannes Seele in jenen Augenblicken vor? Niemand wußte das zu sagen; er selbst vielleicht nicht. Aber immer war es ihm, als riefe ihm eine innere Stimme zu: „Das ist Dein Werk, daran trägst Du die Schuld, Du und Deine Dummheit, Deine verrätherische Schlechtigkeit."

Graf Roland war die ganze Zeit über ohne Subsistenzmittel gewesen. Er war daher auf Wasser und Brod angewiesen geblieben. Dazu die Sorge um seine Kinder, die Todesangst — sein Zustand war kein Wunder.

Jetzt sah Claude Michon, wie Aimée ihm verstohlen eine Handvoll Banknoten zusteckte. Er hätte es wohl

selbst gethan, so sehr sein Vorrath auch schon zusammengeschmolzen war, wenn sie es etwa nicht gekonnt hätte.

„Wer ist das dort?" fragte dann Graf Roland plötzlich und zeigte auf ihn.

„Er ist unser Begleiter gewesen aus der Provence bis hierher, Vater!" antwortete Aimée, „kennst Du ihn nicht? Es ist Claude Michon, einer Deiner früheren Bauern."

Graf Roland schien zu erschrecken. Dann winkte er dem früheren Bauer mit der Hand, näher zu treten.

„Willst Du mein Kind schützen, Claude Michon, wie Du es bisher gethan?" fragte er leise mit zitternder, fast flehender Stimme.

Claude Michon wollte etwas sagen, aber eine sonderbare innere Bewegung schnürte ihm die Kehle zu.

„Seigneur!" brachte er endlich heraus.

„Still, still! Ich bin der Bürger Roland, und Du bist der Bürger Michon — nichts weiter. Willst Du sie schützen?"

„So gut ich kann."

„Auch — auch wenn ich todt bin?"

„Ich werde sie schützen, bis Sie es wieder selbst können, Seigneur."

Graf Roland reichte ihm zitternd die Hand, die Claude Michon küßte. Dann trat er wieder zurück, und der Graf sagte zu seiner Tochter: „Du kannst ihm vertrauen, Aimée. Ich kenne meine Provençalen!"

Auch das hörte Claude Michon. Es war, als ob es ihn einigermaßen beruhigt und befriedigt hätte.

Dann erscholl plötzlich ein Trommelwirbel. Man mußte rasch Abschied nehmen. Wenige Minuten später stand Aimée mit noch thränenden Augen wieder draußen auf dem kleinen Platz vor der Conciergerie mitten unter dem trinkenden und singenden Pöbel, der in wilden Sprüngen die Carmagnole tanzte.

Rasch eilte sie von dannen.

11.

Madame Cabarrus-Tallien war eine kräftige, volle Gestalt, eine schöne Frau von hinreißendem Temperament. Aber sie war auch selbst oft ein Opfer dieses Temperaments. Ebenso leicht, wie sie Andere hinriß und verleitete, das stille Fahrwasser der Klugheit zu verlassen, verfiel auch sie einer Leidenschaftlichkeit, die ihr schon manchen bösen Streich gespielt. Einige unbedachte Aeußerungen hatten zu ihrer Verhaftung geführt, und obgleich das schon vor Jahren geschehen, und sie damals auch freigesprochen worden war, so nagte der Groll über diese Demüthigungen, die sie damals hatte erdulden müssen, doch noch immer mit unverminderter Heftigkeit an ihrem Herzen. Wie das häufig vorkommt, schrieb auch sie dieses Mißgeschick nicht ihrem Fehler zu, sondern den Fehlern Anderer, in diesem Falle dem persönlichen Zorn Robespierre's.

Allerdings hatte Robespierre damals den Verhaftsbefehl gegen sie unterzeichnet, weil er zum Wohlfahrtsausschuß gehörte, und freilich hatte er vorher einige Beziehungen zu der schönen Spanierin gehabt, gleichwohl war es ein Irrthum dieser Letzteren, wenn sie glaubte, daß persönliche Motive zu ihrer Verhaftung geführt hätten. Madame Tallien hatte ihn ein paarmal gesehen und gesprochen. Er war ihr höchst antipathisch erschienen, und in der That konnte man auch gar keine größeren Gegensätze finden als diese volle, von der Natur so reich und verschwenderisch begabte feurige Frau, und den trockenen, blassen, nervösen, kränkelnden Mann mit den stechenden Augen, dem nüchternen, knöchernen Gesicht und dem kalten, stahlharten, logischen Verstand. Er war ihr erschienen wie ein menschgewordenes Prinzip, ohne Sinn für die Freundlichkeiten des Lebens, für die Schönheiten der Natur, für die Reize

des menschlichen Daseins; und sie wieder war ihm — gleichgiltig geblieben! Eine Frau, wie Hunderte, Tausende Anderer auch! Hier saß der treibende Stachel für Madame Tallien, die Wurzel ihres Hasses — verletzte Eitelkeit. Er hatte ihr die Anerkennung ihrer Schönheit verweigert, die er doch mit einem einzigen freundlichen Wort hätte bewirken können. Aber er hatte dieses Wort unterlassen, sie war ihm gleichgiltig.

Man tuschelte sich viel in den betreffenden Kreisen zu, Therese Cabarrus hätte Robespierre zu ihren Füßen sehen wollen, und das sei ihr nicht gelungen, aber wahrscheinlich ging man damit zu weit, und sie selbst hatte sich zu dem Gerücht dahin geäußert, indem sie scharf gesagt: „Seinen Kopf, ja! Aber das Uebrige nicht!“

Nun mußte man im Laufe der Zeit sowohl in Paris wie im ganzen Lande nicht nur die Unbestechlichkeit und den zähen, außerordentlichen Fleiß Robespierre's, sondern auch seinen sittenstrengen, reinen Lebenswandel anerkennen. Er war ein Charakter, und zwar ein solcher, der gerade in seiner empörten, aus den Fugen gerissenen Zeit durch diese Eigenschaften thurmhoch über seine Zeitgenossen hervorragen mußte. Aber gerade das vermehrte den Haß der Madame Tallien. Hatte er ihr die Anerkennung verweigert, wollte sie ihm dieselbe auch vorenthalten; hatte er ihre Vorzüge geleugnet, leugnete sie die seinigen auch. Ein armer, unbedeutender Schlucker wäre wohl auch ihr gleichgiltig gewesen oder doch geworden, aber ein Robespierre, eine Macht, ein Charakter wie er, nicht. Er war ein Gegensatz zu ihrem eigenen Wesen und wurde es immer mehr, je mehr sich seine Eigenschaften ausprägten und in die Erscheinung traten. —

Es war im Spätsommer. Nur wenige Tage waren vergangen, seitdem Paris die Nachricht von der Ermordung Marat's erhalten, den eine junge Bretagnerin, Namens

Charlotte Corday, im Bade erdolcht hatte. Madame Tallien kam in größter Eile und Aufregung nach Hause, warf sich in ihrem Salon in einen Sessel und ließ den mühsam zurückgehaltenen Thränen des Zornes und der Entrüstung freien Lauf.

Ihr Gemahl trat ein.

„Was gibt's, Therese? Was ist Dir begegnet?"

„Eine Schmach, ein Unglück, ein Verbrechen!"

„Ich will nicht hoffen —"

„Höre zu. Eben komme ich von der Rue de la Loi, wo ich im Laden meiner Putzmacherin stand und Verschiedenes mit dieser besprach. Da fuhr der bekannte Karren vorüber —"

„Nun, was weiter? Das müßten wir doch nun nach und nach gewöhnt sein."

„Ja. Aber dieser Karren fuhr eine Heldin, eine wahre Patriotin zum Tode, die ihrem Vaterlande einen größeren Dienst erwiesen, wie der ganze Konvent."

„Wer war's?"

„Charlotte Corday!"

Bürger Tallien zuckte die Achseln.

„Sie ist eine Mörderin, Therese. Was sollte weiter mit ihr geschehen?"

„Nicht eine Mörderin, sondern eine Märtyrerin; sie hat uns von Einem jener Scheusale der Revolution befreit; wer befreit uns von den Uebrigen?"

Bürger Tallien kannte seine Frau wohl; das flammende Auge, die wilde Geste bei diesen Worten bewiesen, daß ihre ganze wilde Energie, ihre unternehmende Thatenlust bei diesem Vorgang geweckt worden war. Er mochte ahnen, was seine Frau bewegte.

„Therese," sagte er leise, aber mit eindringlicher, warnender Stimme, „hüte Dich wohl, Dich dem Strome entgegenzuwerfen, der mächtiger als Deine und meine Kraft ist."

„Ach was! Ihr seid alle Feiglinge und Träumer! Männer? Männer wollt ihr sein? Der ganze Konvent steht im Banne eines einzigen Kopfes, im Banne einer Stimme, die nur noch eine halbe Lunge zur Verfügung hat, im Banne eines schwindsüchtigen, ausgetrockneten Advokaten —“

„Therese, hüte Deine Zunge — und Deine Hand. Du hast Recht, daß der Konvent im Banne steht, aber nicht im Banne eines Mannes, sondern einer Volksströmung, eines Sturmes aufgewühlter Volksleidenschaften, die Robespierre wohl hervorrufen, aber nicht beherrschen kann. Er ist nur der Götze der Massen, nicht der Lenker.“

„Aber ihr bringt ihm gleichwohl Opfer, wie sie noch keinem Götzen gebracht worden sind. Ganze Hekatomben weiht ihr einem Götzen, schaarenweise schlachtet ihr die Menschen auf sein Geheiß. Stadt und Land zittert unter seinem Tritt, und der Konvent selbst dienert und kriecht um ihn herum, daß es eine Schande ist. Jedes einzelne Mitglied hat Furcht, Anstoß zu einer neuen Reinigung des Konvents zu geben, und alles das aus Angst vor einem Menschen, der in Ohnmacht fällt, wenn er eine Gans bluten sieht! Ah — Männer! Ihr wollt Männer sein? Puppen seid ihr, die Stroh in den Köpfen haben und an Stelle des Herzens trockene Sägespäne tragen.“

„Laß das gut sein, Therese und höre auf meine Warnung. Ich versichere Dich, ein Strohkopf ist immer noch besser als gar keiner! Und ein Herz voll Sägespäne ist nicht so empfindlich, wie Marat's Herz, das die Corday durchstoßen hat.“

„Feiglinge!“ stieß Madame Tallien in tiefster Entrüstung hervor.

Tallien zuckte überlegen die Achseln.

„Was glaubst Du, daß wir thun könnten?“ fragte er lächelnd.

„Nichts könnt ihr thun," entgegnete seine Gemahlin noch immer heftig und zornig, „und deshalb müssen Andere daran denken, zu thun, was geschehen muß."

„Therese! Das geht zu weit. Keine Ueberspanntheiten! Sage mir, was Du vor hast."

Madame Tallien lachte spöttisch.

„Du weißt doch, Tallien, daß ich kein Konventsmitglied bin. Ich halte also keine langen Reden, um nachher nichts zu thun, oder zu thun, was Andere wünschen. Das ist nicht meine Art."

„Du wirst Dich, uns Beide in's Unglück stürzen durch Deine blinde Leidenschaftlichkeit. Nur die Klugheit siegt, darum sei klug. Glaubst Du, Therese, ich liebte mein Vaterland weniger als Du, die Fremde? Glaubst Du, mir blutet das Herz nicht, wenn ich an die unschuldigen Opfer denke? Ich bin ein Mensch und ein Mann wie Einer. Aber eben weil ich ein Mann bin, weiß ich mich zu gedulden, bis meine Stunde kommt."

„Sie wird nie kommen."

„Sie wird kommen, sage ich Dir. Hast Du vergessen, was der alte Vergniaud sagte, als er von seinen Richtern das Todesurtheil hörte? ‚Ich sterbe,' sagte er, ‚weil das Volk momentan den Kopf verloren hat. Ihr werdet sterben, wenn es ihn wieder erhalten haben wird!' Verstehst Du, was das heißen will?"

„Und darauf wollt ihr warten?"

„Ja!"

„Warten! Warten! Das Wort schon ist mir so verhaßt, wie der Tod. Um wie viel mehr die Sache."

„So sprechen alle Kinder und Thoren. Du weißt sehr wohl, daß Robespierre ein Charakter ist, der in unserer Zeit fast einzig dasteht. Stahlhart in seinen Grundsätzen, eisern in seinem Willen, unbeugsam in seinem Vorhaben; dabei klug, fleißig, mäßig —"

„Das Alles hilft mir doch nicht,“ unterbrach ihn Madame Tallien ungeduldig.

„Doch, höre nur zu. Gerade an dieser Härte wird er scheitern. Ich habe ihn oft beobachtet, wenn er sprach. Er hat immer Recht, und das ist sein Verhängniß. Jeden Widerspruch sieht er als eine Beleidigung an, als eine Feindschaft. Und diese Selbstüberhebung, diese Herrschsucht — das ist der Dämon, Therese, der in Robespierres Brust wuchert, der jene Ueberlegenheit, jene Unumschränktheit, jenes Absolute in ihm großzieht, das wir anderen Menschen Tyrannei nennen, das ist der Dämon, der ihm die rücksichtslosen Bluturtheile diktirt, der nicht anerkennen will, daß irren menschlich ist. Auf solchem Boden erwächst die Diktatur! Verstehst Du mich, Weib? Der einfache Abgeordnete Robespierre ist für uns unantastbar, der Diktator Robespierre aber ist eine reife Frucht im Menschengarten. Der Diktator Robespierre verfällt derselben Strenge, mit der der Abgeordnete Robespierre jetzt die Köpfe niedersäbelt, die doch auch nur menschlich gefehlt.“

Bürger Tallien hatte mit bedeutendem Nachdruck gesprochen. Seine Gemahlin sann einen Augenblick nach, dann riß sie hastig einen Dolch aus ihrem Kleide, wo sie ihn verborgen hatte, und reichte ihn ihrem Gemahl hin.

„Da, nimm!“

„Was soll das, Therese?“

„Nimm, sage ich. Ich habe Dich verstanden. Du wirst besser wissen, wann es Zeit ist, als ich!“

„Du wolltest ihn ermorden?“

„Rede nichts. Nimm ihn hin. Schwöre mir, daß Du es thun willst, wenn die Zeit da ist.“

„Ich schwöre es Dir, Therese.“

Sie umarmte ihn stürmisch.

12.

Zwei Stunden später trat Bürger Tallien mit seiner Gemahlin in das Haus des Bürgers Danton, um einer Einladung zu einem Festmahle nachzukommen, das dieser anläßlich seiner Verheirathung seinen Freunden gab. Robespierre war da, außerdem St. Just, der lahme Couthon, der Abgeordnete Lebas mit seiner Frau, die eine Tochter des Tischlers Duplay war, in deren Hause Robespierre wohnte; ferner Bürgerin Laurac mit ihrer hübschen Nichte, Marguerite Boyer und Andere.

In dem prachtvollen Empfangssalon begrüßten sich die Eingeladenen, bespiegelten sich in den großen, goldgerahmten Spiegeln und staunten über die kostbare Einrichtung. Danton selbst ging mit seiner jungen hübschen Frau, einer geborenen Pariserin, heiter und guter Dinge umher, als ob er das ewige Leben hätte und nie ein Wandel eintreten könne. Man erwartete das auch von dem leichtlebigen Mann nicht anders.

„Bürger Robespierre," sagte Madame Tallien, diesen mit ausgesuchter Höflichkeit begrüßend, „ich freue mich, Sie wohl und munter zu sehen, um so mehr, als ich vor einigen Tagen hörte, Sie seien leidend, und hätten wieder mit den höchst bedauerlichen Gesichtsschmerzen zu kämpfen."

„Es ist vorbei, schönste Frau," versetzte Robespierre in einer flüchtigen, raschen Weise, wie wenn man etwas Unwesentliches und Nebensächliches rasch erledigen will, „es ist vorbei und ich danke Ihnen, Bürgerin, daß Sie solch' Interesse an meiner Gesundheit nehmen. Offen gestanden, ich hätte das eigentlich nicht vorausgesetzt."

„Sie thun mir weh, Bürger Robespierre, wahrhaftig, Sie thun mir weh. Wenn Sie wüßten, daß ich zittere, wenn von Ihrer schwankenden Gesundheit die Rede ist —"

„Wirklich? Ah, das ist ja überraschend. Eine Freundin, wo ich sie am allerwenigsten vermuthet hätte.“

„Sie glauben mir nicht? Wie Unrecht Sie mir thun! Es ist merkwürdig, daß die größten Männer unserer Zeit die Eigenschaften haben, den Frauen, die ihnen wohlwollen, mit Mißtrauen zu begegnen. So auch Marat. Der arme Marat; er würde noch leben, wenn er einer wohlgemeinten Warnung bei Zeiten Gehör geschenkt hätte.“

Jetzt wurde Robespierre plötzlich aufmerksamer. „Was meinen Sie, Bürgerin?“ fragte er hastig.

„Man hat Marat wohl verständigt, daß er in Gefahr schwebe, aber leider, leider ohne Erfolg.“

„Wieso? Man hat ihn verständigt? In welcher Weise?“

„Eine Wahrsagerin, die Bürgerin Théot, die in der Rue Contrescarpe wohnt, hat Marat bereits vor drei Wochen Tag und Stunde seines Untergangs vorausgesagt.“

Ueber Robespierre's Gesicht zuckte es nervös, aber da das ein häufig vorkommender Zufall war, so konnte Madame Tallien daraus nicht entnehmen, ob ihn ihre Mittheilung besonders erregt hatte.

„Die Bürgerin Théot in der Rue Contrescarpe!“ wiederholte er erstaunt und neugierig zugleich.

„Ja, Bürger Robespierre.“

„Und das wäre wahr?“

Madame Tallien zog wie etwas beleidigt über die Zweifel die schönen Schultern höher.

„Ich selbst war dabei.“

„Sie selbst, Bürgerin? Sie frequentiren die Bürgerin Théot auch? Eine so aufgeklärte, geistvolle Frau?“

„Warum wollen Sie es einer Frau verdenken, auch einmal einen Blick hinter den Vorhang zu thun, der uns die Zukunft verhüllt? Haben nicht ganz besonders wir Frauen unsere unbestimmten, unerklärlichen Ahnungen, unsere Wünsche und Hoffnungen, unsere bangen Befürch-

tungen und Beklemmungen? Warum sollen wir nicht auch uns davon befreien, uns aufklären durch eine Frage an das Schicksal?"

„Und Sie glauben wirklich, daß die Théot etwas weiß?"

„Sie hat bewiesen, mehr als einmal, daß sie mehr weiß, als irgend Jemand. Als sie Marat seinen Tod durch Meuchelmord prophezeite, stand Marat in der Blüthe seiner Beliebtheit beim Volke. Kein Mensch in Paris hätte es geglaubt. Er selbst glaubte es nicht. Wer konnte auch ahnen, daß da ein halbverrücktes Mädchen aus der Bretagne nach Paris kommen würde, um —"

„Es ist sonderbar, höchst sonderbar!"

„Gewiß ist es das. Und es ist auch wahr, Bürger."

„Es scheint so."

„Es ist so! An der Théot liegt es also nicht, wenn Marat doch zu Grunde ging, und wenn ich ein hervorragender Mann wäre, was ich, Gott sei gelobt, nicht bin, so würde ich gewiß nicht unterlassen, mich auch einmal an die Wahrsagerin zu wenden, selbst wenn ich nicht an sie glaubte."

„Sie meinen, ich sollte —"

„Ich meine gar nichts. Wenn aber die Augen seiner Mitbürger so auf Jemand ruhen, wie jetzt auf Ihnen, Bürger Robespierre, so hat man die Verpflichtung, nichts zu unterlassen, was zu seiner Sicherheit dient."

„Sie scherzen, schöne Frau."

Bürger Tallien trat herzu. Man ging zu Tisch. Robespierre führte Leonore Duplay zu Tisch. Das war ein junges Mädchen mit schüchternen Augen und blassen Wangen, die für den berühmten Miethsmann ihrer Eltern eine unbegrenzte Achtung und zaghafte Verehrung fühlte. Sie war in letzter Zeit so besorgt um ihn, daß sie ihm sogar, wenn er zu Hause allein speiste, die Pistolen auf den

Tisch legte, damit er sich bei einem etwaigen plötzlichen Ueberfall zur Wehre setzen könne.

Bei Tisch saß Robespierre neben Danton. Er hatte den Ehrenplatz inne. Danton trank ihm häufig zu und stieß mehrere Male das Wasserglas um, aus dem Robespierre während des Essens trank, um ihn zu veranlassen, auch Wein zu trinken. Aber Robespierre trank nur Wasser, während Danton schweren Burgunder in ziemlicher Menge genoß.

„Es lebe, was wir lieben!“ rief Danton übermüthig und küßte dabei sein junges hübsches Weibchen auf die Wange.

Robespierre sah ihm kalt zu. „Was wir lieben?“ fragte er sich erstaunt. Robespierre liebte gar nichts. Nach einer Weile antwortete er: „Es lebe Frankreich, es lebe die Tugend!“

„Nun,“ rief Danton lachend, „Jedem, was ihm paßt. Ich für meinen Theil liebe meine Frau. Was sagst Du dazu, Robespierre, ich habe meiner Frau hundertvierzigtausend Franken zuschreiben lassen, im Fall meines Todes.“

„Hundertvierzigtausend Franken!“ erwiederte Robespierre erstaunt, und er dachte daran, daß Danton noch vor kaum Jahresfrist über und über verschuldet gewesen war. Sonst fiel ihm aber bei dieser Nachricht nichts Besonderes ein.

„Man muß vorsichtig sein. In unserer heutigen Zeit steht keines Menschen Kopf fest,“ fuhr Danton fort.

„Das nennst Du vorsichtig?“ fragte Robespierre mit einem langen Blick auf ihn.

„Natürlich! Der Besitz ist die einzige wirksame Vorsicht gegen die Ueberraschungen des Lebens. Wenn die Effekte des Lebens und der Jugend nach und nach verblühen und welken, wie die Blätter am Baum im Winter, dann ist der Besitz der Anker, der vor Untergang schützt, der schützende Rock gegen die Unbilden des Lebens. Deshalb habe ich meine Frau sicher gestellt. Bin ich nicht klug?“

Robespierre sah erst ihn an, dann sah er sich still und nachdenklich im Prunkzimmer um, in dem sich die Tafel befand, wo die edelsten Weine Frankreichs in Strömen flossen.

Endlich sagte er kurz und finster: „Nein!"

„Nicht?" fuhr Danton überrascht und auch etwas zornig auf.

„Nein!" sagte Robespierre wieder kalt und gemessen.

„Wenn ich meine Frau sicher stelle! Sie soll wohl hungern nach meinem Tode?" fragte Danton wieder etwas höhnisch den kleinen blassen Mann neben ihm.

„Besser hungern als Brod essen, an dem Unrecht klebt."

Danton hatte schon viel getrunken. Er schnellte bei dem Worte Unrecht in die Höhe, als wollte er seinen Nebenmann mit einem Schlage seiner wuchtigen Faust niederstrecken. Er wußte wohl, was Robespierre mit dem Worte meinte. Dieser hatte ihm schon früher einmal vorgeworfen, Geld von der „Wittwe Capet" genommen zu haben, wofür Danton gewisse Erklärungen im Konvent abgegeben haben sollte. Aber sei es, daß er in Wirklichkeit sich nicht ganz rein wußte und entweder in dieser oder in anderer Beziehung etwas „an seinen Fingern hängen geblieben" war, Danton begnügte sich, nur verächtlich mit den Schultern zu zucken, sein Glas mit Hast auszutrinken und dann im wegwerfenden Tone zu sagen: „Robespierre, Du bist und bleibst ein bocksledener Philosoph, der in seinen Prinzipien und Theorien steckt und nie begreifen wird, was eigentlich Leben heißt. Du bist ein Mensch, den die Natur nur aus Versehen mit Fleisch und Bein begabt hat. Du hättest als abstrakter Begriff, als mathematischer Lehrsatz oder geometrische Figur auf die Welt kommen sollen, aber nicht als Mensch unter Menschen."

Robespierre war auch aufgestanden und hatte Danton

von Kopf bis zu den Füßen gemessen. Jetzt sagte er ruhig und gedehnt, als ob er seinen Gegner, der schon hitzig und erregt war, noch mehr hätte reizen wollen: „Soooo?"

„Ja, so!" äffte ihm Danton nach. „Du bildest Dir ein, der Messias der Tugend und Gerechtigkeit in Frankreich zu sein und möchtest in Deinem Wahn, alle Menschen tugendhaft zu machen, am liebsten von den fünfundzwanzig Millionen Einwohnern Frankreichs die Hälfte auf den Block schleifen."

„Vier Fünftel, Danton, vier Fünftel, wenn nur der Rest tugendhaft und glücklich dadurch wird," entgegnete Robespierre kalt und steif. „Je mehr ein Körper schwitzt, desto gesünder wird er, und Frankreich hat auch genug an fünf Millionen Einwohnern, wenn sie nur glücklich sind."

Bei diesen Worten, die allerdings mit der Sicherheit einer mathematischen Formel ausgesprochen wurden, rieselte es eisig über die Haut aller Anwesenden. Kein Laut wurde hörbar, aber aller Blicke ruhten entsetzt auf der kleinen nervösen Gestalt vor ihnen, an deren blutlosen, höhnisch-kalten Lippen jetzt die Geschicke Frankreichs hingen.

Nur Danton behielt seine Geistesgegenwart. Mit der ihm eigenthümlichen Heftigkeit und donnernden Stimme rief er rasch und unmittelbar: „Du bist also der Teufel selbst, Robespierre!"

Alle erschraken und richteten den Blick wieder auf diesen. Man war auf etwas Furchtbares gefaßt, und in allen Mienen spiegelte sich Angst und Schreck.

Aber Robespierre lächelte. Ueberlegen, höhnisch, aber es war doch ein Lächeln. Niemand der Anwesenden hatte ihn je lachen sehen, es war, als ob das Blut in den Adern unter diesem Lächeln erstarren müßte.

„Der Teufel ist auch ein Gott," antwortete Robespierre mit überlegenem Hohn, „aber lassen wir diese Erörterungen. Du hast mich zum Essen eingeladen. Gut,

ich habe gegessen und gehe nun wieder fort. Wenn Du Lust haben solltest, mit mir zu streiten, so werde ich es nicht an einer Einladung meinerseits dazu fehlen lassen. Ich wünsche Dir dann eine gleiche Streitlust, wie heute! Du wirst sie brauchen können. Und damit — — lebe wohl."

Robespierre machte eine leichte, flüchtige Verbeugung, dann nahm er Leonore Duplay mit einer etwas kleinstädtischen Gravität an den Arm und verließ mit ihr das Zimmer.

Das Peinliche dieses Vorganges wurde noch dadurch erhöht, als gleich darauf auch Lebas mit seiner Frau, St. Just und Couthon den Speisesaal, höflichst grüßend, aber lautlos verließen. Es herrschte eine drückende Stille, eine schwüle Beklommenheit unter den Zurückgebliebenen. Die letzten Worte Robespierre's bargen einen giftigen Stachel, eine Drohung, welche ganz klar bewies, daß durch die Freundschaft der beiden Häupter der Revolution ein unheilbarer Riß gegangen war.

Danton faßte sich zuerst wieder. Er erhob in trotzigem Muthwillen von Neuem das Glas und sagte laut: „Er ist ein Narr. Lassen wir uns von ihm nicht stören. Trinkt, Freunde, und laßt uns fröhlich sein, so lange der Tag scheint. Wer weiß, wie bald die Nacht kommt. Trinkt! Es lebe, was wir lieben!"

Man trank auch, man stieß an und that dem Redner seinen Willen, aber eine finstere, ahnungsvolle Beklommenheit blieb auf der Versammlung lasten, so daß man allseitig froh war, als bald darauf die Tafel aufgehoben wurde.

Nun redete man Danton von verschiedenen Seiten zu, daß er den Zwischenfall nicht auf die Spitze treiben, den Zerfall mit Robespierre nicht definitiv machen solle. Man rieth ihm, den Konvent und das Stadthaus einige Zeit

zu meiden, bis sich die erste und größte Aufregung gelegt. Andere gingen noch weiter und baten Danton ernstlich, auf seine Sicherheit bedacht zu sein, redeten von Flucht in's Ausland und dergleichen.

Danton war viel zu aufgeregt, um einer ruhigen Ueberlegung nachzugeben. Er rühmte seine Furchtlosigkeit und rief laut und stürmisch: „An Danton traut sich der Schleicher nicht, glaubt mir, Freunde, an Danton darf er sich nicht wagen. Es wäre sein Untergang. Die Dantonisten sind nicht die Girondisten. Meine Anhänger stehen im Volk, auf dem Berg, im Jakobinerklub. An Danton traut er sich nicht!"

Die Bürgerin Laurac näherte sich ihm und trat mit ihm etwas abseits in eine Fensternische.

„Sie irren sich, Bürger Danton," sagte sie zu ihm in ernster, ruhiger Weise, „wenn Sie glauben, Robespierre wage sich nicht an Sie. Ich versichere Sie, daß er kein Feigling ist. Halten Sie ihn, für was Sie wollen, ein Feigling ist er nicht."

„Und wenn er's thut, was dann? Ich bin so mächtig, wie er. Er soll nur kommen!"

Die kluge Frau sah ihn scharf an. Dann sagte sie mit einer eigenthümlichen Betonung, die Danton trotz seiner Aufregung auffiel: „Ich weiß nicht Bürger Danton, inwieweit Sie Ursache haben, gewisse Erörterungen mit Robespierre zu fürchten, aber ich weiß sehr wohl, daß Robespierre auf der Rednertribüne und in seiner bekannten, harten Tugendbegeisterung aus einer Mücke einen Elephanten machen kann, und daß er aus dem, worin Sie heute eine selbstverständliche Klugheit sehen, vielleicht ein todeswürdiges Verbrechen finden wird. Darum lassen Sie sich gut zureden und weichen Sie dem Zusammenstoß aus, so lange es noch Zeit ist."

„Sie meinen auch, ich solle fliehen? Vor ihm fliehen?"

regelmäßigkeiten nicht vorkommen werden. Ich will Ihnen nicht einmal einen Vorwurf machen. Sie haben geglaubt, mich jetzt zu einem solchen Handel geneigter zu finden, weil ich vermutlich vor einem schweren Kampfe stehe, dem sich zu entziehen nicht einmal eine Feigheit sein würde. Aber ich weise Ihre Zumuthungen bestimmt zurück! Merken Sie sich das, Bürgerin Laurac!"

Letztere war in sichtbare Angst und Bestürzung gerathen. Sie hatte so sicher darauf gerechnet, sie würde unter den obwaltenden Umständen mit ihrem Bestechungsversuche Glück haben, und nun schien es, als ob sie ihrer Sache mehr geschadet, als genützt habe.

„So habe ich einen Feind, wo ich einen Freund zu finden hoffte?" fragte sie beklommen.

„Weder das Eine noch das Andere."

„Danton, gedenken Sie der Thränen der Waisen, gedenken Sie der Augen der Bürgerin Aimée, die sich blind weinen wird, wenn sich die Augen ihres Vaters in so gräßlicher Weise schließen."

Danton sah aus der Nische heraus, wie sich die Bürgerin Aimée mit seiner jungen Frau unterhielt. Sie waren gleicher Größe und gleicher Statur. Seine Frau mochte ein oder zwei Jahre älter sein.

„Geben Sie sich zufrieden, Bürgerin Laurac. Was ich bisher gethan, werde ich auch in Zukunft thun. Ich habe bisher die Akten des Bürgers Roland de la Tour des Meaux zurückbehalten, um zu verhindern, daß er vor das Revolutionstribunal gestellt wird, was gleichbedeutend sein würde mit einer Verurtheilung zum Tode. Ich werde die Akten, so lange ich überhaupt im Amte bin und die Macht dazu habe, auch fernerhin zurückhalten, weil ich hoffe, dieses fürchterliche Tribunal durch Aufhebung in seiner blutigen Thätigkeit zu hemmen. Dann werde ich die Akten zur Aburtheilung an die ständigen Gerichte über-

geben, und diese werden wohl finden, daß dem Bürger Roland de la Tour des Meaux mehr Unrecht geschehen ist, als er gethan hat. Mehr dürfen Sie von mir nicht verlangen. Verstanden?"

Lebhaft und dankbar drückte ihm die Bürgerin Laurac die Hand. Danton war doch edler in seiner Gesinnung, freier, unbefangener in seinem Handeln, als er es schien, und als man allgemein von ihm annahm.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Winterkönigthum.

Geschichtliche Erzählung von J. v. Ettmüller.

Mit Illustrationen von G. A. Closs.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein wahrhaft glänzendes Schauspiel, als im Januar 1574 der neu erwählte König Polens, Heinrich von Valois, Herzog von Anjou, zu Meseritz seine Staaten betrat.

Dreitausend deutsche Reiter, welche ihm Kaiser Maximilian als Geleite gegeben, hielten jenseits der Grenze in Schlachtordnung. Ihre schweren Pferde, ihre ernste, dunkle Kleidung, die bärtigen Gesichter boten einen malerischen Gegensatz zu den polnischen Truppen, welche vor der Stadt ihren Herrscher erwarteten. Viele von diesen trugen nach türkischer Art den krummen Säbel, lange Bogen, und über der Schulter den Köcher, mit Pfeilen gefüllt. Andere, mit Lanze und Streitaxt bewaffnet, hatten an den Achseln sowohl wie am Sattel des Pferdes große Flügel aus Adler- und Geierfedern befestigt, so daß sie von Weitem selbst einem ungeheueren Raubvogel gleich sahen. Noch Andere erschienen in glänzendem Helm und Harnisch. Sie waren im Ganzen gegen 15,000 Pferde stark.

Der König selbst, umgeben von seinem glänzenden Gefolge, zeigte sich in schwarzem, goldgesticktem und mit Pelz verbrämtem Sammtkleide; auf dem Haupte eine kleine

Mütze, mit Smaragden besetzt; über der Stirne war ein Federstrauß mit einem Diamant befestigt.

Zunächst hinter ihm hielten die polnischen Gesandten, welche die Krone der Jagellonen dem französischen Prinzen bis nach Paris entgegengebracht hatten, an ihrer Spitze die Magnaten Baski und Johann Zborowski.

Bevor die Empfangsceremonien und offiziellen Reden begannen, erbat sich der Letztere von dem König Urlaub, und ritt durch die aufgestellten Truppen direkt nach der Stadt, wo er vor einem der stattlichsten Häuser — ganz aus Holz gebaut, wie alle übrigen dieser Grenzorte — abstieg. Während harrende Lakaien sein Pferd in Empfang nahmen, trat er selbst in ein großes Gemach, wo vier andere Magnaten bereits vereinigt waren und ihn offenbar erwarteten.

Er küßte einen Jeden auf den Mund, nach Landesart; alsdann setzten sie sich.

„Nun, Johann," ergriff der Aelteste das Wort, „dieser erste Theil der Komödie wäre also glücklich abgespielt! Da wir selber die Krone nicht erlangen konnten, obwohl dieselbe der Macht und dem Glanze unseres Hauses wohl gebührte, so müssen wir eben versuchen, dieselbe auf Umwegen zu bekommen, wenn erst unsere Schwester Nadina als Gemahlin des Valois den Thron theilt. Vor Allem, was ist der Valois für ein Mann?"

„Ein Mann?" entgegnete der Gesandte verächtlich. „Am ganzen Hofe zu Paris habe ich nur einen gefunden, und der trägt einen Weiberrock, ich meine die Königin-Mutter Katharina. Dieser Heinrich von Anjou ist das reinste Gängelkind, eine Puppe, sage ich euch! Schminken und Pomaden beschäftigen ihn mehr, als ernste Angelegenheiten; und er handhabt lieber den Fangbecher als die Streitaxt."

„Um so besser! Gerade so wünsche ich mir meinen zu-

künftigen Schwager. Das Haus Zborowski hat im Ueberflusse, was diesem Weichling fehlt!"

Der also sprach und seine ehrgeizigen Pläne vor seinen Brüdern enthüllte, war das Oberhaupt der Familie, Peter Zborowski, der gewaltige Palatin von Sandomir. Er vor Allen hatte die Wahl des französischen Prinzen bei Senat und Landtag durchgesetzt.

Als nämlich der Letzte der Jagellonen, König Sigismund August II. im Jahre 1572 starb, hinterließ er nur eine Schwester, Anna. Die Magnaten, Senatoren sowohl wie Landboten, waren darin einig, der Erblichkeit der Krone ein- für allemal ein Ende zu setzen, und von ihrem alten Rechte, den Fürsten zu wählen, hinfort ausschließlich Gebrauch zu machen.

Polen war zu dieser Zeit noch eine bedeutende Macht, von großem Reichthum; und so fehlte es nicht an Bewerbern um den Thron.

Von den Magnaten selbst erhoben der Primas, Erzbischof von Gnesen, sowie der Krongroßmarschall Firley Ansprüche; Fürsten des Auslandes, wie der König von Schweden, der Kaiser von Deutschland, der Zar von Rußland versuchten, Polens Krone mit der ihrigen zu vereinigen.

Die eingeborenen Prätendenten erkannten bald, daß sie keine Aussicht hatten, die Stimmen ihrer ebenbürtigen Kollegen zu erhalten. Die fremden Monarchen wurden einer nach dem anderen ausgeschlossen, da die Polen einen König für sich haben wollten, und mit Recht in der Wahl eines ohnehin schon mächtigen Nachbars den Verlust ihrer Selbstständigkeit voraussahen. So erhielt schließlich, nach langem Intriguenspiel, der jüngere Bruder des Königs von Frankreich den Vorzug. Er verdankte ihn dem Einflusse Baski's, den er durch Versprechungen und Geld gewonnen, und ganz besonders der Familie Zborowski.

Der Palatin von Sandomir und seine Brüder hatten sich wohl gehütet, direkt um die Krone zu werben. Sie hofften, sich derselben indirekt, durch ein Geschöpf ihrer Hand, zu bemächtigen, und ihrer schönen Schwester Nadina trauten sie hinreichende Macht zu, den König in Fesseln zu legen.

„Was hast Du mir denn von dem Wapowski geschrieben?“ begann auf's Neue der Gesandte. „Die Nadina sei in ihn verliebt? Er rechne auf ihre Hand? Sie habe ihm schon ihr Wort gegeben?“

„Das ist der schwarze Punkt am Horizont!“ entgegnete der Palatin stirnrunzelnd. „Das fehlte noch, daß ein Weibsbild unsere Pläne durchkreuzte! Zu einer Königin will ich sie machen, und nicht zur Kastellanin von Przemysl!“

„Du hast ihr doch recht zugeredet?“

„Ich habe ihr zugeredet, ja! Aber ist sie nicht auch eine Zborowska? Unsere Köpfe sind schwer zu brechen.“

„Den Teufel auch!“ rief zornig Samuel, der jüngste der Brüder. „Geht es an einem Ende nicht, so versuchen wir's am andern! Mit dem Kastellan von Przemysl will ich allein schon fertig werden!“

„Ruhe! Ruhe und Ueberlegung!“ warnte der Palatin. „Wir haben Zeit. Es ist gebotener Friede; wer denselben bricht, bringt sich um den Kopf.“

„Vorläufig ist er beim Valois auch schon recht schlecht angeschrieben,“ setzte der Gesandte hinzu. „Er und Firley sind es ja, welche die neuen, die königliche Gewalt noch mehr einschränkenden Gesetze ausgeheckt und im Senate durchgedrückt haben. Wenn dieser Heinrich ihm auf irgend eine Art beikommen kann, geht's ihm schlecht, denn Großmuth oder Milde scheinen mir nicht zu den hervorragenden Tugenden dieser Franzosen zu gehören! Doch die Minuten fliehen; begeben wir uns an unsere Plätze. Der

König soll seine treuesten Diener nicht schon in den ersten Momenten seiner Regierung vermissen."

Sie brachen auf, schwangen sich auf ihre Pferde, und während der Gesandte sich dem Gefolge Heinrich's von Valois wieder anschloß, stellten sich der Palatin und die anderen Brüder an die Spitze ihrer Gefolgsleute.

War schon der Empfang in Meseritz so großartig gewesen, so zeichneten sich der Einzug in Krakau und die Krönung durch eine Pracht und einen Reichthum aus, von welchem die französischen Höflinge trotz des Pariser Luxus bisher keine Ahnung gehabt hatten. Das Kostüm eines Jeden der Magnaten repräsentirte für sich allein ein Vermögen; da war nichts als Edelsteine in Menge, höchst seltenes Pelzwerk; gewöhnliche Gefolgsmänner, deren der Aermste zweihundert mit sich führte, strotzten in Gold- und Silberbrokat. Die Polen ritten Pferde, für welche sie ungeheure Summen verschwendeten, und die sie aus aller Herren Ländern, aus Spanien, ja aus Afrika kommen ließen. Zahlreiche Triumphbogen waren errichtet, auf welchem silberne Adler, Meisterwerke der Mechanik, beim Durchzuge des Königs sich dreimal verneigten und mit den Flügeln schlugen.

Nachdem im Dome der Primas die Eidesformel verlesen, wandte sich der Krongroßmarschall Firley gegen die Senatoren und Landboten, und rief mit dröhnender Stimme: „Ist es euer Wille, daß Heinrich von Valois, Herzog von Anjou, zum Könige gekrönt werde?"

„Wir wollen es!" schrien sie einstimmig. „Vivat Rex!"

„Vivat rex — es lebe der König!" wiederholten die Anwesenden, sowie die tausendköpfige Menge, welche vor dem Portale in dichtem Gedränge harrte.

Die polnischen Gastmähler waren von jeher berühmt, und die bescheidensten derselben nahmen sieben bis acht



Tagesstunden in Anspruch; aber es wäre vergeblich, die Fülle, die Auswahl, die Verschwendung beschreiben zu wollen, die bei dem Essen herrschte, welches im Schlosse die polnischen und französischen Großen vereinigte. Schweren Hauptes und überladenen Magens zogen sich endlich der König und seine Vertrauten zurück, während die Magnaten in homerischem Wettkampfe ihre Trinkfähigkeit maßen.

„Wo sind St. Luc und Quelus?“ fragte König Heinrich, als Friseur und Kammerdiener seine Nachttoilette begannen.

„Unter den Tisch gefallen!“ entgegnete mit etwas schwerer Zunge der junge Graf Schomberg.

„Und Du hast widerstanden, mein braver Schomberg! Allerdings, Deine Familie stammt nicht umsonst aus Sachsen!

„Sire, um gerecht zu sein, sollten Sie Ihr Kompliment eher an Du Hall und Souvray richten; ihnen gegebührt die Palme unter uns Allen; sie können sogar noch gerade stehen!"

„Ja freilich, die haben sich in ihren Burgunderweinen schon in früher Jugend gestählt; ich hätte nie gedacht, daß eure Laster einmal euch zum Ruhme gereichen würden!"

Damit verfiel Heinrich in tiefes Sinnen, welches Niemand zu unterbrechen wagte. Kammerdiener und Friseur waren fertig und entfernten sich; auch die Höflinge machten Miene zum Aufbruche, als ein Zeichen des Königs sie zurückhielt.

„Und glaubt ihr wirklich, daß das ein Leben für mich sein wird, inmitten dieser Wölfe und Bären, in Schnee und Eis zu verwildern? König der Sarmaten! Eine beneidenswerthe Sache, wahrhaftig! Und dazu noch Wahlkönig! Sie haben ihre Rechte, Freiheiten und ähnliche Duseleien schön verklausulirt! Jeden Morgen erschienen sie mit neuen Vorbehalten. Mein Bruder Karl hat mir diese Krone aufgedrungen, um sich meiner zu erledigen. Wollen sie mir nicht sogar die alte Infantin, die Anna, aufhalsen? Sie könnte ja meine Mutter sein!"

„Der Zborowski," also erklärte Du Hall, „gab mir zu verstehen, daß diese Bedingung wohl zu umgehen sein werde; er räth zum Hinziehen, zu bedeutungslosen Höflichkeiten, er meinte, das werde mit der Zeit sich schon geben!"

Souvray setzte hinzu: „Er meinte auch, das mit den Freiheiten sei auch nicht so gefährlich. Gestützt auf einige ergebene Familien von Einfluß —"

„Er meint mir nur zu viel!" bemerkte der König. „Da ist mir der Baski lieber. Mit dem weiß man doch

sogleich, woran man ist. Hunderttausend Thaler, und einige einträgliche Posten, mehr verlangt er nicht. Dieser Zborowski hingegen, der Teufel weiß, was der im Schilde führt."

„Ha! Wenn seine Schwester auch nur einigermaßen dem Porträt gleich sieht, das er uns gezeigt, so ließe sich mit diesen Leuten doch ein angenehmer Verkehr einleiten!" sagte Schomberg lachend.

„Vorderhand kann und muß man sich dieser Leute bedienen," sagte der Kanzler Pibrac, ein ernster und gewiegter Staatsmann. „Wenn mit ihrer Hilfe die frechen Unterthanen zu Paaren getrieben sind, ist es immer noch Zeit, auch diese Rebellen zu brechen. Erinnern Sie sich, Sire, der weisen Rathschläge Ihrer erlauchten Mutter."

„Gewiß, gewiß!"

Auf einen neuen Wink des Königs verabschiedeten sich nun auch die Höflinge.

Endlich allein, zog der König ein goldenes Medaillon hervor, öffnete dasselbe, und betrachtete lange das reizende Frauenporträt, welches darin enthalten war. Dann seufzte er tief auf, küßte dasselbe, verschloß es wieder, und ließ sich auf seinen Betstuhl nieder.

Das Original des Bildes war aber nicht eine Polin, sondern eine Dame vom französischen Hofe, Maria v. Clèves, die erste Liebe des Herzogs von Anjou. — —

Die folgenden Tage waren ritterlichen Spielen gewidmet.

Auf einer Tribüne saß der König, auf vergoldetem Stuhle, unter goldenem Baldachin, welchen Polens Wappen überragte. Neben ihm, zur Rechten wie zur Linken, nahmen die Damen der polnischen Großen Platz; unter ihnen und dem Könige zunächst die vor Allen schöne Nadina Zborowska. Weiter hinten, auf erhöhten Stufen, hatten die französischen Edelleute, als Ehrengäste, ihre Sitze. Zuletzt kamen

die Senatoren, Landboten und Magnaten, insofern sie nicht an den Turnieren sich betheiligten.

Die Spiele verliefen programmmäßig, am Abend war wieder große Tafel im Schlosse. Das Unglück wollte, daß Samuel Zborowski und der Kastellan von Przemysl mit ihrem Gefolge unter dem Thore zusammenstießen.

„Nun, Wapowski," rief Samuel überlaut, „wo hast Du denn Deine Kunkel? Denn mir scheint, Du bist nicht zu männlichem Spiele hiehergekommen; Du scheinst mir ganz dazu gemacht, einen ausgezeichneten Hanf zu spinnen."

„Man kennt mich, Samuel Zborowski, und meine Proben sind schon lange abgelegt. Doch ich ehre auch Deinen Namen, und —"

„Eine alte Spinnerin, sage ich!" unterbrach ihn Samuel laut schreiend.

Sein Gefolge lachte, die Leute aus Przemysl murrten, gegenseitig begann ein Hin- und Herdrängen, es fielen Püffe und Schläge.

Der Kastellan und einige andere hinzugekommene Edle suchten zu trennen, zu beschwichtigen; Zborowski aber stieß mit roher Faust einen der Männer aus Przemysl dergestalt vor die Brust, daß dieser niederstürzte. Wapowski warf sich dazwischen; Samuel entriß einem seiner Diener die Streitaxt und schlug damit zweimal den Kastellan auf das unbewehrte Haupt. Blutüberströmt taumelte dieser zurück; es fielen Musketenschüsse; von allen Seiten eilten Bewaffnete herbei.

Eine ergreifende Scene fand im Schlosse statt.

In dem Saale, in welchem die Tische für über fünfhundert Gäste gedeckt waren, und Hunderte von Leuchtern die Nacht dem Tage gleich erhellten, stand der König, umringt von den französischen Edelleuten. In einer Ecke hatten sich die Damen bange geschaart. Von zwei Magnaten gehalten, roth von Blut vom Scheitel bis zu den



Füßen, erschien wankend Wapowski. Senatoren und Landboten drängten nach. Alles schrie nach Gerechtigkeit.

„Zborowski hat den Frieden gebrochen! Laßt ihn in Ketten legen! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!“

Todtenbleich, doch energisch, suchte Nadina die Menge zu durchbrechen, und den verwundeten Kastellan in ihre Arme zu fassen. Doch der Palatin von Sandomir vertrat ihr den Weg; während seine Brüder sie gewaltsam zurückzogen, näherte auch er sich dem Könige.

„Samuel ist in meinem Hause, und er wird sich dem Richter nicht entziehen, dafür bürge ich. Auch wir verlangen richterlichen Spruch. Sire, sucht, wo die Wahrheit, sucht, wo das Verschulden. Strafet nach Recht und Gesetz!“ Und in französischer Sprache setzte er leiser hinzu: „Einen Ihrer Feinde sind Sie los; so möge es Allen ergehen, welche am Throne zu rütteln wagen!“ — —

Am andern Tage erlag Wapowski seinen Wunden.

Diese Blutthat machte den Festlichkeiten ein jähes Ende. Palatine und Kastellane zogen nach Hause, insofern sie nicht ein Amt am Hofe bekleideten. Der Reichstag löste sich auf, da mit der Krönung sein Mandat vorderhand erlosch.

Der König führte die Untersuchung nach seiner Weise. Trotz der Einsprache des Krongroßmarschalls, welcher nach Landrecht ein Todesurtheil verlangte, begnügte er sich damit, den Magnaten Samuel Zborowski auf ewige Zeiten des Landes zu verweisen.

„Man weiß ja,“ sagte er lächelnd zu dem Palatin von Sandomir, „wie kurz solche Ewigkeiten manchmal sind.“

Und da Firley, ein persönlicher Feind der Zborowskis, ihn fortwährend mit neuen Vorstellungen belästigte, bei Senat und Landtag Berufung einzulegen drohte, so fand man ihn eines Morgens todt im Bette.

So begann die Regierung Heinrich's mit einem Todtschlage, einer Rechtsverletzung, und — wie wenigstens die Zeitgenossen glaubten — einer Vergiftung.

Die Zborowskis triumphirten. Peter erbte das Amt, welches Firley bisher bekleidet hatte, und sein Bruder

Andreas erhielt die Würde eines Hofmarschalls. Er allein von den Magnaten hatte jederzeit Zutritt beim Könige, welcher auch im Hause des Palatins häufige Einladungen annahm, und der schönen Schwester den Hof zu machen begann, in einer Weise, welche den kühnsten Plänen der Familie entsprach.

Nadina schien die Huldigung des Monarchen mit Wohlgefallen anzunehmen; es überraschte dies ihre Freundinnen um so mehr, als sie das Verhältniß mit Wapowski, sowie den eisernen Sinn der Zborowska wohl kannten.

Ihre besondere Vertraute, Ladislava Spalinska, fragte sie einmal: „Und so rasch hast Du Wapowski vergessen?"

„Vergessen? — Komm und sieh!"

Damit führte sie dieselbe in ihr Schlafgemach, öffnete einen Koffer, und zog ein blutgetränktes Hemd hervor.

„Auf diese Reliquie habe ich geschworen, ihn zu rächen. — Meine Brüder, was sind sie mir! Haben sie ein Gefühl für mich? Würden sie nicht auch mich hinschlachten, wie den Armen, wenn sie dadurch eine Stufe höher stiegen? Jetzt will ich, wozu mich keine Macht je gezwungen, so lange der Erwählte meiner Seele lebte. Ich will Königin sein, und will die Gewalt. Wenn durch ein Weib das Haus Zborowski zur höchsten Würde gelangt, so ist dies sein letztes Aufleuchten: denn der Mannesstamm soll im Blute untergehen. Das habe ich geschworen. Wapowski soll gerächt werden!" — —

Inzwischen machte der König, der eingegangenen Verpflichtung gemäß, auch der Infantin Anna seine Aufwartung. Sie empfing ihn, in tiefe Trauer gekleidet, inmitten ihrer Damen und einiger Magnaten. Galant küßte er ihr die Hand und begann ein längeres Gespräch auf Italienisch, welcher Sprache Beide mächtig waren. Er gab ihr zu Ehren einige Feste, sandte ihr Geschenke, wohlgedrehte Komplimente. Sie glaubte sich des Ausgangs so sicher,

daß sie bereits ihre Brautkleider anfertigen und mit Lilien sticken ließ.

Bei seinen französischen Vertrauten machte sich Heinrich über sie lustig; spöttelte auch des Wahnes, in welchem er die Zborowskis hielt, und freute sich seines Doppelspieles. Hatte er der einen oder anderen der Damen ganz besonders den Kopf verdreht, so setzte er in seinem Gemache einen feurigen Brief an Maria v. Clèves auf, oft sechzehn Seiten lang.

Auch sonst waren seine Gedanken und sein Herz in Frankreich. Mit Ungeduld erwartete er stets die geheimen Kuriere, welche ihm seine Mutter in rascher Folge schickte. Sein Bruder, Karl IX., war schwer krank geworden. Starb dieser, so war Heinrich der nächste Erbe. Doch zweihundert Meilen trennten ihn von Paris, und der dritte Bruder, Alençon, war wohl im Stande, ihm den Thron Frankreichs wegzuschnappen. So „lastete ihm Polens Krone wie ein Felsblock auf dem Haupte", wie einer seiner Günstlinge schrieb.

Er regierte denn auch in sonderbarer Weise, und machte sich ein Vergnügen daraus, seine Unterthanen vor den Kopf zu stoßen. Stundenlang ließ er Magnaten und Senatoren in seinen Vorzimmern warten, um ihnen schließlich anzukündigen, daß er sie heute nicht empfangen könne. Oft hütete er vierzehn Tage lang das Bett, nur um sich nicht zeigen zu müssen. Seine französischen Gefährten, durch ihn ermuntert, spotteten der polnischen Sitten, zogen jeden nationalen Brauch in's Lächerliche. Mußte der König je einmal einer Rathssitzung beiwohnen, so blieb er stumm, sah zerstreut um sich, als ginge ihn dies Alles gar nichts an. — Er verlor mit Absicht ungeheure Summen an diesen oder jenen seiner Günstlinge, und ließ seine Schuld durch die Reichskasse bezahlen, so daß das polnische Geld in französische Hände kam. Dann wieder verfiel er von

einem Extrem in's andere, bezog ein Lustschloß in der Nähe Krakau's, und nun begann eine Periode wüsten Treibens und ausgelassenster Schwelgereien.

Und doch war Polen eines besseren Regenten werth. Trotz des rauhen Klimas stand der Kornbau in erfreulicher Blüthe, Bergwerke förderten ihre Schätze an den Tag, auch geriethen drei bis vier Weinsorten. Im Gegensatze zum übrigen Europa war das Unterrichtswesen sehr vorgeschritten. Selbst in kleinen Dörfern gab es Schulen; außer der Landessprache war Latein auch dem geringen Manne geläufig; die höheren Klassen sprachen und schrieben zudem Deutsch und Italienisch.

So verstrich der Winter; mit dem Monat Juni begann die mildere Jahreszeit, Wald und Feld belebten sich; auch die Herzen thauten auf. Der König schien endlich seine Pflicht besser zu verstehen; er beschäftigte sich ernstlicher mit den Angelegenheiten des Reiches, oder that wenigstens so, seine Edelleute traten bescheidener auf. Zudem hatte seit einem Monate der größte Theil derselben nach und nach das Land geräumt, worüber sich die Magnaten freuten, und nur einige Wenige den Kopf schüttelten.

Die Infantin, zu deren Ehren soeben große Feste stattgefunden, glaubte sich dem Ziele nahe; und den Zborowskis ihrerseits hatte der König versprochen, demnächst die Maske wegzuwerfen und offiziell um die Hand Nadina's zu werben.

Jeder Tag brachte ein Fest, ein Banket, oder sonst ein Vergnügen. Jede Nacht aber wurde ein französischer Bote in irgend einer Verkleidung beim Könige eingeführt. Ihre Depeschen waren immer dringender: Karl IX. lag in Vincennes darnieder, dem Tode nahe.

Am 14. Juni fanden sich Pibrac, der französische Botschafter Bellièvre, Villequier und Souvray im Kabinette des Königs vereinigt, und dieser stellte ihnen zwei staub-

bedeckte Edelleute vor, die Herren v. Chemeraut und Neufvy, welche, gleichzeitig von Paris abgegangen und auf verschiedenen Wegen nach Polen gelangt, mit zwei Stunden Abstand soeben in Krakau eingetroffen waren.

„Abgesandte meiner Mutter!" erklärte der König. „Mein Bruder Karl ist todt. Es handelt sich nun darum, mit guter Art von hier fortzukommen. Große Eile thut noth, denn mein theurer Bruder Alençon wäre wohl im Stande, mir einen schlechten Streich zu spielen; und wir müssen uns in aller Stille wegmachen, sonst würden uns die Polen mit Gewalt zurückhalten, so groß ist ihre Liebe zu uns. Uebrigens haben wir hier nicht mehr viel zu thun: der Staatsschatz ist leer, und den besseren Theil der Krondiamanten hat unser getreuer des Issoires nebst unserem eigenen Schmucke bereits über die Grenze gebracht."

„Majestät," begann Bellièvre; „mit Ihrer Erlaubniß würde ich Folgendes vorschlagen: Ohne den Tod meines Königs vorzeitig zu erwähnen, gibt mir, als Gesandtem Frankreichs, schon die bis jetzt bekannte Thatsache seiner schweren Krankheit, mit welcher er bekanntlich ringt, Vorwand genug, um mich beim Senate zu beurlauben, und in ganz natürlicher Weise Polen zu verlassen. Ich werde mich der größten Eile befleißigen, und an zu bezeichnenden Punkten für frische Pferde für Eure Majestät und deren Begleiter sorgen. Sie verlassen Krakau einige Stunden nach mir, ohne Aufsehen, und während die Sarmaten Sie noch im tiefsten Schlafe wähnen, haben Sie einen Vorsprung von zwölf Stunden oder mehr, den selbst die besten Reiter nicht mehr einzuholen vermögen."

„Der Rath ist gut!" erwiederte der König nach einigem Nachdenken. „Macht unter euch die nöthigen Einzelheiten ab. Heute Abend ist großes Gelage. Wie üblich, werden die Eingeladenen sich bis zur Bewußtlosigkeit betrinken. Ich ziehe mich frühe zurück. Wie schade, daß ich nicht

mehr da sein werde, die Gesichter der Zborowskis zu betrachten! Und die alte Anna erst! — Nun, man kann nicht alle Freuden haben. Benachrichtigt auch Quelus und Schomberg."

„Und was verfügt Eure Majestät betreffend unserer übrigen Landsleute?"

„Alle kann ich nicht mitnehmen. Sie werden sich schon aus der Patsche ziehen. Im Nothfalle finden sie bei den fremden Botschaftern eine Zuflucht."

Am Abend ging es an der königlichen Tafel hoch her, wie gewöhnlich. Franzosen und Polen tranken um die Wette. Wenn Diese den starken Branntwein wie Milch hinunterschütteten, und die gewürzten Getränke als linderndes Pflaster darauf setzten, so waren Jene der schweren Weine besser gewohnt, und sie strengten sich absichtlich an, den Sarmaten nach Kräften Stand zu halten.

Am unbehaglichsten fühlte sich offenbar der König. Er zwang sich, Zborowski in einem zwei Maß haltenden Goldpokal Bescheid zu thun. Bald nachher entschuldigte er sich, bat die Gäste, seiner nicht zu achten, und verschwand.

Die Köpfe erhitzten sich zusehends, und zurückgehaltener Groll kam an den Tag.

„Es riecht hier doch ganz verflucht nach Moschus!" schrie Tomicki, Kastellan von Gnesen. „Ach, verzeih mir, Bruder," setzte er grinsend hinzu, den Herr v. Besigny unter dem Arm fassend, „ich sah Dich nicht, ich habe wahrhaftig nicht auf Dich anspielen wollen!"

„Uebrigens habt ihr in Paris alle Muße gehabt, euch an diese und andere Gerüche zu gewöhnen!" erwiederte Besigny. „Es war Zeit, Freund, daß ihr ginget; verzeih mir Gott, die Weinernte des Jahres hattet ihr uns bereits weggetrunken."

„Warst Du nicht einige Zeit am Hofe des Großtürken, Bruderherz?“ rief Odowalski dem Grafen v. Seissac zu. „Nicht? Wirklich nicht? Kurios! Als ich mit unserem Gesandten nach Konstantinopel ging, war Einer dort, der sah Dir auffallend ähnlich! Aber ganz genau, wie ein Ei dem andern! Er hatte eine gute Stelle als Possenreißer!“

„Das hättest Du bequemer sehen können, und der Türke säße längst schon mit seinem Hofstaate auf eurem Halse, wenn bei euch was Anderes zu holen wäre als Eisklötze und Ungeziefer! Und wenn Du übrigens darauf bestehst und mich für einen Hofnarren hältst, so will ich Dir doch gleich meine Pritsche zeigen!“

Damit riß der Graf den Degen aus der Scheide, der Pole griff nach seinem Krummsäbel; doch Andere fielen ihnen in die Arme, beschwichtigten sie, zwangen ihnen volle Becher in die Hände; den Schimpfworten folgten die eindringlichsten Entschuldigungen, es wurde geherzt und geküßt, weitergetrunken, und der Lärm ging von Neuem los. Bald der Eine, bald der Andere fiel auf oder unter den Tisch; wer im Schlosse wohnte, wurde von Bedienten auf sein Bett getragen; die Anderen machten ein kleines Schläfchen da, wo sie hingefallen waren; Einige erhoben sich mühsam zu neuem Schlemmen.

In einem entlegenen Flügel schlichen unterdessen fünf vermummte Gestalten durch die langen Gänge, stiegen tastend mehrere Treppen hinab, und hielten vor einer kleinen Pforte, welche in's Freie führte. Der Pförtner lag im tiefsten Schlafe. Während der König mit drei Edelleuten — denn dies waren die Nachtwandler — unter dem Stiegenhause sich versteckte, pochte der Fünfte den Pförtner wach.

„Wer ist da?“ rief der Pole, das Fensterchen halb öffnend und den Ruhestörer mißtrauisch musternd.

„Pst! Mach keinen Lärm, Väterchen! Du erkennst

mich nicht?“ Damit schob der Klopfende den Hut etwas zurück.

„Pan Souvray! Gewiß kenne ich Sie! Womit kann ich Euer Gnaden dienen?“

„Ich habe ein Stelldichein, und Du begreifst, Väterchen, daß ich das nicht an die große Glocke hängen will. Gib mir bis morgen den Schlüssel. Hier hast Du auch einen goldenen Sigismund für Deine Mühe. Aber, wohlverstanden, stillgeschwiegen, he, Alter!“

„Schon recht, Euer Gnaden. Begriffen!“

Damit überreichte der Pförtner das Verlangte und verkroch sich wieder unter seine Decken. Der Edelmann öffnete; auf den Fußspitzen machte sich der König mit seinen Gefährten davon.

Bei einer nahen Kapelle harrten die Herren Du Hall und Pibrac mit Pferden. Sie schwangen sich auf und ritten davon, zuerst in kurzem Trabe, aus welchem sie, sobald die Vorstädte Krakau's hinter ihnen lagen, in den wildesten Galop übergingen.

„Ein feuriges Thier!“ bemerkte der König kurz athmend zu seinem nächsten Begleiter. „Ein Geschenk Zborowski's. Wenn er wüßte, wozu es mir jetzt dient, er hätte es wohl in seinem Stalle behalten!“

In einem kleinen Dorfe, Namens Zator, ließen sie die Pferde verschnaufen. Der König rieb sich die Schläfen mit einem in Wein getauchten Taschentuche; die Anderen stärkten sich mit einem Glase Schnaps; dann ging es weiter, immer in schärfstem Rennen, bis Oswiecim, wo sie von dem Gardehauptmann Larchant und den Herren v. Beauvais und Nangit mit frischen Pferden erwartet wurden. Sie glaubten, sich etwas ausruhen zu dürfen, stiegen ab und traten in die Schänke. Doch kaum hatte ihnen der Wirth Brod und Wein vorgesetzt, als das Geschrei ertönte: „Die Polen! Rette sich, wer kann!“ Sie

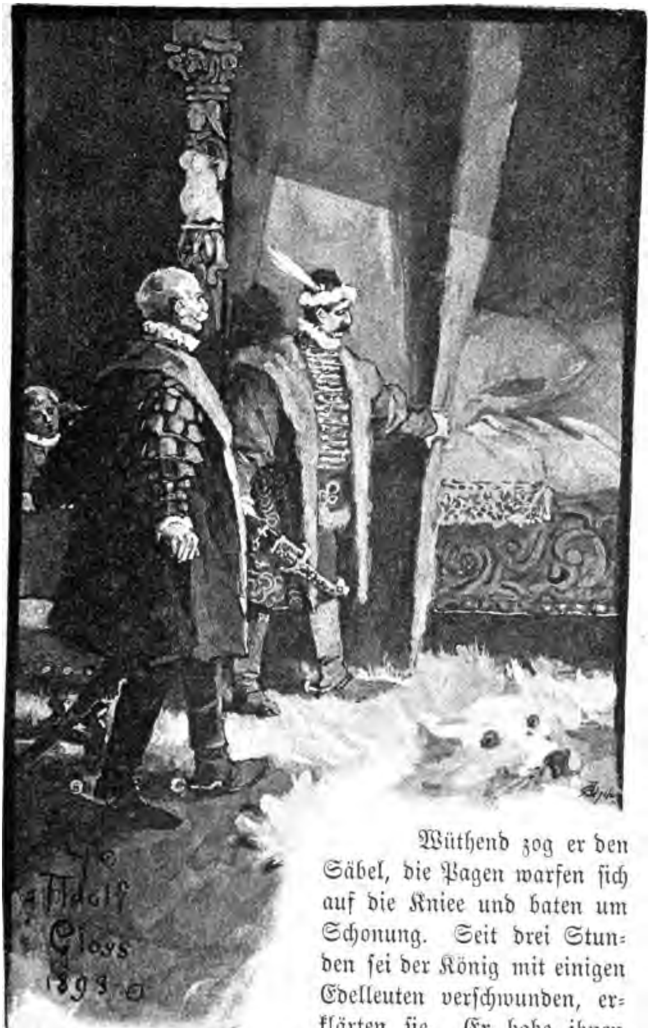
stürzten in's Freie, schwangen sich in die Sättel und brausten davon, während, noch in weiter Ferne, dunkle bewegliche Punkte vom Horizonte sich abhoben.

Ein übler Zufall hatte es nämlich während des Gelages gefügt, daß Andreas Zborowski, voll süßen Branntweins, plötzlich von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach Quelus übermannt wurde. Diesen unter den Gästen vermissend, begab er sich schwankenden Trittes nach dem Zimmer, in welchem derselbe mit den anderen Günstlingen wohnte. Er fand die Thüre offen, aber die Betten leer und unberührt. Ein Wachslicht brannte noch; er sah geöffnete Koffer, ein Durcheinander von hastig ergriffenen und wieder weggeworfenen Gegenständen, alle Anzeichen einer plötzlichen Abreise.

Wie durch Zauber verschwand die Trunkenheit, und machte einem jähen Schrecken Platz. Die Zborowskis hatten ihre ganze Hoffnung auf Heinrich gegründet; der gegen ihn sich anhäufende Unwille traf auch sie; nur in ihm fanden sie Schutz und Rückhalt gegen die Feinde, die sie sich durch ihre Arroganz und Ausschreitungen in immer größerer Zahl zugezogen hatten.

Rascher als er gekommen, eilte Andreas nach dem Festsaale zurück, nahm den Palatin bei Seite, und Beide suchten die Gemächer Heinrich's auf.

Durch's Schlüsselloch in das Schlafzimmer spähend, sahen sie die Vorhänge des Bettes zugezogen, wie gewöhnlich, und zwei Pagen in Lehnstühlen schlafend. Doch sie waren zu erregt, um sich mit dem bloßen Scheine zu begnügen. Auf ihr Anklopfen sprang einer der Pagen auf, öffnete dem Hofmarschalle, nachdem er sich genannt hatte, bedeutete mit erhobenem Finger, daß Seine Majestät schlafe, und jedes Geräusch zu vermeiden sei. Doch schon hatte der Palatin die Vorhänge zurückgeschlagen: das Bett war leer!



Wüthend zog er den Säbel, die Pagen warfen sich auf die Kniee und baten um Schonung. Seit drei Stunden sei der König mit einigen Edelleuten verschwunden, erklärten sie. Er habe ihnen strenge geboten, das Geheimniß zu wahren. „Drei Stun-

den! Noch ist es Zeit! Bietet Alle auf! Zu Pferde! — Wir holen ihn noch ein und führen ihn mit Gewalt zurück! — Wir kennen die Wege besser."

In kürzester Zeit waren Schloß und Plätze mit Fackeln erhellt; und die Zborowskis mit rasch versammelten Truppen, anderen Magnaten, wie Graf Tenczinski, selbst der Bischof von Krakau, im Ganzen gegen tausend Pferde, sprengten davon, denselben Weg nach der Grenze einschlagend, welchen der König nothwendigerweise nehmen mußte.

Allen voran die beiden Zborowski. Vorzüglich beritten, ließen sie bald die Meisten nach und nach hinter sich. Angst, Ehrgeiz und Wuth gaben ihnen Flügel. So geschah es, daß sie die Franzosen in Oswiecim beinahe erreichten.

In wildem Rennen jagten beide Parteien dahin. Schon zeigte sich in der Ferne der Kirchthurm von Pleß, dem ersten Dorfe auf deutschem Boden. Ein Flüßchen durchschnitt den Weg; einige der Franzosen hatten unter Wagniß des Lebens sich aufgeopfert und die Bretter der Brücken weggerissen. Das Pferd Andreas' stürzte. Der Palatin setzte in's Wasser, laut rufend: „Majestas cur fugis? Warum fliehst Du?"

Er erklomm das Ufer, in langen Sätzen erreichte er die Flüchtigen, welche plötzlich hielten, sich umwandten und zu den Pistolen griffen. Mitten unter ihnen erschien der König.

Zborowski sah um sich: nur fünf Tataren hatten ihm folgen können. Als treue Diener spannten sie ihre Bogen, zum Angriffe bereit.

„Weg mit den Pfeilen, Palatin von Sandomir, oder ihr seid Alle des Todes!" rief ihm der König zu. „Wir sind hier zwanzig, gut bewaffnet und zum Aeußersten entschlossen."

„Aber warum flieht Eure Majestät?" entgegnete Zborowski, gleichzeitig den Tataren in ihrer Sprache Abrüstung befehlend.

„Ich fliehe nicht, Palatin. Mein Bruder Karl ist gestorben; ich gehe, Frankreichs Scepter zu ergreifen. Ich bleibe dennoch König Polens, wenn Ihr wollt; aber vorderhand habe ich höchste Eile, in Paris zu sein. Es paßte mir nicht, durch lange Verhandlungen mit dem Senate meine Zeit und vielleicht mein schönes Frankenland zu verlieren. Von Wien aus werde ich Euch schreiben und meinen Vertreter bezeichnen." *)

Zborowski sah auf's Neue zurück. In weiter Ferne tauchten Gestalten auf. Er suchte Zeit zu gewinnen und begann eine Rede, in welcher er den König zur Rückkehr zu bewegen suchte, da sonst Polen für ihn verloren sei.

Doch auch die Franzosen bemerkten die näherkommenden Reiter.

„Es ist Alles umsonst, Palatin!" sagte der König, kurz abbrechend. „Gehe es, wie es wolle. Für Eure geleisteten Dienste danke ich, aber Eures Landes bin ich ohnehin satt. Dort ist Pleß, wo fünfhundert deutsche Reiter meiner warten. Versucht es nicht, uns weiter zu verfolgen."

Damit wandten der König und seine Leute die Pferde. Noch einmal drehte sich Heinrich im Sattel: „Apropos, einen schönen Gruß an Nadina. Ich gedenke bald meine einzige Liebe, meine theure Maria v. Clèves, wiederzufinden, und werde Euch zur Zeit meine Vermählung anzeigen."

Die Franzosen brachen in ein Gelächter aus, und im Trabe erreichten sie den deutschen Boden.

Hätte Zborowski eine Pistole gehabt, so wäre dem König sein Hohn vielleicht theuer zu stehen gekommen.

*) Siehe das Titelbild.

So konnte er seinem Zorne nur in ohnmächtigen Verwünschungen Luft machen. Auf's Neue durchschwamm er den Fluß mit seinen Tataren; am andern Ufer erschienen soeben sein Bruder Andreas, der ein neues Pferd gefunden, und ein Dutzend weiterer Gefolgeleute.

Rathlos kehrten sie nach Krakau zurück.

Vorderhand verlief die Sache besser für sie und die politische Partei des Valois überhaupt, als sie hoffen konnten. In der allgemeinen Bestürzung kamen die feindlichen Magnaten zu keiner Einigung. Die zurückgebliebenen Franzosen, einen Augenblick in Lebensgefahr, wurden durch die Gesandten der fremden Mächte vor dem Zorne der Menge gerettet. Der Konstitution gemäß ergriff der Erzbischof von Gnesen, Primas von Polen, wiederum die Zügel des Reiches.

Der Reichstag erklärte den Thron für erledigt und erwählte im folgenden Jahre den Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bathory, zum Könige. Dieser heirathete die zweiundfünfzigjährige Infantin Anna, und seine Regierung zählt zu den glücklichsten.

Die Herrschaft der Zborowskis war aber zu Ende. Samuel, auf die immer noch bedeutende Macht des Hauses trotzend, wagte es, zurückzukehren. Stephan ließ ihn ergreifen, auf's Neue richten, und das gefällte Todesurtheil an ihm vollziehen.

Nadina Zborowska vernahm diese Nachricht im Kloster, wo sie ihren Schmerz begraben.

Den König Heinrich erwartete in Wien eine Nachricht, welche ihn beinahe zur Verzweiflung brachte. Maria v. Clèves war zu Anfang des Monats plötzlich gestorben.

Er bestieg bekanntlich als Heinrich III. den Thron Frankreichs und wurde später, während er das aufrührerische Paris belagerte, von Jacques Clément ermordet. Mit ihm erlosch das Haus Valois im Mannesstamme.

Die Töchter des Doktors.

Novelle

von

Robert Misch.

(Nachdruck verboten.)

1.

Eine dumpfe Schwüle herrschte im Wartezimmer. Die Nachmittagssonne stahl sich durch die herabgelassenen Jalousien und streifte die Goldleisten eines großen Stahlstiches an der Wand und den abgeschabten Rock des Mannes, der unter dem Bilde saß und sorgenvoll vor sich hin starrte. In der tiefen Stille konnte man das Summen der Fliegen und ein leises Gemurmel aus dem Nebenzimmer deutlich hören.

Das Wartezimmer war noch einfacher eingerichtet, als es bei Aerzten schon gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Es enthielt nichts als ein schmales, abgenutztes Ledersopha und einige Rohrstühle als Ausstattung, die von einem kleinen Tisch, einer Uhr und zwei Stichen an der Wand ergänzt wurde.

Nebenan wurden jetzt Schritte vernehmbar, und die Thür öffnete sich. Sofort erhob sich der Mann und schob sich langsam und demüthig in's Nebenzimmer. Ein alter, kleiner Herr mit milden, klugen Augen saß dort am Schreibtisch und blickte ihn freundlich an.

„Guten Tag, Herr Doktor!“

„Na, Hempel, wie geht's heute?“

„Etwas besser, Herr Doktor ... die Medizin neulich hat schon geholfen.“

„Dann wollen wir sie vorläufig fortbrauchen! — Na, zeigen Sie 'mal!“

Schüchtern näherte sich der Kranke und setzte sich auf die äußerste Ecke des neben dem Schreibtisch stehenden Stuhles. Der Doktor nahm seine Untersuchung vor, deren Resultat ihn zu befriedigen schien. Während dessen ließ der Mann seine Augen durch den zwar einfach, aber behaglich und geschmackvoll ausgestatteten Raum gleiten. Ringsum an den Wänden zogen sich hohe, fast bis zur Decke mit Bücher angefüllte Gestelle hin, die von den Büsten hervorragender Dichter gekrönt waren. Die schneeweißen, sorgsam hochgesteckten Gardinen am Fenster, sowie die musterhafte Ordnung dieses Studir- und Arbeitszimmers zeugten davon, daß hier weibliche Hände zu walten pflegten.

Der Doktor hatte seine Untersuchung beendet und erhob sich zugleich mit seinem Patienten.

„Na, Hempel, wie steht's denn sonst?“

Verlegen drehte der Gefragte seinen Hut zwischen den Händen und blickte scheu zu Boden.

„Herr Doktor wissen ja ...“ stammelte er endlich.

„Na, nur Muth, es wird schon werden!“ erwiederte der Arzt, während er ihm schnell etwas in die Hand drückte.

„Tausend Dank, Herr Doktor! Ach, Sie sind so gut, Herr Doktor, gegen Unsereinen, daß —“

„Schon gut, lieber Hempel!“ verabschiedete der Arzt schnell den Mann, der sich der Thür zuwendete. „Halt einmal — ich habe noch etwas für Sie!“

Während der Angerufene stehen blieb, eilte der Arzt

auf ein kleines Schränkchen zu, das er schnell öffnete, dabei verstohlene Blicke nach der Thür gegenüber dem Wartezimmer werfend. Er kramte in einigen Wäschestücken herum; endlich hatte er eine Auswahl getroffen.

„Da, nehmen Sie. Nächste Woche können Sie wieder kommen."

Unter vielen Danksagungen entfernte sich der Mann. Doktor Fromann warf einen raschen Blick in's Wartezimmer und athmete erleichtert auf, als er dasselbe leer fand.

Es schlug gerade fünf; in demselben Augenblick öffnete sich die andere Thür, und eine ältere Dame blickte forschend in's Zimmer.

„Komm nur, Linchen — ich bin fertig."

Er streckte ihr mit freundlichen Lächeln die Hand entgegen.

„War das nicht der alte Hempel?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie auf das kleine Schränkchen zu, dessen Inhalt sie einer genauen Musterung unterzog. Diese schien sie nicht ganz zu befriedigen, denn sie brummte kopfschüttelnd: „Natürlich wieder die neue Wäsche! Und ich habe Dir extra altes Zeug zurechtgelegt, Rudolph!"

Der Doktor lächelte. „Ich habe es gemerkt. Aber, liebes Kind, zerrissene Sachen hat der Mann selber; damit ist ihm nicht gedient."

„Wenn das so weiter geht, mußt Du Dich bald wieder neu ausstatten," erwiederte die Frau schmollend; aber man sah, daß es ihr nicht ernst war.

„Nun, was schadet's?" lachte der Doktor.

„Dazu sind wir nicht reich genug. Du hast Pflichten gegen Deine Familie ... Du könntest heute viel weiter sein!"

„Laß gut sein, Linchen — die paar Sachen machen uns auch nicht arm!"

Mit diesen Worten ging der Arzt in's Nebenzimmer, aus dem das Geräusch klappernder Tassen und weiblicher Stimmen ertönte. Mit einem leisen Seufzer folgte ihm seine Frau.

Es war nicht das erste Mal, daß der Doktor diese Vorwürfe hören mußte. Und in der That waren sie nicht ganz ungerechtfertigt. Doktor Fromann gehörte nicht zu den immer zahlreicher werdenden Aerzten, die ihren edlen Beruf nur als milchende Kuh auffassen. Infolge dessen besaß er zwar eine große Praxis, aber sie bestand nicht immer aus zahlenden Patienten. Ja, ein Theil derselben wurde sogar noch durch unentgeltliche Arzneien und andere Beihilfen von ihm unterstützt, womit seine Frau durchaus nicht immer einverstanden war. Diesen Gegensatz bildete von Zeit zu Zeit das einzige Wölkchen an dem sonst so klaren Ehehimmel des Menschenfreundes, den ein glückliches Familienleben für mancherlei entschädigte.

Die Familie bestand aus vier Töchtern im Alter von fünfzehn bis dreiundzwanzig Jahren. Des Doktors Gattin bedauerte zuweilen, keinen Sohn zu besitzen, welches Gefühl von ihrem Mann aber nicht getheilt wurde. Im Gegentheil — denn er pflegte scherzend zu sagen, daß sie sich den Luxus von vier Söhnen nicht hätten gestatten dürfen, deren Studium ihnen eine Welt von Sorgen aufgebürdet hätte, während sie so mit ziemlich geringen Kosten zu vier Söhnen gelangen würden, wenn es auch nur Schwiegersöhne seien.

Einer von diesen hatte sich bereits eingestellt. Freilich stieß dieser neugewonnene Sohn die Theorien des Doktors in Betreff der Ersparnisse um, denn wenn er auch das akademische Studium bereits hinter sich hatte, so beschäftigte er sich doch noch mit dem bisher wenig ergiebigen Studium des Lebens. Er war, um es mit einem Wort zu sagen, Schriftsteller; und seine Einnahmen standen mit

seinen Ausgaben nicht immer im Gleichgewicht. Wenn auch schweren Herzens, so hatte doch der Alte in die Ehe seiner Aeltesten, Marie, mit Vollmer einwilligen müssen, da sich zwischen den beiden jungen Leuten eine tiefe Neigung entwickelt hatte. Der begabte junge Schriftsteller verstand es, sich und den Anderen seine Zukunft in so glänzenden Farben auszumalen, daß man ihm unwillkürlich Glauben schenkte. Aber während er an der Ausführung dieser Ideen und einigen größeren Werken arbeitete, mußte er des Schwiegervaters Portemonnaie öfters in Anspruch nehmen, als der Schwiegermutter lieb war.

Auch Adele, die zweite Tochter, hatte bereits ihre Wahl getroffen und sich mit einem Artillerielieutenant verlobt. Die beiden Jüngsten, Emma und Fränzi, waren nach des Doktors eigenem Ausspruch dagegen „noch an den Mann zu bringen", welchen Ausspruch Fränzi, im hoffnungsvollen Alter von fünfzehn, mit einem wahren Hohngelächter, Emma mit schwermüthigem Augenaufschlag zu begleiten pflegte.

Als der Doktor das Speisezimmer betrat, fand er seine drei jüngeren Töchter bereits um den Kaffeetisch versammelt. Fränzi, das Nesthäkchen, auch Hausteufelchen genannt, begrüßte ihren Vater mit den ungeduldig ausgestoßenen Worten: „Na, endlich sind Deine langweiligen Patienten fort!"

Lächelnd strich der Arzt seinem Töchterchen über das lockige, braune Haar, das in zwei langen Zöpfen herunterhing.

„Wie oft habe ich Dir gesagt, mein Kind, daß Patienten stets interessant für den Arzt sind."

„Na, na!" unterbrach ihn das stets widerspruchslustige Töchterlein.

„Außerdem leben wir davon, und wenn mein Fränzchen sich putzen will — und das thut sie doch sehr gern — so muß Papa Kranke heilen."

„Na, der eben bei Dir war, an dem hast Du gewiß noch nichts verdient!“

Fränzchen hatte nämlich die gewiß nur aus ihrer Jugend zu erklärende Gewohnheit, manchmal durch das auf den Korridor führende Schlüsselloch des Wartezimmers zu gucken.

„Liebes Kind,“ nahm die Mutter ernst das Wort, indem sie ihrem Gatten Zucker in den Kaffee warf, „Du kannst stolz darauf sein, die Tochter eines Mannes zu sein, der mehr auf die Krankheit selbst als auf den Geldbeutel seiner Patienten schaut, und so viel Gutes thut, als er nur kann.“

„Ja, jetzt sprichst Du so! Wenn Du aber mit Papa allein bist, zankst Du ihn dafür aus, besonders wenn er 'mal ein Hemd verschenkt. Gestern hast Du ihm wieder alte, geflickte Wäsche in den Schrank gelegt!“

In das allgemeine Gelächter stimmte sogar die Mutter ein.

Hierdurch ermuthigt meinte Fränzi naserümpfend: „Ich möchte überhaupt keinen Arzt zum Mann!“

„Unerhört!“ warf Emma empört ein.

„Na ja, der Nachts immer geholt wird! Ueberhaupt —“

„Kleine Kinder dürfen überhaupt noch gar nicht an's Heirathen denken!“ erwiederte die entrüstete Emma schnell.

„Ach, Du mit Deinen achtzehn Jahren!“ schmollte die Kleine. „Du denkst freilich d'ran; ich weiß auch, warum Dir die Aerzte so gut gefallen.“

„Fränzi!“ mahnte die Doktorin schnell, während ihr Gatte still vor sich hin schmunzelte.

In diesem Augenblick klingelte es stark. In Emma's Antlitz stieg eine dunkle Röthe, während ihre jüngere Schwester ausgelassen lachte.

„Wenn man vom Wolf spricht, klingelt er,“ rief sie

schnell. „Bitte, treten Sie näher, Herr Doktor Hasselbrecht!“

„Woher weißt Du denn, daß er es ist, Teufelchen?“ fragte der Vater sichtlich amüsirt.

„Auf was wettest Du mit mir?“

„Nun — auf eine Schachtel Pralinés!“

„Verloren — verloren!“ rief jubelnd die Kleine und klatschte frohlockend in die Hände, denn wirklich trat in diesem Moment der Besprochene, ziemlich verlegen über den sonderbaren Empfang, in's Zimmer.

Er wurde freundlich begrüßt und an den Kaffeetisch komplimentirt. Er sei eigentlich nur gekommen, theilte er mit, um mit dem Doktor über den bewußten Fall zu sprechen.

„Ja, lieber Freund, ich muß noch zwei nothwendige Besuche machen und kann vor sieben Uhr nicht zurück sein. Dann stehe ich aber zu Ihrer Verfügung. Wissen Sie was, wenn Sie nicht verhindert sind, bleiben Sie gleich hier — zum Abendbrod. Adelens Bräutigam kommt auch.“

Doktor Hasselbrecht, der bei der Einladung eine verklärte Miene zeigte, schnitt bei der Erwähnung des Bräutigams ein süßsaures Gesicht und beeilte sich, zu versichern, daß nichts ihn verhindere, gleich hier zu bleiben.

Dieser Versicherung konnte man unbedingt Glauben schenken, denn der junge Arzt war eben ein junger Arzt, was so viel bedeutet als: er hatte noch keine Praxis. Hasselbrecht war der Sohn eines alten Universitätsfreundes des Doktors, der leider Jurist war und seinem Sohne daher nicht seine Kundschaft nach und nach abtreten konnte. Der Vater schickte seinen Sprößling nach bestandenem Examen zu seinem Freunde, damit der „den Jungen“ unter seine Fittige nehme. Fromann nahm sich auch des neugebackenen Kollegen nach Möglichkeit an. Er machte ihn zuerst zu seinem Assistenten bei Operationen und schwieri-

gen Fällen, gab ihm die Stellvertretung, sobald er auf Reisen ging oder zu sehr beschäftigt war, und bemühte sich in jeder Weise, seinem jungen Freunde, mit dem er auch eifrig die Fortschritte seiner Wissenschaft verfolgte, eine zahlreiche Gönnerschaft und Praxis zu verschaffen. Aber schließlich konnte er sich der seinigen doch nicht zu Gunsten des Jüngeren entledigen, nnd so hatte Hasselbrecht vorläufig nur eine Armenkundschaft, die ihm zwar zu der nöthigen Erfahrung verhelfen konnte, aber sonst sehr wenig einträglich war. Zum Glück war der Justizrath, der nur diesen Einzigen besaß, ziemlich wohlhabend und öffnete leicht und gern seine Hand.

Hier im Hause verkehrte der junge Arzt wie ein Freund und Sohn und war bei Jedermann beliebt, nur daß ihn Fränzi, das Hausteufelchen, zuweilen zur Zielscheibe ihrer Witze zu machen liebte.

Der Doktor erhob sich zuerst, reichte seiner Frau die Hand zum Abschied und ging eiligst zu seinen Kranken fort, denn nur Vormittags pflegte er einen Wagen zu benutzen.

Gleich darauf zog sich Adele zurück — „um an ihn zu denken", wie Fränzi behauptete, nämlich an ihren Lieutenant, was die junge Braut nur mit einem mitleidigen Achselzucken und einem Aufschlag ihrer blauen, etwas schwermüthigen Augen gen Himmel beantwortete. Adele besaß nicht die flinke Zunge ihrer drei Schwestern, auch nicht deren zumeist heiteres Temperament, wie sie sich auch im Aeußeren von den Braunen und Schwarzen unterschied. Sie hatte blonde Haare und ihr Antlitz zeigte stets einen ernsten Ausdruck, der nur selten von einem flüchtigen Lächeln wie ein Sonnenblick erhellt wurde. Fränzi pflegte sich von Zeit zu Zeit zu wundern, wie denn diese „blonde Sonnenjungfrau" oder „Quellnymphe" in die Familie gekommen sei, was ihr aber stets von der Mutter ernsthaft verwiesen wurde.

Nachdem auch Frau Fromann in Hausgeschäften verschwunden, und Fränzi, aus einer großen Düte irgend etwas Süßes kauend, abgegangen war, blieben Emma und der junge Arzt allein zurück. Es war dies in letzter Zeit öfters vorgekommen, und die Mutter schien es nicht ungern zu sehen; fast könnte man sagen, sie führte es absichtlich herbei, denn es war merkwürdig, daß sie gerade stets in der Küche zu thun hatte, wenn Hasselbrecht Nachmittags den Kaffee bei ihnen einnahm. Auch pflegte sie den beiden anderen Mädchen dann stets einen leisen Wink zukommen zu lassen. Fränzi roch natürlich bald Lunte.

„Ich bin nicht so dumm, als ihr glaubt!“ lachte das Hausteufelchen schadenfroh. „Emma und ihr Doktor, ei, ei! Mehr sage ich nicht!“

Man kann sich denken, daß ihr das eine strenge Rüge von Seiten der Mutter zuzog, während der Vater bei den Ungezogenheiten seiner Jüngsten still vor sich hin schmunzelte, sie sogar zuweilen später durch eine heimlich zugesteckte Düte belohnte.

Aber das Mutterauge, wie die der Schwestern, hatte sich getäuscht. Auch Emma selbst war im Anfang getäuscht worden. Offenbar suchte der junge Mann ihre Gesellschaft und die Gelegenheit, mit ihr allein zu sein. Und sie wich derselben nicht aus — im Gegentheil! Aber sie machte bald eine niederschlagende Entdeckung. Der junge Arzt benutzte solche Gelegenheiten hauptsächlich dazu, um sie über ihre Schwester Adele auszufragen, die zu jener Zeit noch nicht verlobt war. Emma, die ihre ältere, sanfte, blonde Schwester zärtlich liebte, erzählte, was zu erzählen war, und vergaß auch nicht, Andeutungen darüber zu machen, daß Adele den Premierlieutenant v. Wulfingen nicht ungern sehe, und daß sich hier etwas zu entwickeln scheine. Darauf war Hasselbrecht immer stiller, scheuer und trauriger geworden, bis sie sich der Ueberzeugung nicht

mehr verschließen konnte, er liebe ihre ältere Schwester. Als sie es ihm auf den Kopf zusagte, versuchte er zwar anfangs zu leugnen, gab aber schließlich mit traurigem Kopfnicken zu, daß er sich für Adele interessire, aber wohl einsehe, daß er keine Aussicht habe, deren Hand zu erringen.

Bei diesem Bekenntniß war es dem jungen Mädchen zu Muthe, als ob sich ihr die sonst so heitere, strahlende Welt plötzlich verdunkele. Aber das tapfere junge Ding bezwang sich so weit, daß sie den jungen Mann anlächeln und ihm Muth zusprechen konnte. Seitdem war sie seine Vertraute geworden und geblieben.

„Ich weiß wohl, daß es eine Thorheit ist," sagte Hasselbrecht achselzuckend zu seiner kleinen Vertrauten nach der Verlobung Adelens mit Wulfingen, „aber wer kann für sein Herz?"

Emma wendete sich bei diesen Worten ab und zerdrückte ein heimliches Thränlein.

„Es wäre ja wohl auch das Beste, wenn ich gar nicht mehr oder nur sehr selten in Ihr Haus käme," fuhr er fort, „aber das vermag ich vorläufig nicht. Es ist mir ein Trost, mit Ihnen darüber sprechen zu können, die der Zufall zum Mitwisser meines Geheimnisses gemacht hat."

„Gewiß, kommen Sie nur recht oft," hatte Emma gestammelt.

„Ich weiß, Sie sind ein gutes Mädchen" — dabei drückte er ihr die Hand — „und es wird ja auch vorübergehen. Ich bin ja ein Mann, der sich in das Unvermeidliche schicken muß, und ... und ich habe ja auch meinen Beruf."

Außer den Beiden hatte kein Mensch im Hause eine Ahnung davon, denn Hasselbrecht verstand es, sich zu beherrschen, und richtete nur höchst selten das Wort an die junge Braut, die ganz in ihrem Glücke aufging.

Daß Emma in letzter Zeit ganz schwermüthig geworden

war, fiel zwar der Mutter auf, aber sie tröstete sich damit, daß dies in der Liebesepoche eines jungen Mädchens, welches noch nicht Braut war, nur natürlich sei. Wohl wunderte sie sich, daß Hasselbrecht noch immer nicht mit seinem Antrag herausrückte. Aber auch dafür hatte sie bald eine Erklärung gefunden. Gewiß wollte der etwas pedantische junge Arzt das Mädchen seiner Wahl erst genau kennen lernen, ehe er sich für immer band, auch wohl erst auf eigenen Füßen stehen, sich erst eine größere Praxis verschaffen. Uebrigens war die Doktorin nicht böse darüber, denn zwei Bräute auf einmal im Hause hätte ihr als Mutter zu viele Pflichten und Sorgen aufgelegt. Aus allen diesen Gründen stellte sie den jungen Leuten zwar keine Hindernisse in den Weg, aber sie beschleunigte auch nichts und ließ den Dingen ihren Lauf. Sobald Adele mit Wulfingen verheirathet war, würde man schon weiter sehen.

Im Wohnzimmer brannte bereits die Lampe. Der Ofen in der Ecke verbreitete eine angenehme Wärme, die Doktorin saß auf dem Sopha und stickte, von Zeit zu Zeit einen stillvergnügten Blick auf Emma und den jungen Arzt werfend, die vierhändig Klavier spielten. Nebenan im Speisezimmer hörte man ein vielversprechendes Tellergeräusch, das sich zuweilen zu einem Donnergepolter verstärkte, wobei dann die Mutter sich stets unmuthig nach der geschlossenen Thür umzuwenden pflegte. Dort hantirte nämlich Fränzi, die gerade „ihre Woche" hatte. Die drei noch im Hause lebenden Töchter des Doktors theilten die wirthschaftlichen Pflichten unter mütterlicher Oberaufsicht so unter sich, daß auf jede Tochter eine Woche kam. Wenn Fränzi an der Reihe war, so wurde nach einer unverbürgten Behauptung des Vaters das meiste Geschirr zerbrochen.

Adele saß in einem Sessel und las, sie that wenigstens

so, denn ein genauer Beobachter — und das war die Mutter — konnte wohl bemerken, daß sie meistens über das Buch hinweg in weite, unbekannte Fernen blickte. Einige Male seufzte sie sogar tief auf.

Leise legte die Mutter ihre Hand auf den Arm ihrer Tochter. „Was hast Du, mein Kind?"

„O nichts, Mutter!" fuhr diese verlegen auf. „Wirklich nichts."

„Eine Braut, die seufzt! Geh, sag' mir — ist zwischen Dir und Deinem Bräutigam etwas vorgefallen?"

„Nichts, wirklich nicht!"

„Aber —"

„Weißt Du, Muttter — mir ist seit einigen Tagen aufgefallen, daß Erich ein so ernstes Gesicht macht und auffallend zerstreut ist. Darüber denke ich eben nach!"

„Närrchen — habt ihr euch gezankt?"

„Nein, Mutter — wirklich nicht!"

Die Klavierspieler beendeten in diesem Augenblick ihren Vortrag und sahen sich erhitzt und triumphirend nach ihrer kleinen Zuhörerschaft um, so daß die Doktorin das Gespräch auf der Stelle abbrach und ihrem Gaste einige Komplimente zu hören gab, die er mit freudestrahlender Miene entgegennahm. Er war nämlich mindestens ebenso stolz auf seine musikalischen Talente, wie auf seine medicinischen, und hörte es fast noch lieber, wenn man ihn einen begabten Musiker, als wenn man ihn einen geschickten Arzt nannte. Diese Neigung wurde von Emma getheilt, und so musizirten die beiden jungen Leute bei jeder passenden Gelegenheit zusammen zur großen Freude der Mutter, welche die Musik im Stillen für eine sehr nützliche Erfindung hielt, dazu geschaffen, zwei junge Leute verschiedenen Geschlechts einander näher zu bringen.

Hasselbrecht setzte sich zu den Damen und versuchte, mit der Braut eine Unterhaltung anzuknüpfen. Gespannt

beobachtete Emma diese Bemühungen, aber Adele antwortete ihm nur sehr wortkarg und zerstreut, und das Gespräch wäre sicherlich ganz eingeschlafen, wenn nicht die Mutter von Zeit zu Zeit eine Bemerkung dazwischen geworfen hätte.

Plötzlich klingelte es sehr heftig. Die drei Damen riefen einstimmig und erleichtert: „Marie!"

„Jawohl, sie klingelt immer so stark!" meinte Emma auf das erstaunte Gesicht Hasselbrecht's.

„Oder es ist ihr Mann," warf die Mutter ein.

„Nein, der klingelt noch stärker!"

In diesem Moment öffnete sich die Thür, und wie ein Wirbelwind fegte eine junge Frau in's Zimmer.

„Guten Abend, Mama! — Guten Abend, edles Schwesterpaar! — Ah, der Doktor! — Ihr sitzt aber hier sehr trübselig zusammen; ihr macht Alle Gesichter, als ob ihr euch langweilt. Na ja, wo eine Braut dabei ist! Aber ich war anders, nicht wahr, Mama?"

Frau Fromann nickte zustimmend und blickte lächelnd, voll mütterlichen Stolzes auf dieses glückliche, lebenslustige Weib, das sofort eine Atmosphäre von Frohsinn und Heiterkeit um sich verbreitete.

„Wo ist denn Dein Mann?" fragte sie.

„Ah, der arbeitet. Du glaubst nicht, wie fleißig er jetzt ist! Nach dem Kaffee — Du weißt, er trinkt so gern Kaffee, wie Voltaire und Schiller, überhaupt wie alle Dichter, es regt so an — ja, was habe ich doch sagen wollen? — Ja, nach dem Kaffee kam er so in Stimmung, daß er gleich in sein Arbeitszimmer ging."

„Was arbeitet denn Ihr Herr Gemahl jetzt?"

„Darnach sollte man eigentlich einen Schriftsteller nie fragen, die Reporter sind so neugierig, aber Sie als Arzt können das natürlich nicht wissen. Uebrigens ist das Geheimniß doch schon verrathen. Also ein Lustspiel, und

zwar ein sehr komisches Lustspiel, er ist bereits beim zweiten Akt, und — hahaha, entschuldigen Sie, Herr Doktor — wenn ich an den zweiten Akt denke, bekomme ich immer Lachkrämpfe, es kommt eine so furchtbar komische Figur drin vor, ein — hahaha — ein schüchterner Liebhaber!"

„Na, das ist doch aber nichts Neues!" meinte Emma. „Das kommt schon in tausend Stücken vor."

Die junge Frau, die sich eben gesetzt hatte, schnellte wieder wie eine Feder empor.

„Was verstehst denn Du davon — Du Kind! Das kommt natürlich ganz darauf an, wie man es ausführt. Ueberhaupt, merke es Dir, beim Theater ist die Ausführung die Hauptsache!"

„Ja, aber ich dachte, die Idee, der Stoff —" warf Hasselbrecht ein.

„Ja, der Stoff — freilich, der Stoff," unterbrach ihn Marie lebhaft, „der ist sehr wichtig, und Sie werden bemerkt haben, daß ein Autor stets auf der Stoffsuche ist, wo er sich auch befindet. Alles, was er um sich sieht, muß er beobachten, aus dem kleinsten Zug kann er den größten Nutzen ziehen. Dabei fällt mir ein, ich habe vorhin — ich habe noch schnell einen Besuch gemacht, ehe ich zu euch kam, da habe ich einen Stoff gefunden, eine famose Idee, es fiel mir auf, und ich wollte es mir noch notiren, und nun hab' ich's vergessen." Sie suchte in allen Taschen, ohne jedoch etwas zu finden. „Wahrhaftig, ich habe es nicht notirt, und es war eine so schöne Idee."

„Es wird Dir schon wieder einfallen," tröstete sie Frau Fromann.

„Nein, nein, Mutter, ich kenne mich leider, es fällt mir nie wieder ein; es ist zu dumm! Ein Schriftsteller sollte nie ohne Bleistift und Notizbuch ausgehen — wie ein Maler, wie überhaupt alle Künstler!"

„Ich möchte blos wissen, ob alle Schriftstellersfrauen

sich so lebhaft wie Du für die Arbeiten ihrer Männer interessiren," warf Emma schnippisch ein, die mit ihrem Schwager auf einer Art von Neck- und Kriegsfuß stand.

„Alle, alle!" erwiederte lebhaft ihre Schwester. „Das heißt alle die, deren Männer Künstler, Dichter, Schaffende sind. Das Schaffen hat etwas so Anregendes, man nimmt so Theil daran — das ist ganz etwas Anderes wie bei einem anderen Beruf, beim Kaufmann oder Arzt oder Offizier —"

„Na, da hat die Frau das Avancement im Kopf. Adele weiß ganz genau, wie viel Vordermänner Wulfingen zum Hauptmann hat," meinte Emma lachend und warf dabei einen triumphirenden, fast konnte man sagen schadenfrohen Blick auf den jungen Arzt.

„Wo ist denn Dein Bräutigam?" fragte die junge Frau ihre Schwester, die besorgt auf die Wanduhr über dem Sopha blickte und jetzt verlegen mit den Achseln zuckte. „Er ist doch sonst um diese Zeit schon hier!"

„Ja, aber gestern und vorgestern war er gar nicht hier; er hat sich brieflich entschuldigt — mit dem Dienst," sagte Adele klagend und drängte mühsam die Thränen zurück.

„Dienst? Haha, das kennt man!" lachte die junge Frau ironisch, verbesserte sich aber sofort, als sie den Eindruck ihrer Worte auf die etwas nervöse Braut bemerkte. „Das heißt, jetzt ist, glaube ich, der Dienst sehr streng, und wenn es Dir Dein Bräutigam schreibt, wird es ja wohl wahr sein."

„Aber ich weiß ja, daß der Dienst jetzt gerade am leichtesten ist, ehe die Rekruten einrücken!" erwiederte Adele betrübt.

Ehe die Schwester aber noch ihrer Verwunderung über diese genaue Kenntniß des militärischen Dienstes Ausdruck geben konnte, hörte man draußen eine Thüre aufschließen, und gleich darauf erschien der Herr des Hauses mit dem

zukünftigen Gatten seiner Tochter, die ihnen schnell entgegeneilte.

„Wie spät Du kommst, Erich!“ sagte sie vorwurfsvoll, sich zärtlich an ihn schmiegend.

Eine dunkle Röthe stieg in das bleiche, feingeschnittene Antlitz des Offiziers.

„Es war mir nicht möglich, früher zu kommen!“ stammelte er verlegen, während er seine Braut durch einen flüchtigen Kuß auf die Stirn begrüßte.

„Denkt euch nur, ich habe ihn fast gewaltsam herschleppen müssen,“ warf der Alte schmunzelnd dazwischen und wärmte sich an dem Ofen, dem eine behagliche Temperatur entströmte. „Ich kam zufällig an seiner Wohnung vorbei und sah noch Licht. ‚Muß doch ’mal nachsehen, ob er etwa noch zu Hause ist,‘ dachte ich mir, und gehe hinauf. Er schrieb und wollte nicht mitkommen, er war im Begriff, sich bei uns entschuldigen zu lassen wegen wichtiger dienstlicher Arbeiten — kartographische Terrainaufnahmen, was weiß ich!“

„Aber Erich! Und ich habe Dich seit zwei Tagen nicht mehr gesehen!“ klagte die Braut und richtete ihre großen, schwimmenden Augen auf ihren Verlobten, der die seinen, die sonst so keck in die Welt blickten, traurig und verlegen zu Boden schlug.

„Man kann nicht immer so, wie man will,“ erwiederte er ernst. „Der Dienst geht eben vor und duldet keinen Aufschub.“

Man setzte sich bald zu Tisch, da Marie versicherte, auf ihren Mann brauche und könne man nicht warten. Wenn der einmal „in Stimmung“ sei und seinen Pegasus bestiegen habe, wisse man nie, wann er wieder zu den gewöhnlichen Sterblichen herabsteige.

„Aber dann können Sie ja nie bestimmt wissen, wann Sie zu Mittag oder zu Abend speisen werden,“ meinte

Hasselbrecht skeptisch, „und das ist doch sehr unangenehm in einem geordneten Hauswesen!"

Worauf Fränzi, die ihre Aufmerksamkeit zwischen einem weichen Ei und einem umfangreichen Stück gekochten Schinken theilte, lachend einwarf, daß ein Dichter eben keinen geordneten Haushalt habe, das sei zu viel verlangt.

„Du Naseweis," schalt die Dichtergattin, der die Kunstbegeisterung und die verloren gegangene Idee nicht den Appetit geraubt hatten, „was weißt denn Du davon! Freilich, wie bei Gevatter Schneider und Handschuhmacher läßt sich das nicht immer einrichten. Außerdem hat mein Mann ja auch auswärtige Blätter, für die er korrespondirt, und da geht er oft Stoff suchen —"

„Und spielt im Café Billard!" versetzte Fränzi spöttisch.

„Stoff suchen," fuhr ihre ältere Schwester unbeirrt fort, „und dann hat er das Theater- und Kunstreferat für unsere ‚Abendzeitung'. Da kann er nicht immer Abends zu Haus speisen und —"

„Tröste Dich nur, bei einem Arzt bist Du auch nie sicher, daß er die Suppe pünktlich oder überhaupt essen kann," beeilte sich Frau Fromann, ihrer Tochter zu Hilfe zu kommen. „Schriftsteller brauchen wenigstens nicht Nachts aufzustehen, wie so ein vielgeplagter Arzt."

„Ich habe immer gehört, daß die großen Dichter nur Nachts arbeiten," lachte Fränzi; aber Marie hatte diesmal nur ein mitleidiges Achselzucken für sie übrig.

Wulfingen, ein Mann von ungefähr zweiunddreißig Jahren, der sonst keinem Scherz aus dem Wege ging, nahm an diesem Gespräch wenig Antheil. Er verzog keine Miene, und während seine umflorten Augen in's Leere starrten, war er mit seinen Gedanken sichtlich anderweitig beschäftigt.

Seine Braut, die ihn mit ängstlicher Spannung beobachtete, versuchte mehrere Male vergeblich, ihn in's Gespräch zu ziehen. Er antwortete einsilbig und zerstreut,

so daß endlich auch die Anderen aufmerksam wurden. Wulfingen entschuldigte seine Zerstreutheit und sein sonderbares Benehmen mit der körperlichen und geistigen Abspannung infolge von Ueberlastung, aber Jedermann fühlte, daß dies nur eine Ausrede sei. Um dem Offizier, der nun bald ein Mitglied der Familie werden sollte, entgegenzukommen, regte der stets freundliche Doktor ein militärisches Thema an, das jedem Soldatenherzen genehm ist; er sprach vom Avancement, das Wulfingen ganz besonders interessiren mußte, da er der Nächste zum Hauptmann war, und nur diese Beförderung erwartet wurde, um die Hochzeit festzusetzen. Aber auch dies Thema schien den jungen Offizier nicht zu zerstreuen; er wich dem Gegenstand mit einer gewissen ängstlichen Absichtlichkeit aus.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dies Benehmen der Stimmung wesentlichen Abbruch that. Das plötzliche Erscheinen des Schriftstellers, der sich durch ein mehrfaches, sehr starkes Läuten ankündigte, wirkte daher wie eine Erlösung vom Bann.

Man hatte bereits abgespeist, war aber plaudernd bei Tisch sitzen geblieben; die Herren hatten ihre Cigarren in Brand gesteckt.

Vollmer, ein schlanker Mann im Anfange der Dreißiger mit einem großen blonden Vollbart und treuherzig blauen Augen, eine Dichterlocke genial über der Stirne hängend, fiel polternd und lachend herein, drückte Allen die Hand, versicherte, daß er einen Bärenhunger habe und daß draußen ekliges Wetter sei, warf seiner Frau verliebte Blicke zu und machte sich trotzdem mit großem Appetit über die stehen gebliebenen, noch recht ansehnlichen Reste des Abendbrodes her.

Als sich seine jüngste Schwägerin darüber wunderte, daß ein Dichter solchen Hunger habe, nannte er sie ein noch nicht gargekochtes Backfischchen, dessen Lehrer er

nächstens aufsuchen werde, um ihm größere Strenge anzuempfehlen. Daß sie noch in die Schule ging, war Fränzi's schwache Seite, und sie gerieth in förmliche Wuth, wenn ihr Schwager sie mit schelmisch-ernstem Gesicht fragte: „Haut denn der Lehrer noch?"

Die junge Frau strich ihrem Gatten, der sich nach der Stillung des ersten Hungers behaglich zurücklehnte, liebkosend mit der Hand über's Haar, was bei Fränzi natürlich einen versteckten Lachkrampf hervorrief.

„Mein armer Mann, Du hast Dich gewiß sehr angestrengt?"

„Na, es geht!" meinte dieser, während er noch schnell einer Oelsardine den Garaus machte.

„Wieviel hast Du denn?"

„Na, so sieben bis acht!"

„Aber das ist ja fast ein ganzer Akt!" sagte die junge Frau erstaunt.

„Ein Akt — wieso?"

„Na, sieben bis acht Scenen —"

„Unsinn, ich meine Parthien Billard!"

„Ja, hast Du denn nicht gearbeitet?"

„Keine Spur! Das heißt, im Café habe ich nachgedacht. Ich konnte durchaus nicht in die richtige Stimmung kommen. Wozu Pegasuschen quälen, dachte ich und ging aus. Natürlich haben sie mir da 'ne Masse Geld abgeknöpft, und wenn ich nicht eine so famose Idee gehabt hätte — leider habe ich sie nicht notirt und total wieder vergessen — — Ja, was habt ihr denn? Warum lacht ihr denn?"

Ueber die Wirkung seiner Worte höchst verblüfft, sah er sich im Kreise um und bemerkte nur lachende Gesichter. Besonders Fränzi ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, ihrem dichtenden Schwager den „hauenden Lehrer" tüchtig heimzuzahlen. Die Stimmung der Gesellschaft hob sich wieder, und der Punsch, den die Hausfrau auftragen ließ,

sowie der stets fidele Schriftsteller sorgten dafür, daß sie sich auf gleicher Höhe erhielt.

Nur Adele und ihr Bräutigam blieben ernst, aber man kümmerte sich nicht mehr darum, denn: „Brautleute sind immer so sonderbar, wir sind auch so sentimental gewesen, ehe wir uns kriegten," meinte der Lustspieldichter.

Eben war Vollmer im Begriff, Karten zu verlangen, um eines seiner nie versiegenden Kartenkunststücke vorzuführen, als der Offizier die Uhr zog.

„Du willst schon gehen, Erich?" fragte ihn seine Braut erschrocken.

„Ich muß, eine Arbeit, die noch fertig werden muß —"

„Du willst doch nicht etwa Nachts arbeiten?"

„Ja, es bleibt mir nichts Anderes übrig!"

Nur der Braut war es aufgefallen, daß er sie während des ganzen Abends nicht mit einem jener Kosewörte angeredet hatte, in denen Liebende so erfinderisch sind, und mit denen er noch vor einigen Tagen höchst verschwenderisch umgegangen war.

Wulfingen verabschiedete sich ziemlich kühl von seiner Braut und den Uebrigen, die ihn zum ersten Male nicht ungern scheiden sahen. Adele hatte die stillschweigend geduldete Gewohnheit, ihm bis zur Treppe allein das Geleit zu geben. Nach den Andeutungen der natürlich darin nicht kompetenten Fränzi dauerte das stets „ein halbes Jahr".

Auch heute blieb sie ihrer Gewohnheit treu, und während sie in dem matt erleuchteten Vorflur die Arme um ihn schlang, flüsterte sie ihm leise in's Ohr: „Bitte, bitte — was hast Du? Sage es mir — Dich drückt etwas!"

Wulfingen schüttelte verneinend den Kopf.

„Es ist nichts — Du bist ein Närrchen!"

„Hast Du mich noch so lieb wie früher?"

„Gerade so lieb — und noch lieber!" flüsterte er,

preßte sie stürmisch an sich und küßte sie heiß auf den Mund. Dann warf er noch einen langen, wehmüthigen Blick auf sie, drückte sich mit schnellem Entschluß die Mütze fest auf den Kopf und eilte mit großen Sätzen die Treppe hinunter.

Als Wulfingen eben das Zimmer verlassen hatte, sprang der Schriftsteller plötzlich auf, schlug sich an die Stirn und rief erstaunt: „Das habe ich ja ganz vergessen! Warum hat er es denn nicht gesagt?"

„Was hast Du denn? Deine Idee?" fragte seine Frau schnell.

„Nein, aber eine große Neuigkeit! Und er hat es nicht erzählt!" wiederholte er verwundert.

„Na, willst Du uns nun endlich mittheilen —"

„Ja — ja! Wulfingen hat heute von seinem Kommandeur die zwar noch nicht offizielle, aber bestimmte Mittheilung erhalten, daß er Hauptmann geworden ist."

Alle blickten sich erstaunt an.

„Das ist aber gar nicht möglich!" sagte endlich der Doktor nachdenklich. „Er hätte es uns doch gleich mitgetheilt."

„Vielleicht will er nicht eher darüber sprechen, bis er die offizielle Mittheilung hat," meinte Vollmer.

„Immerhin — es ist doch sonderbar! Und er war so zerstreut —"

„Das ist Dir auch aufgefallen, Vater?" fragte Marie. „Willst Du nicht morgen zu ihm gehen und —"

„Ja, das will ich, aber bis dahin wollen wir nicht weiter darüber reden. Jedenfalls darf Adele nichts davon erfahren, sie könnte sich vielleicht Gedanken machen."

Der Eintritt des jungen Mädchens schnitt jede weitere Erörterung ab. Aber die gute Stimmung war verflogen, und früher als sonst empfahl sich das junge Paar, das ganz gegen seine Gewohnheit ein ziemlich ernstes Gesicht machte.

2.

Wulfingen war am anderen Tage eben vom Dienst zurückgekommen und hatte es sich bereits bequem gemacht, als ihm sein Bursche den Vater seiner Braut anmeldete. Rasch sprang der Offizier von der Chaiselongue auf, auf der er sich ermüdet ausgestreckt. Wulfingen hatte zwei ziemlich elegant möblirte Zimmer bei einer alten Beamtenwittwe inne, die auf ihren Premierlieutenant nicht wenig stolz war.

Als der Doktor in's Zimmer trat, sah er auf den ersten Blick an der verlegenen und ernsten Miene, mit der ihn der Offizier empfing, daß etwas vorgefallen sei. Der Doktor setzte sich auf den angebotenen Sessel, räusperte sich und sagte: „Sie kommen gewiß eben erst vom Dienst, lieber Erich, und ich habe Sie gestört?"

„O, durchaus nicht!"

Eine verlegene Pause trat ein, in der jeder der Herren die Anrede des Anderen zu erwarten schien.

„Nun, nichts Neues passirt?" fragte endlich der Doktor und blickte seinen Gegenüber gespannt an.

Wulfingen zuckte mit den Achseln. Eine Antwort schien ihm auf der Zunge zu schweben, aber er sagte nichts.

„Ich denke doch," fuhr der Doktor endlich ungeduldig fort, „daß Sie mir eine Mittheilung zu machen hätten! Ich erfahre soeben, daß Sie Hauptmann geworden sind."

„Ich bin es noch nicht!"

„Aber es ist so gut als sicher, Ihr Kommandeur hat es Ihnen bereits gestern mitgetheilt. Weshalb machen Sie ein Geheimniß daraus, lieber Sohn?"

Der Offizier zuckte bei diesen Worten leicht zusammen. „Weil — ich bin es noch nicht," würgte er mühsam hervor, „und ehe ich die offizielle Ernennung nicht habe —"

„Aber das sind ja Formalitäten, Sie Pedant! Warum

wollen Sie uns die Freude nicht früher gönnen? Von ganzem Herzen gratulire ich Ihnen!"

Er streckte Wulfingen die Hand entgegen, in die dieser zögernd einschlug.

„Wenn Sie Hauptmann sind, werden wir natürlich bald Hochzeit machen, das war ja verabredet! Aber darüber können wir immer noch sprechen; das machen Sie auch am besten mit meiner Frau und Adele ab, deswegen bin ich nicht gekommen. Ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen, die Sie längst hätten erfahren müssen. Von Tag zu Tag wollte ich es Ihnen sagen, aber Sie wissen ja — man verschiebt so etwas immer wieder. Jetzt muß ich jedoch reden. Es betrifft Adele."

Wulfingen stand in nervöser Unruhe auf und wechselte den Platz. Wäre der Arzt nicht selbst in sichtlicher Erregung gewesen, so hätte ihm das eigenthümliche Wesen des jungen Mannes auffallen müssen, der in wachsender Unruhe dem alten Herrn eine Mittheilung machen zu wollen schien, die er jedoch immer wieder unterdrückte.

Der Doktor schob seinen Stuhl dicht neben den Offizier und blickte ihm fest in's Auge.

„Was ich Ihnen jetzt sage, ist ein Geheimniß, das nur meine Frau und ich kennen. Adele ist nicht unsere Tochter, nur unser Adoptivkind."

Wulfingen blickte ihn erstaunt an.

„Kein Mensch hat eine Ahnung davon, am wenigsten sie selbst. Sie ist eine Waise, die Tochter einer entfernten Verwandten von mir, die sehr jung starb, als das Kind noch nicht zwei Jahre alt war. Sie heirathete einen Fabrikanten, der bald darauf sein Vermögen verlor und mit ihr nach Amerika ging. Dort brachte er sich schlecht und recht fort. Als Adele noch nicht ein Jahr alt geworden, starb der Gatte plötzlich und hinterließ der jungen Frau so gut als nichts. Sie beschloß, mit ihren beiden Kindern,

von denen das ältere ein Knabe war, nach Europa zurückzukehren. Auf der Ueberfahrt starb auch der Knabe, und die junge Wittwe, deren Eltern längst todt waren, stand mit ihrem Töchterchen hilflos und verlassen da. Es ist selbstverständlich, daß ich mich ihrer in dieser Noth annahm; sie zog zu uns, aber der Kummer warf sie bald auf's Krankenlager — ich konnte sie nicht retten. Ebenso selbstverständlich, daß wir die Kleine wie unser eigenes Kind aufzogen. Und um ihr später jeden Kummer und das Gefühl der Zurücksetzung gegen unsere eigenen Kinder zu ersparen, ließen wir sie in dem Glauben aufwachsen, wir seien ihre leiblichen Eltern. Da ich bald darauf hierher übersiedelte und sie, wie schon erwähnt, später gerichtlich adoptirte, so hat ihr Niemand diese glückliche Illusion rauben können; denn natürlich ahnen auch ihre Geschwister nichts davon. Meine älteste Tochter war damals kaum drei Jahre alt, als sie die Spielgefährtin erhielt. Ihnen muß ich das mittheilen, aber es ist mein und meiner Frau Wunsch, daß Adele, die wir wie ein eigenes Kind lieben, niemals etwas davon erfährt. Sie wissen, wie tief und zart sie empfindet!"

Wulfingen blickte, ohne sich zu rühren, mit niedergeschlagenen Augen zu Boden. Als der Doktor keine Antwort erhielt, sagte er endlich: „Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, daß ihre Eltern ehrenwerthe Leute waren, deren sich die Tochter nicht zu schämen hat. Der Vater war nicht einmal schuld an dem geschäftlichen Niedergang, den allerlei unvorhergesehene Schicksalsschläge herbeiführten. Auch von seiner Seite sind keinerlei Verwandte da, die irgend ein Anrecht an das Kind hätten."

Wieder trat eine Pause ein. Gespannt blickte der Arzt den Bräutigam seiner Tochter an, der einen schweren inneren Kampf zu kämpfen schien und jetzt schweigend auf und ab schritt.

„Ich hoffe, daß das weder in Ihren Gefühlen noch in Ihren Beziehungen zu Adele etwas ändern wird," begann der Alte auf's Neue.

Wulfingen blieb plötzlich dicht vor ihm stehen.

„Ich wollte es Ihnen schreiben, aber da Sie einmal hier sind — es ist besser so! — Lesen Sie!"

Mit zitternder Hand überreichte er dem Doktor einen Brief, den dieser überrascht entfaltete, und der folgendermaßen lautete:

„Hochverehrter Herr Doktor!

Sie wissen, daß ich Ihre Tochter Adele innig liebe, und daß es eine reine, interessenlose Zuneigung war, die mich an sie gefesselt. Nichts in der Welt würde mich von Adele trennen können; aber als Ehrenmann sehe ich mich gezwungen, Ihnen die traurige Mittheilung zu machen, daß ich nicht mehr im Stande bin, mein Ihnen und ihr gegebenes Wort einzulösen ..."

Mit einem unwillkürlichen Laut des Schreckens ließ der Arzt, dem alles Blut zum Herzen strömte, den Brief sinken und blickte den Offizier an, der ihm, mit dem Kopf an's Fenster gelehnt, den Rücken zuwendete.

Der Doktor las weiter:

„Das Vermögen, auf das ich unsere gemeinsame Zukunft gründen wollte und das mir die Mittel zur Kaution und den so nöthigen Zuschuß zur Führung eines bescheidenen, aber standesgemäßen Lebens gewähren sollte, dieses Vermögen besitze ich nicht mehr. Ich bin nicht mehr im Stande, die Kaution zu stellen, und kann Ihrer Tochter keine Zukunft mehr bieten, da ich noch für Jahre hinaus Verpflichtungen zu erfüllen habe, die mir kaum soviel übrig lassen, um als Einzelner den äußeren Schein aufrecht zu erhalten."

Fromann saß wie niedergeschmettert da; der Unglücksbrief glitt zu Boden, ohne daß er es merkte. Mit ge-

beugtem Haupt starrte er vor sich hin, nur den einzigen Gedanken in sich herumwälzend: „Mein armes Kind! Wie wird sie es aufnehmen?“

Endlich faßte er sich gewaltsam. „Sie haben Ihr Vermögen verspielt?“ fragte er leise.

Wulfingen schreckte zusammen. „Ich — ich — muß Ihnen die Antwort darauf verweigern!“ stotterte er.

„Aber ich habe ein Recht, darnach zu fragen, denke ich,“ sagte der Arzt, ihn fest anblickend.

Der Offizier erröthete bis an die Haarwurzeln und schlug vor diesem Blick die Augen nieder.

„Nehmen Sie also an, ich habe es verspielt!“ stammelte er endlich.

„Aber wie ist das möglich! — Ich weiß nicht, wie ich es meiner Tochter beibringen soll ... sie liebt Sie ... sie wird es nicht verwinden ... sie sah sich schon als Ihre Frau!“

Er sprang hastig auf; der Gedanke an sein Kind machte ihn vor Zorn beben, und dieser sonst so gutmüthige Mann hätte sich in diesem Moment an dem Offizier vergreifen können.

„Sie haben gespielt, gespielt ... auch mit dem Glück meiner Tochter! — Sie drängten sich in eine Familie, an ein Mädchen ... Doch es ist besser, daß es vorher geschehen, als wenn man diese Entdeckung, daß Sie ein Spieler sind, nach der Hochzeit gemacht hätte!“

Wulfingen sah ihn mit einem langen, traurigen Blick seiner ernsten, braunen Augen an, der dem alten Mann die Fassung zurückgab.

„Es ist gut!“ sagte er leise und steckte den Brief ein. „Nur werden Sie einsehen, daß es das Beste für beide Theile ist, wenn Sie um Ihre Versetzung einkommen! Auch könnte man es vorläufig geheim halten!“

Wulfingen nickte zustimmend mit dem Kopfe und der

Doktor entfernte sich schnell ohne Gruß. Fast schämte er sich, sich vor diesem Manne eine Blöße gegeben und die Absage nicht stolzer entgegengenommen zu haben.

Das arme, arme Kind! Und sie liebte ihren Bräutigam, wie es nur ein so tief und fein fühlendes Mädchen vermochte, das noch alle Illusionen der Jugend hat. Wie sollte man ihr diese Nachricht beibringen, und wer sollte es thun?

Während der Doktor, langsam wie im Traume, die Straße hinunterging, schwirrten ihm diese Gedanken durch den Kopf. Er konnte sich kaum auf den Füßen halten; er bemerkte nicht, wohin er ging, und daß ihn Vorübergehende grüßten. Mechanisch setzte er einen Fuß vor den anderen und grübelte darüber nach, wie das Alles habe kommen können. Ein Mensch wie Wulfingen, auf den sie Alle geschworen hätten, sollte so gewissenlos, so leichtsinnig gewesen sein! Unmöglich! Aber was ist unmöglich? Sieht man nicht alle Tage noch viel größere Vermögen, sogar von Familienvätern, dem Moloch des Spieles opfern, an der Börse, auf der Rennbahn, auf dem grünen Tuch? Und die Versuchung lag so nahe für einen jungen Offizier.

Oder war das Ganze nur eine unwürdige Komödie, ein Vorwand, um auf wohlfeile Manier einen Bruch herbeizuführen? Reute es den schönen stattlichen Offizier, jetzt, wo er Karrière zu machen anfing, seinen Namen und seine Hand so wohlfeil vergeben zu haben? Adele erhielt nichts als eine bescheidene Aussteuer, nöthigenfalls konnte der Doktor ihr unter großen Opfern einen kleinen Jahreszuschuß geben. Mußte er doch schon bei seiner ältesten Tochter öfter, als ihm lieb war, aushelfen. Vielleicht beabsichtigte Wulfingen, wie so viele, ja die meisten seiner Kameraden, eine reiche Parthie zu machen. Konnte er doch seine interessante, stattliche Persönlichkeit und seinen alten

Namen neben seinem stets für Mädchenherzen anziehenden Berufe in die Wagschale werfen. Aber das hätte ihm so gar nicht ähnlich gesehen! Doch wer hatte ihm denn das Andere zugetraut?

Es war zu viel für seinen alten Kopf. Er mußte sich mit Jemand darüber aussprechen, und er wußte auch schon mit wem. Mühsam schleppte er sich durch einige Straßen der stillen, alten Stadt fort, bis er vor einem großen Hause hielt, das wohl schon einige Jahrhunderte über sich hatte hinwegziehen sehen.

Als er im zweiten Stock der breiten, geräumigen Treppe klingelte, an dessen Vorthür sich ein kleines Schild mit der einfachen Aufschrift: „Dahlen" befand, öffnete ihm eine alte Magd.

„Herr Dahlen zu Hause?"

„Für Sie schon, Herr Doktor!"

Sie ließ ihn durch einen Vorflur in ein Zimmer treten, das sehr einfach, nach modernen Begriffen sogar dürftig möblirt war. Hier saß ein alter Mann in einem Lehnstuhl am Fenster und las. Er nickte dem eintretenden Doktor nur leicht mit dem Kopfe zu und deutete stumm auf einen neben ihm stehenden Stuhl, welcher pantomimischen Aufforderung Fromann ebenfalls schweigend Folge leistete. Daß dieser Mann kein unnützes Wort verschwindete, sah man auf den ersten Blick. Finster dräuende Augen blickten unter buschigen, weißen Brauen aus einem hageren, scharf geschnittenen Gesicht hervor, das von einem mächtigen und edel geformten, aber ganz kahlen Schädel gekrönt wurde, den nur ein schmaler Kranz von weißen Haaren an beiden Seiten umgab.

Dieser Mann, zu dem der Doktor ein so großes Vertrauen besaß, lebte erst seit wenigen Jahren in der Stadt. Niemand wußte recht, wer er war, und woher er gekommen. Er mußt wohl einiges Vermögen haben, denn er

blieb keinem Menschen etwas schuldig, wenn er auch sehr bescheiden, fast dürftig, mit seiner alten, ebenso mürrischen Haushälterin wirthschaftete. Der einzige Luxus, den er sich zu gestatten schien, waren Bücher. Auch füllten die verschiedensten und sehr wohlgeordneten Sammlungen große, gläserne Schränke als einzigen Zimmerschmuck.

Er verkehrte mit Niemand, ausgenommen Fromann und seine Familie, mit denen eine Art von Verkehr existirte, der jedoch sehr einseitig war, denn Dahlen empfing zwar die Besuche des Doktors und schien sie nach seiner Manier nicht ungern zu sehen, aber er erwiederte sie niemals. Doch nahm man dies dem alten Sonderling nicht übel, zu dessen Freundschaft der Doktor auf merkwürdige Art gelangt war.

Vor ungefähr vier Jahren wurde der Arzt eines Abends zu einem Kranken gerufen. Es war Dahlen, ihm damals noch völlig unbekannt, der sich stöhnend auf seinem Schmerzenslager wand. Ein Gelenkrheumatismus hatte den kräftigen Körper niedergeworfen. Heroisch trug der Alte seine Schmerzen; doch beschwor er den Arzt, er solle ihn retten, er wolle und dürfe noch nicht sterben. Fromann brachte seinen Patienten denn auch glücklich durch und machte dabei dessen nähere Bekanntschaft, ohne jedoch mehr über seine Verhältnisse zu erfahren, als dieser für gut fand, ihn wissen zu lassen. Während der Krankheit und der Genesung hatte sich jedoch eine fortwährende Pflege bei Tag und Nacht als nöthig herausgestellt. Die Haushälterin nahm anfangs dies Amt auf sich, war aber natürlich außer Stande, dieser Pflicht allein zu genügen. Dahlen weigerte sich beharrlich, die Hilfe einer fremden Person in Anspruch zu nehmen — ja, er hatte so heftig die Entfernung einer barmherzigen Schwester gefordert, die der Arzt angenommen, daß man ihm willfahren mußte, um dem Kranken nicht zu schaden. Der Doktor vermuthete,

daß der wunderliche, auch etwas geizige alte Herr die Kosten scheue, und brachte ihm daher Adele mit, die sich in der Familie schon als opferwillige Pflegerin bewährt hatte und ganz besondere Neigung und Fähigkeiten zu diesem edlen und schweren Berufe zeigte.

Dahlen fühlte sich durch die Persönlichkeit der kaum Siebzehnjährigen sehr angezogen und ließ sich willig von ihr pflegen. Schon nach kurzer Zeit bildete sich eine tiefe Sympathie zwischen dem alten, wunderlichen Herrn und dem zarten, sanften Mädchen heraus, die auch nach der Genesung andauerte und sich im Laufe der Jahre nur noch vertiefte. Adele brachte ganze Stunden bei dem Alten zu, der ihr seine kostbaren Naturaliensammlungen zeigte und erklärte, die er im Laufe eines langen Lebens auf seinen vielen Reisen gesammelt. Auch lernte sie ihm zu Liebe Schach, oder sie las ihm vor und ging mit ihm spazieren. Ihre Schwestern neckten sie mit der „Eroberung", die sie da gemacht, und Fränzi wunderte sich beständig, was sie denn mit dem schweigsamen Sonderling spreche, aus dem sie kaum zehn Worte im Laufe einer Stunde herauspressen könne. Adele aber lächelte darüber und versicherte, daß sie von ihrem alten Freunde mehr gelernt habe, als je sonst in der Schule.

Es war dies einer der Gründe, die Fromann bewogen, sich nach der niederschmetternden Mittheilung, die er soeben erhalten hatte, zuerst an Dahlen zu wenden, der Adele wie ein eigenes Kind liebte.

Der Alte hörte den Bericht des Doktors schweigend an und nickte nur ab und zu leicht mit dem Kopfe. Aufmerksam las er den Brief des jungen Offiziers durch.

„Nun, was sagen Sie zu alledem?" wagte endlich der Doktor, das nachdenkliche Schweigen Dahlen's zu unterbrechen.

„Nun, ich muß sagen, daß ich vor Allem nicht

glaube, daß Adelens Bräutigam sein Geld im Spiele verloren hat."

„Das war auch mein erster Gedanke. Vielleicht ist es nur ein Vorwand, weil Adele ohne Vermögen ist," rief der Doktor, schmerzlich die Hände ringend, aus. „Soll denn diese arme Waise stets vom Schicksal verfolgt werden —"

Er hielt erschrocken inne. Dahlen, der auf seinen Stock gestützt, durch das Zimmer humpelte, blieb plötzlich mit einem Ruck dicht vor ihm stehen. Sein blitzendes Auge flammte ihn unter den dichten weißen Brauen forschend an.

„Was sagen Sie da? Arme Waise?"

„Ich bitte, hören Sie nicht darauf!"

„Ich liebe diese Kleine wie mein eigenes Kind — sagen Sie mir Alles!"

„Ich bitte, fragen Sie mich nicht weiter! Ich darf Ihnen nichts weiter —"

„Es ist also nicht Ihr Kind? Wessen Kind ist es dann?" unterbrach ihn Dahlen schnell.

Der alte Mann stieß diese Fragen in einem merkwürdig erregten Tone hervor, so daß ihn der Doktor erstaunt von der Seite anblickte. Sollte er antworten — jetzt, wo er ihm sein Geheimniß doch schon halb verrathen? Und Dahlen war ein Mann, dem man sich anvertrauen konnte, und außerdem Adelens väterlicher Freund.

Der Alte setzte seinen Spaziergang durch das Zimmer fort.

„Gut . . . gut . . . Sie wollen es mir nicht sagen!" knurrte er halblaut wie im Selbstgespräch vor sich hin. „Aber es gibt Mittel und Wege, derlei zu erfahren. Wir leben in einem geordneten Staatswesen mit Polizei und Standesamt. Ich liebe dies Kind, und ich will wissen, wer es ist."

„Sie sind ein Starrkopf, lieber Freund, dem man

schon den Willen thun muß. Mit Ihrer Polizei werden Sie es noch in die ganze Welt ausposaunen, daß Adele nicht meine Tochter ist."

„Nicht? Aber wessen, wessen?" drängte der alte Herr ungeduldig.

„Nun gut, da Sie Adelens bester Freund sind, will ich Ihnen Alles erzählen," erwiederte der Doktor, „aber unter der Bedingung, daß Sie das arme Kind niemals wissen lassen —"

„Sie weiß also nichts?" unterbrach ihn der Andere hastig.

„Nein, sie glaubt, sie sei unsere leibliche Tochter!"

„Und wie heißen ihre Eltern?"

„Ihre Mutter war eine entfernte Verwandte von mir, die nach ihrer Verheirathung den Namen Hönig führte. Aber was haben Sie?"

„Nichts, nichts! Fahren Sie nur fort!" stieß der Alte mit keuchendem Athem hervor und ließ sich schwer in einen Stuhl fallen. Sein Haupt sank tief auf die Brust nieder, und so hörte er, auf seinen Stock gestützt, ohne sich zu bewegen, die Geschichte des verwaisten Mädchens und ihrer Eltern an.

Als der Doktor geendet, stand der alte Mann schweigend auf und begann auf's Neue seine ruhelose Wanderung. Sein verwittertes, gefurchtes Antlitz schien noch um zehn Jahre gealtert. Endlich trat er auf seinen Gast zu und drückte ihm fest die Hand.

„Sie sind ein wackerer Mann, Freund Doktor, ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht!"

Der Arzt fühlte sich eigenartig bewegt. Etwas derartiges hatte er noch nie aus dem Munde seines schweigsamen, mürrischen Freundes gehört.

„Sie nehmen sehr Theil an dem Schicksale des armen Kindes!"

„Ja, das thue ich!“

„Nun, dann rathen Sie mir auch, was ich thun soll!“

„Nichts! Entweder ist der Verlobte Adelens ein Schuft oder — jedenfalls können Sie ihn nicht gewaltsam zu ihr zurückschleppen!“

„O, das möchte ich auch nicht — es ist Alles aus zwischen uns; er existirt nicht mehr für mich. Und ich hoffe, auch Adele wird ihn mit der Zeit vergessen. Es wird sich ein anderer, braver Mann für sie finden. Aber freilich, eine zurückgegangene Verlobung — es bleibt immer etwas hängen!“

„Das Wichtigste ist jetzt, es ihr schonend beizubringen!“ sagte Dahlen nach einer Weile, in der er finster vor sich hingebrütet hatte.

„Mein armes Kind! Sie liebt ihn wirklich! Ich fürchte mich vor dieser Mittheilung!“ erwiederte der Doktor leise, und ein tiefer Kummer beschattete dabei sein freundliches, mildes, altes Gesicht.

Er drückte dem alten Sonderling still die Hand und ging mühsam, mit gebeugtem Haupte fort.

3.

Fast ein Monat war seit den geschilderten Ereignissen verstrichen. Die Welt — wie wir den kleinen Kreis von Leuten zu nennen pflegen, die uns persönlich oder dem Namen nach kennen — die Welt ahnte nicht, was vorgefallen war. Denn erstens hatte die Welt sehr viel mit ihren eigenen Angelegenheiten zu thun, und dann war auch wenige Tage nachher der Premierlieutenant der Artillerie v. Wulfingen zum Hauptmann befördert und nach einer anderen Garnison als Batteriechef versetzt worden. Da er also seine Braut nicht mehr besuchen konnte, und da von Seiten der Familie strenges Stillschweigen beobachtet wurde, so blieb die Angelegenheit ganz geheim, ebenso geheim, wie der Kummer,

der am Herzen Adelens nagte. Sie lächelte ihren Vater und ihre Mutter an, wenn sie dieselben trösten wollten, aber diese ließen sich nicht dadurch täuschen.

Denn sie wurde immer bleicher und zarter. Die schwimmenden blauen Augen verloren an Glanz und wurden trübe, denn sie schwammen zu oft in Thränen, wenn das junge Mädchen allein war oder sich ungesehen wähnte.

Sie war jetzt sehr oft bei ihrem alten Freunde Dahlen, dem sie stundenlang vorlesen mußte. Der alte Gelehrte hatte eine Art von naturwissenschaftlichem Kursus mit ihr begonnen, in dem er sie in populärer und doch gründlicher Weise in die Geheimnisse und Wunder der Natur einführte, die er als den besten Arzt für die im Kampfe des Lebens erhaltenen Wunden betrachtete. Durch die Größe seiner Weltanschauung, die er auf das zarte und intelligente Mädchen zu übertragen suchte, wollte er das kleine, zuckende Herzchen zum Frieden bringen.

Und es gelang ihm zum Theil; nur ihre Resignation vermochte er nicht völlig zu bekämpfen.

„Auf ferneres Lebensglück zu verzichten, mein liebes Kind," sagte er einmal eindringlich, „dazu haben Sie noch später Zeit, wenn Sie älter sind. Glauben Sie mir, das kleine Ding da in der Brust kann sehr viel ertragen und viel vergessen! Wenn man noch so jung ist, wie Sie, hat man noch das Recht, glücklich zu sein und die Fahne der Hoffnung auf den Trümmern eines vergangenen Glückes aufzupflanzen."

Darauf sah ihn Adele mit einem herzzerreißenden Lächeln an, und der Alte stand dann von seinem Lehnstuhl auf und ging auf seinen Stock gestützt, leise vor sich hinmurmelnd, zornig auf und ab. Endlich blieb er vor ihr stehen und schaute sie durchdringend mit seinen Adleraugen an, die bis auf den Grund der Seele zu blicken schienen.

„Sie lieben ihn also noch immer, diesen Mann?“

Während zwei große Thränen langsam über ihre Wangen rannen, flüsterte sie fast unhörbar: „Ja, ich liebe ihn noch immer!“

„Auch wenn er dieser Liebe nicht mehr werth ist?“ fragte schnell der Alte.

„Er ist ihrer werth — ich werde stets an ihn glauben — er konnte nicht anders handeln, als er gethan hat.“

„Aber wenn ich Ihnen nachweise, daß es nur ein Vorwand zum Bruch war, daß er noch im Besitze seines Vermögens ist und Sie nur —“

Adele lächelte ihn so vertrauend, so siegesgewiß überzeugt an, daß ihm das Wort in der Kehle stecken blieb.

„Das ist unmöglich! Aber wenn es wäre, so würde ich ihn vergessen können — ich fühle es! Aber es ist unmöglich!“

„Ein liebendes Mädchen, das ist wie ein Blinder oder wie Einer, der die Augen gewaltsam zumacht, um das Licht nicht zu sehen!“ murmelte er ingrimmig vor sich hin. —

An demselben Tage war er zur großen Verwunderung Frau Mariens bei Vollmer erschienen, was noch niemals geschehen war, trotzdem er schon öfters den Besuch des Schriftstellers empfangen hatte. Er schloß sich mit diesem ein und sprach fast eine Stunde angelegentlich mit ihm; aber zum großen Leidwesen der neugierigen Dichtersgattin, die am Schlüsselloch von ihres Mannes Arbeitszimmer „Stoff“ zu sammeln schien, flüsterten die Herren so leise, daß sie kein Sterbenswörtchen zu hören bekam.

Als der Alte endlich gegangen war, stürzte die kleine Frau förmlich auf ihren Gatten los, um von ihm zu erfahren, was dieser Besuch zu bedeuten habe. Vollmer zündete sich eine Cigarre an, bei ihm immer ein Zeichen guter Laune. Nachdem er diesem Geschäft mit Aus-

führlichkeit und Ruhe obgelegen, setzte er sich an den Schreibtisch, zog eine dicke Mappe hervor, tunkte seine amerikanische Goldfeder ein — mit einer anderen könne er nicht schreiben, behauptete er — und sagte ruhig und gelassen: „Liebes Kind, ich bin jetzt gerade in Stimmung, ich will an meinem letzten Akte arbeiten.“

Die kleine, quecksilberige Frau, die Mitwisserin seiner geheimsten Gedanken und jeder, selbst der unbedeutendsten Nachricht und Mittheilung, die ihrem Gatten gemacht wurde, sah ihn verwundert von der Seite an und sagte etwas spitz: „Du scheinst sehr zerstreut zu sein, lieber Fritz! Ich fragte Dich, was der alte Dahlen von Dir wollte.“

„Der? — Ach, er hat mich 'mal besuchen wollen. Er fand mein Arbeitszimmer sehr hübsch — ein bischen zu phantastisch. Er meinte, die vielen japanischen Fächer und Schirme, und die Bilder —“

„Ihr habt euch doch nicht eine Stunde lang eingeschlossen, daß man euch nicht einmal eine Tasse Kaffee bringen konnte, um euch über die Zimmereinrichtung zu unterhalten.“

„Er interessirte sich aber sehr dafür. Wir haben auch von anderen Dingen geschwatzt, von meinen Arbeiten, vom Reichstag und den Wahlen, vom Darwinismus und —“

„Fritz!“ — Die Stimme der kleinen Frau klang etwas gereizt.

„Lieber Schatz?“

Zwei weiche Arme schlangen sich um ihn, und das kleine niedliche Frauchen befand sich plötzlich auf seinem Schoß und drückte ihm einen Kuß auf den Mund. Nach diesem Präludium spielte das kleine schlaue Frauchen auf der Ehestandsklaviatur die eigentliche Melodie, indem sie ihrem Gatten in den weichsten Molltönen, die ihr zur Verfügung standen, daran erinnerte, daß sie sein ehelich

verbundenes Weib sei, dem er Vertrauen und Offenheit in allen Lebensfragen schulde. Worauf er mit ebenso weichen Tönen versicherte, daß er ihr dies Vertrauen und diese Offenheit in ihrer bisherigen Ehe glaube genugsam bewiesen zu haben. In noch weicheren Tönen gab sie ihm darauf zu verstehen, daß sie das Vertrauen stets durch Verschwiegenheit verdient und es durch gleiche Offenheit ihrer Frauenseele erwiedert habe, und daß sie nicht begreife, warum er heute eine Ausnahme machen wolle. Worauf er wiederum versicherte, er mache heute durchaus keine Ausnahme und habe ihr absolut nichts zu gestehen. Darauf wurde ihre weiche Stimme schon etwas härter, als sie ihn fragte, weshalb er seine Frau für beschränkt halte. Er halte seine Frau nicht für beschränkt, versicherte er dagegen.

Er müsse sie dennoch für sehr beschränkt halten, entgegnete sie, und die weichen Töne wichen immer mehr ziemlich spitzen und gereizten. Denn er könne ihr unmöglich einreden, wenn er sie nicht für beschränkt hielte, daß der alte Sonderling, der niemals Besuche mache, nur deshalb gekommen sei, um sich von japanischen Fächern, Reichstagswahlen und Darwinismus mit ihm zu unterhalten. Auch glaube sie, als sie „zufällig" an der Thüre „vorüberging", den Namen ihrer Schwester Adele mehrfach vernommen zu haben.

Bei diesen letzten Worten hatte sie den Platz auf dem Schoße ihres Gemahls verlassen, der zwar zugab, daß Adele im Gespräch beiläufig erwähnt worden sei, aber im Uebrigen mit einer bei ihm sehr seltenen Hartnäckigkeit bei seiner früheren Behauptung stehen blieb. Nach einigen erneuten und stets wieder abgeschlagenen Versuchen, etwas Anderes von ihrem Gatten zu erfahren, verließ das kleine Frauchen sprachlos und indignirt das Zimmer, indem sie ihrer gereizten Stimmung dadurch Ausdruck gab, daß sie die Thür

krachend hinter sich in's Schloß warf, so daß, wie Vollmer später behauptete, ohne es jedoch beweisen zu können, ein Bild von der Wand gefallen sei. Die kleine Frau schloß sich in ihrem Schmollwinkel ein und wartete darauf, wie das in solchen Fällen öfters vorgekommen war, daß er an ihr Zimmer pochen und um Einlaß und Landfrieden bitten würde. Statt dessen hörte sie ihn sehr laut und heiter — ja, sie glaubte sogar, eine Walzermelodie vernommen zu haben — die Wohnung verlassen.

In dieser trüben Stunde stiegen ihr zum ersten Male Zweifel auf, ob die Institution der Ehe wirklich eine erfreuliche und nützliche sei, und der Gedanke, daß die Männer Ungeheuer wären, die die hingebende Liebe ihres Weibes gar nicht verdienten, befestigte sich in ihr. —

Vergnügt lächelnd, ohne etwas davon zu ahnen, wandelte der Dichter seines Weges und betrat bald das eleganteste Café der Stadt, in dem er mit einigen Schauspielern, Journalisten, Künstlern und Offizieren täglich zusammen zu kommen pflegte.

Als er heute eintrat, sah er mehrere dieser Herren an einem Tische. Der stets lustige Geselle wurde freudig begrüßt und nach den Fortschritten seiner neuesten Arbeit befragt.

„Kinder," meinte der dicke, joviale Lieutenant Hammerstein von der Infanterie, „Kinder, wir werden wüthend klatschen bei der ersten Aufführung des Stückes unseres Freundes, die hoffentlich an unserem Musentempel stattfinden wird. Und wenn ich mir selbst die Handschuhe zerplatze."

„Dann wirst Du Dir endlich ein Paar neue kaufen!" lachte fröhlich sein Kamerad und Duzfreund Prehn von der Artillerie. „Sie feiern ja wohl ihr fünfundzwanzigjähriges Waschjubiläum!"

„Ja, die muß aber Vollmer bezahlen!" erwiederte

Hammerstein und blickte wehmüthig die vor ihm liegenden Jubiläumshandschuhe an.

„Wenn mein Trauerspiel endlich aufgeführt wird,“ warf ein hagerer Herr mit einem melancholischen Gesicht und einem langen, blonden Schnurrbart ein, „dann kaufe ich Ihnen sogar ein ganzes Dutzend Handschuhe.“

„Na, bis dahin kannst Du Generalmajor geworden sein,“ sagte Prehn.

„Ja, die Theaterdirektoren sind zu bornirt heutzutage! Selbst einem Schiller würde es schwer fallen, zur Anerkennung zu gelangen. Alles Geschäft — seichtes, fades Zeug — Eintagsfliegen, aber dem Geschmack des Publikums angepaßt! Aber ich weiche nicht um eines Fingers Breite vom Wege des Ideals ab!“ sagte der Hagere und leerte wie zur Bekräftigung sein Bierseidel.

Es war der Kollege und Konkurrent Vollmer's, Redakteur und Theaterkritiker am „Tageblatt“.

„Stumpf hat ganz Recht,“ lachte Prehn, „die Direktoren! Es wäre das Beste, Sie pachteten selbst ein Theater, lieber Stumpf! — Ihnen ist wohl Ihre Tragödie wieder zurückgeschickt worden?“

Der hagere Redakteur nickte bestätigend mit dem Kopfe.

„Sehen Sie, meine Herren, es ist immer eine rührende Scene, das Wiedersehen zwischen mir und meiner ‚Chriemhilde‘, meinem Schmerzenskinde! Ich weiß nicht, was ich anfangen würde, wenn das wohlbekannte, geliebte Manuskript eines Tages nicht mehr zurückkäme.“

„Das ist kaum zu befürchten!“ warf Vollmer ein.

„Still, Sie Verderber des Geschmacks, der dem Publikum nachläuft! Ich, ich verachte es!“ rief der hagere Trauerspieldichter, indem er das frischgefüllte Glas auf's Neue leerte; und melancholisch in das leere Glas starrend, fuhr er fort: „Sogar der Briefträger, der mir alle drei bis vier Wochen das Packet bringt, kennt den Inhalt schon.“

Bürgerin Laurac trat noch tiefer in die Nische zurück und flüsterte noch leiser und geheimnißvoller: „Hören Sie mir zu, Bürger Danton, denn ich will Ihr Bestes. Sie sind ja genügend in meine Verhältnisse und Beziehungen eingeweiht, um zu wissen, oder zu ahnen, wie ich zu dem verhafteten Bürger Roland de la Tour des Meaux stehe. Es wird Sie also nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß ich beauftragt bin, Ihnen für seine Freilassung die Summe von hunderttausend Franken in Gold zu bieten —"

„Bürgerin —" brauste Danton auf.

„Bitte, bitte, Bürger Danton, hören Sie mir zu, bis ich fertig bin. Hunderttausend Franken sind ein schönes Geld, und Sie können damit sammt Ihrer jungen Frau überall außerhalb der Grenzen Frankreichs ein behagliches Leben führen. Nach all' den blutigen, leidenschaftlichen Stürmen und Kämpfen von Paris, deren Ende nicht abzusehen ist und deren größte Heftigkeit und Härte gerade jetzt für Sie bevorzustehen scheint, ein stilles, friedliches Landhaus am Rhein, oder in Piemont, in dem schönen Italien — lockt Sie das nicht, Bürger Danton?"

„Nein."

„Oder fürchten Sie eine Ungerechtigkeit zu begehen? Sie kennen ja den Prozeß des Bürgers Roland de la Tour des Meaux und müssen als Mann von klarem Urtheil zugeben, daß es nicht eine Ungerechtigkeit wäre, ihn freizulassen, sondern daß damit nur eine Ungerechtigkeit wieder gut gemacht würde —"

„Still," unterbroch sie Danton herrisch. Nach einer kleinen Pause fuhr er etwas milder und freundlicher fort: „Ich will nichts gehört haben, Bürgerin Laurac; das ist Alles, was ich Ihnen darauf antworten kann. Ich will Ihnen Ihr menschliches Gefühl nicht zum Verbrechen machen. Das aber dürfen Sie nicht vergessen, daß, so lange ich Justizminister von Frankreich bin, dergleichen Un-

die Konkurrenz ist zu groß! Und dann wollen die jungen Leute heutzutage für ihre Wohnung nichts ausgeben, sie verliedern es lieber so . . . nu, ich will nichts sagen; aber ich glaube nicht, daß ich solch' soliden, anständigen Miether wieder bekomme, wie mein Premierlieutenant — pardon, Hauptmann war."

Und in der Erinnerung an „ihren Lieutenant" verklärten sich ihre etwas wässerigen Augen.

„Ja, Wulfingen war wirklich solide," erwiederte der Schriftsteller bestätigend.

Das war Wasser auf die Mühle der verwittweten Kanzleiräthin.

„Der hat nichts im Kopf gehabt als seinen Dienst und seine Braut. Zu mir hat er 'mal gesagt: ‚Wissen Sie, ich bin wie der Graf v. Gleichen, ich habe zwei Bräute.' Und als ich ihn darauf erschrocken angesehen, da hat er gelacht und gesagt: ‚Die Eine ist meine Adele und die Andere meine Waffe!' Seine Waffe und seine Braut . . . solch ein Mensch! Und wenn er nicht im Dienst oder bei seiner Braut war, was hat er dann gethan?" — Sie sah ihr Gegenüber erwartungsvoll an, als ob er den begonnenen Satz vollenden solle. Als Vollmer aber keine Lust dazu zeigte, schlug sie ihre Augen gen Himmel in höchster Verzückung und fuhr fort: „Gearbeitet hat er, geschrieben und gelesen und gezeichnet bis in die späte Nacht! Na, wenn der nicht 'mal General oder Feldmarschall wird, dann verstehe ich nichts davon, und mein Mann war doch königlicher Kanzleirath."

Der Schriftsteller, der den Gaul auf dem richtigen Wege zum Ziele traben sah, beschloß, die Gangart noch durch einen kleinen Peitschenhieb zu beschleunigen.

„Na, na, mein zukünftiger Schwager ist ja ein guter, solider Kerl, aber er war doch schließlich ein jüngerer Offizier, er muß doch 'mal Freunde und Ka-

meraden bei sich gesehen oder 'mal sonst wo gekneipt haben!"

„Herr Vollmer," sagte die dicke Dame feierlich, „mein Lieutenant war noch Sekonde, längst noch nicht Premier, als er nach A. versetzt wurde und zu mir zog. In dieser ganzen Zeit hat nicht ein einziges Mal ein Zechgelage in meiner Wohnung stattgefunden." Sie schaute um sich, als ob ihre Wohnung schon durch den bloßen Gedanken daran entweiht sei. — „Von Zeit zu Zeit kamen 'mal seine beiden Freunde . . . na, Sie wissen ja . . . aber dann haben sie nur Bier getrunken, fürchterlich gequalmt und ihre Arbeiten verglichen und darüber disputirt. Ich muß es wissen, denn ich habe" — sie stockte plötzlich, faßte sich aber sogleich wieder — „ich habe ihnen ja immer das Essen und das frische Bier selbst hineingebracht, trotzdem mein Mann königlicher Kanzleirath war."

„Na, aber Sie machen ihn auch zu solide! Er ist doch kein Dorfschulmeister, sondern ein Offizier! Er hat doch Liebesmähler mitgemacht und konnte viel vertragen, und Karten hat er auch gern gespielt!" sagte Vollmer ruhig, während er gespannt die Wirkung dieser Worte abwartete.

Die freundliche dicke Dame wußte nicht, auf welchen dieser Angriffe sie zuerst antworten solle. Sie athmete tief auf, wie Einer, der sich vor dem Untertauchen noch einmal gründlich mit Luft vollgepumpt, und legte dann mit vor Entrüstung bebender Stimme los: „Der Karten spielen, der viel vertragen und gern trinken? Mein Mann war königlicher Kanzleirath, auch mein Vater war ein Beamter . . . die Stöcklein hat noch nie die Unwahrheit gesagt. Ich kann Ihnen mein Wort geben, ich habe ihn nie betrunken oder auch nur angeheitert gesehen in den acht Jahren, in denen ich ihn kenne, und nie hat er eine Karte berührt! Er haßte sie förmlich . . . wissen Sie, mir kam vor, als ob durch die Karten 'mal was Böses in

seiner Familie passirt sei, so habe ich seine Andeutungen wenigstens verstanden, und was er mir 'mal vom Spielteufel und von einer unbezähmbaren, entsetzlichen Leidenschaft gesagt hat. Gar nicht wie ein junger Offizier, wie ein junger Pfarrer hat er gesprochen . . . und so hat er auch gelebt! Auf die Liebesmähler ist er immer ungern gegangen und hat immer nur wenig getrunken. Er citirte dann immer einen Dichter — ich glaube es war der Goethe . . . es kann aber auch vom Schiller sein: ‚Dem Volke ist nur wohl beim Mahl — oder beim Essen oder beim Trinken' . . . oder so ähnlich! Na, ich kann Ihnen nur sagen, mein Lieutenant ist eine Ausnahme: so einen Offizier gibt es nicht zum zweiten Male. Und darum ist er auch mit einunddreißig Jahren schon Hauptmann geworden, wo Andere noch lange darauf warten."

Sie schöpfte wieder tief Athem und ihr Gegenüber auch, den sie jetzt fest anblickte, als wollte sie ihn fragen: glaubst Du mir nun endlich?

Da Vollmer nichts Anderes zu sagen wußte, so begnügte er sich, ein: „So, so" zu entgegnen.

Frau Stöcklein rückte ihrem Gast näher und sagte leise, in vertraulichem Flüstertone: „Es ist mir sehr lieb, daß Sie zu mir gekommen sind, Herr Vollmer! Ich habe schon immer auf der Straße nach Ihnen ausgeschaut, ob ich Sie nicht einmal treffe."

„Sehr schmeichelhaft, aber weshalb denn, verehrte Frau Kanzleiräthin?"

„Weil ich Sie über etwas befragen wollte, was mir aufgefallen ist."

„Was ist Ihnen denn aufgefallen?" sagte er und blickte die dicke Frau gespannt an.

„Ja, sehen Sie . . . halten Sie mich aber nicht für neugierig —"

„Nein, nein!"

„Er ist jetzt seit zwei Wochen versetzt; aber schon vor einem Monat hat er seine Braut nicht mehr besucht. Er ist ja Abends gar nicht mehr fortgegangen und hat sich gegen Jedermann abgesperrt. Ist denn etwas vorgefallen?"

„O, nichts weiter, als daß — daß seine Braut krank geworden ist, und natürlich in der Zeit keine Besuche empfangen konnte! Sie ist jetzt übrigens wieder gesund," sagte der phantasievolle Schriftsteller schnell, um weitere Auseinandersetzungen zu verhüten. „Und sonst ist Ihnen weiter nichts an Ihrem Lieutenant aufgefallen?"

„Doch, doch! Er ist ganz verändert gewesen seit dem Besuche —"

„Seit welchem Besuch?"

„Ja, vor ungefähr sechs Wochen hat er plötzlich Besuch bekommen; es war ein Herr in Civil, der aber auch wie ein Offizier aussah. Er hat eine Nacht hier geschlafen und ist am anderen Morgen wieder abgereist. Seit dem Tage war der Lieutenant wie verwandelt — ganz niedergeschlagen und traurig. Und dann habe ich auch —"

Sie stockte und schlug die Augen zu Boden.

„Sie haben etwas gehört, nicht wahr?" kam ihr der Schriftsteller mit einem ironischen Lächeln zu Hilfe.

„O, denken Sie nichts Böses, Herr Vollmer, mein Mann war königlicher Kanzleirath — da horcht man nicht an Thüren. Aber sehen Sie, diese Thüre hier stößt an seine, und die Wände sind so dünn, und wenn man drin laut spricht, so hört man es hier . . . na, schließlich kann ich mir doch nicht die Ohren mit Watte verstopfen!"

„Das wäre ein sehr ungerechtes Verlangen!" sagte Vollmer ernsthaft. „Was haben Sie denn nun da gehört?"

„Ach, eigentlich nicht viel! Die Herren hatten sich eingeschlossen und sprachen im Flüsterton mit einander. Aber der Lieutenant rief plötzlich nach mir, ich mußte etwas

hineintragen. Als ich hineinkam — ich war ein bischen neugierig und ließ mich natürlich nicht zweimal bitten — da saß der fremde Herr in der Sophaecke und hatte den Kopf aufgestützt und blickte finster vor sich hin und biß sich in die Lippen. Und mein Lieutenant hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging immerzu auf und ab — das hatte ich schon vorher gehört. Aber ich sah jetzt, daß er todtenbleich war und sich auch auf die Lippen biß, und als er ‚Danke!‘ zu mir sagte, da zitterte seine Stimme ordentlich. Und auf dem Tisch lagen viele Papiere, und ich möchte darauf schwören, trotzdem ich noch nie einen Wechsel unterschrieben habe und unterschreiben werde, es waren auch Wechsel darunter."

„Haben Sie denn nicht in Erfahrung bringen können, wer der fremde Herr war?"

„Nein! Als ich mir die Andeutung erlaubte, daß es gewiß ein guter Freund gewesen sei, und daß sich der Herr Lieutenant gewiß sehr gefreut haben über den Besuch, da hat er blos mit dem Kopfe genickt, ohne zu antworten, was sonst gar nicht seine Art war. Aber sein Bursche behauptet, er hätte die Photographie des fremden Herrn im Album seines Lieutenants gesehen."

„Sie haben doch gewiß nachgeschaut?"

„Das Album war ja immer eingeschlossen."

„Aber, verehrteste Frau Stöcklein, das ist doch Alles noch kein Grund, das veränderte Wesen des Lieutenants mit dem bewußten Logirbesuch in Verbindung zu bringen."

„Ja, wenn Sie mich Ihrem zukünftigen Schwager nicht verrathen wollen, daß Sie es von mir wissen —"

„Das schwöre ich Ihnen!"

„Na, ich habe, als ich ein bischen — ein bischen näher an der Thüre stand — bitte, denken Sie nichts Böses, Herr Vollmer — da habe ich deutlich gehört, daß der

fremde Herr rief: ‚Wenn Du mich im Stiche läßt, schieße ich mir eine Kugel vor den Kopf!‘

„Meine liebe Frau Stöcklein,“ sagte Vollmer ernst, „wenn Sie es gut mit Ihrem Lieutenant meinen, so sagen Sie keinem Menschen ein Wort von Ihren Beobachtungen!“

„Herr Vollmer, was denken Sie von mir! Mein Mann —“

„War königlicher Kanzleirath, ich weiß! Er mußte seine Amtsgeheimnisse für sich behalten. Thun Sie das auch! Sie leisten Ihrem Lieutenant damit einen größeren Dienst, als Sie vielleicht ahnen. Ich komme morgen noch einmal zu Ihnen heran, um Ihnen etwas zu zeigen. — Auf Wiedersehen, Frau Stöcklein!“

Und ehe die dicke Wittib, die vor Neugier brannte, noch weitere Fragen an ihn richten konnte, war der Schriftsteller schon zur Thüre hinaus.

Daß er noch am Abend wiederkam, daß er ihr eine Photographie vorlegte und sich die Identität des photographirten Herrn mit dem geheimnißvollen Besucher von ihr bestätigen ließ, ließ sie auch nicht klarer sehen. Denn auf alle ihre neugierigen Fragen hatte Vollmer nur eine Antwort: „Pst! Ein Geheimniß, das Sie später — vielleicht erfahren.“

4.

Der Herbst begann allmälig dem Winter zu weichen. Wieder waren einige Wochen verflossen, in denen in der Familie des Doktors sich wenig verändert hatte. Adele lächelte zuweilen wieder, aber es war ein herzzerreißendes, schmerzliches Lächeln, das den Doktor veranlaßte, heimlich mit dem Fuße aufzustampfen, wenn er es sah. Sogar Fränzi machte mit ihren, mitunter etwas „starken“ Bemerkungen vor Adelen Halt und versuchte sogar, sie auf Kosten der Anderen in Heiterkeit zu versetzen. Emma war

ebenfalls um einige Schattirungen blasser und stiller geworden, und die Doktorin wunderte sich plötzlich, daß die Sache zwischen Hasselbrecht und ihr gar nicht vorwärts gehen wollte. Jetzt, wo die Heirath der Aelteren hinfällig geworden, mochte sie die Jüngere gern „in festen Händen" sehen.

„Schließlich ist sein Vater doch ein wohlhabender Mann!" sagte sie in einer vertrauten Stunde zu ihrem Gatten. „Sie können ja noch ein bis zwei Jahre mit der Hochzeit warten, und allmälig könntest Du ihm einen Theil Deiner Praxis übergeben!"

Der Doktor erwiederte nichts darauf; er bat seine Frau nur, nichts Gewaltsames zu unternehmen und die Dinge sich von selber entwickeln zu lassen. Und die Doktorin versprach es ihm seufzend.

Bei Vollmer war eine kleine Veränderung vor sich gegangen. Der Dichter war zwar sehr fleißig gewesen und hatte sein Lustspiel endlich vollendet, aber neben seiner Arbeit gab er sich einer geheimnißvollen Beschäftigung hin, hinter die seine Frau zu ihrer größten Verzweiflung durchaus nicht kommen konnte. Er schrieb und empfing geheimnißvolle Briefe mit amtlichen und nichtamtlichen Siegeln, er besuchte sehr oft den alten Dahlen, der auch einige Male bei ihm vorsprach. Ja, er machte sogar eine geheimnißvolle, mehrtägige Reise, angeblich für sein „Blatt", das ihn bisher noch niemals verschickt hatte. Auch wollte er die Gelegenheit gleich benutzen, um in Berlin sein Stück anzubringen, von dem er in der That eine Abschrift in den Koffer packte.

„Ist dies das Vertrauen, das ein Mann seiner Frau schuldet, und das bisher gerade zwischen uns geherrscht hat? Bin ich nicht mehr Dein ‚guter Kamerad'?" klagte die kleine lustige Frau wieder in Moll, während sie ihm zur Strafe den Abschiedskuß verweigerte.

„Ich habe Dir Alles gesagt. Um so schlimmer, wenn Du Deinem Mann nicht glaubst!“ erwiederte er und machte ein geheimnißvolles Gesicht, das sie zur Verzweiflung brachte. „Uebrigens gibt es Dinge, die man auch dem vertrautesten Freunde nicht vertrauen darf, weil sie nicht unser eigenes Geheimniß sind!“

„Und dieser Fall liegt hier vor?“ fragte sie, vor Spannung fast den Athem anhaltend.

„Das habe ich nicht gesagt!“ — — —

Auch nach seiner Rückkehr konnte sie nichts weiter herausbringen; und man weiß, wie unangenehm es den Frauen ist, ein Geheimniß zu ahnen, ohne es zu kennen.

Der Schriftsteller war erst kurze Zeit von seiner Reise zurückgekehrt, als eines Tages ein Brief mit einer großen grünen Siegelmarke eintraf, der ihn in einen wahren Taumel des Entzückens versetzte. Er enthielt die kurze, amtliche Mittheilung, daß das von ihm verfaßte Lustspiel „Die Genialen“ von der Intendanz des königlichen Hoftheaters in Berlin zur Aufführung angenommen worden sei. Wann die erste Aufführung stattfinden würde, würde man ihm demnächst mittheilen. Vollmer führte einen wilden Indianertanz in seinem Arbeitszimmer auf, dessen Tumult seine Frau herbeilockte, die eben mit der „Idee“ zu einer neuen Mehlspeise beschäftigt war, die sie diesmal nicht vergessen hatte.

„Um's Himmels willen, Fritz — was gibt's denn?“ rief sie entsetzt.

„Mein Stück“ — ächzte Vollmer, „mein Stück wird aufgeführt — am Hoftheater zu Berlin!“

Und damit umfaßte er seine Frau und fing beinahe an zu weinen vor Aufregung und innerlicher Erschütterung.

Die erste Annahme eines Stückes — man muß selbst dramatischer Autor sein, um die Wonne des Schriftstellers nachfühlen zu können. Das Gefühl einer Braut am Hoch-

zeitsmorgen; der Stolz des Kadetten, der zum ersten Male den Rock des Offiziers anlegt; der erste Orden; das überstandene Examen; die erste Beförderung im Amt; der Weihnachtsbaum im Lichterglanz, der sich plötzlich dem harrenden Kinde zeigt; die ersten Höschen, die das Bübchen erhält; die Heimath nach langer Abwesenheit; das Wiedersehen der Liebenden nach langer Trennung: was ist das Alles gegen das Gefühl des Dichters, dessen erstes Werk an einer großen Bühne angenommen ist! Vielleicht nur Eines übertrifft diese Wonne — die Erstaufführung selbst, wenn sie einen glänzenden Erfolg mit sich bringt. Jedoch träufelt hierbei in den Freudenbecher des Triumphes zu viel Wermuth der bangen Sorge und Spannung, als daß sich dies jener reineren Freude an die Seite stellen könnte. Ist doch die Hoffnung in allen Dingen des Lebens schöner, als die Erfüllung selbst.

„Dein Stück — angenommen?“ stammelte die kleine Frau, und sah ihren Gatten zärtlich und stolz an, „natürlich, ich wußte es ja. Siehst Du, Fritz, ich habe Dich immer für einen genialen Menschen gehalten!“

Dann setzten sich die beiden „guten Kameraden“ eng aneinander geschmiegt auf's Sopha, um „vernünftig“ zu überlegen, was nun geschehen sollte. Zukunftsmusik sangen ihre Lippen, Zukunftsmusik hörten ihre Ohren; auf rosigen Traumwölkchen fuhren diese großen Kinder direkt in den Dichterhimmel.

„Weißt Du,“ sagte Frau Marie lächelnd, „wir fahren natürlich zusammen nach Berlin, denn ich muß Zeugin Deiner Triumphe sein. Ich werde mich zwar furchtbar ängstigen, aber das macht nichts. Und dann bleiben wir vierzehn Tage da und amüsiren uns riesig. Auf Geld kommt es ja gar nicht an, das verdienen wir ja dann wie Heu.“

„Ja,“ meinte Vollmer, „das spielt jetzt keine Rolle

mehr. Wir könnten auch gleich diesen Winter, etwa im Februar, nach Italien gehen. Ich arbeite dort unter Orangen und Citronen; das bringt Einen auch mehr in Stimmung."

„Ja, aber Männchen, wir wollten uns doch noch ein neues Zimmer einrichten, mein ‚Boudoir', und Dein Arbeitszimmer ist dann auch nicht mehr Deiner würdig."

„Liebes Kind, wenn mein Stück am Berliner Schauspielhaus gefällt, fliegt es nur so über die deutschen Theater. Wir werden Dein Schmollzimmer einrichten, meine Arbeitsstube etwas vervollkommnen und trotzdem nach Italien gehen. Am Tage nach der Première schenke ich Dir außerdem ein hübsches Armband."

„Ein neuer Abendmantel wäre mir eigentlich lieber!" meinte Frau Marie zögernd.

„Schön — Du sollst auch Deinen Abendmantel haben. Das neue Stück bringt Alles!"

Der Schriftsteller that aber noch etwas Klügeres, als blos Pläne für die Zukunft zu schmieden. Er steckte sich eine Kopie seines Stückes in die eine, den Glücksbrief aus Berlin in die andere Tasche und ging damit zum Direktor des heimischen Stadttheaters, das sich eines guten Rufes in der Kunstwelt erfreute.

Dem gefürchteten Kritiker öffneten sich schnell alle verschlossenen Pforten, und er befand sich bald dem Beherrscher des Musentempels gegenüber, dem er sein Stück mit einigen passenden Worten überreichte.

„Gewiß, gewiß — ich werde es lesen," sagte der Theaterhäuptling stirnrunzelnd, indem er das Manuskript an sich nahm.

Er war nicht ohne Grund mißtrauisch gegen die Stücke unbekannter Autoren. Als er entdeckte, daß es ein Lustspiel war, entwölkte sich seine Stirn schon ein wenig, denn — wieder nicht ohne Grund — er hatte ein fünfaktiges histo-

risches Trauerspiel in fünffüßigen Jamben vermuthet, bei denen zwar oft ein Fuß fehlt, was sich aber dadurch ausgleicht, daß sämmtliche fünf Akte zu viel sind.

„Ich werde es lesen," wiederholte er, einen flüchtigen Blick auf das Personenverzeichniß werfend. „Aber Sie müssen sich einige Wochen gedulden, Herr Doktor, ich bin jetzt zu sehr beschäftigt."

„Damit ist mir aber nicht gedient," sagte Vollmer, „ich müßte die Aufführung schon in drei bis vier Wochen haben, wenn es mir nützen soll."

„O, daran ist gar nicht zu denken, selbst wenn es brauchbar ist — was ich gar nicht bezweifle!" beeilte sich der Direktor höflich hinzuzusetzen. „Aber ich habe bereits so viele Verpflichtungen, daß ich vor Weihnachten —"

„Aber zu Weihnachten wird das Stück ja schon in Berlin am Schauspielhaus gegeben, und ich wollte vorher eine Probeaufführung in meiner Vaterstadt haben, um eventuell noch kleine Aenderungen —"

„Am Schauspielhaus? Ihr Stück ist am Berliner Schauspielhaus angenommen?"

„Jawohl — hier ist der Brief!"

Der Direktor las ihn, warf Vollmer einen erstaunten Blick zu, in dem sich bereits eine gewisse Hochachtung zu zeigen begann, und betrachtete das Buch in seinen Händen noch einmal so aufmerksam als vorher. Er durchflog die ersten Scenen, das dauerte etwa fünf Minuten, während welcher sich der Dichter mäuschenstill verhielt, dann las er den ersten Aktschluß und lächelte befriedigt.

„Hm, das scheint sehr hübsch, netter Dialog ... sieh 'mal an, wer hätte das gedacht ... das Schauspielhaus!" Und wie um die Echtheit des Briefes zu prüfen, studirte er diesen noch einmal aufmerksam durch. „Wissen Sie was, kommen Sie heute Nachmittag noch einmal zu mir, in meine Privatwohnung zu einer Tasse Kaffee! Bis dahin

habe ich Ihr Stück gelesen, und wir besprechen uns dann ganz gemüthlich. Vielleicht läßt sich Platz schaffen für Ihr Stück. Aber das sage ich Ihnen gleich, für eine Probeaufführung zahle ich keinen Pfennig Tantième!"

Vollmer schwoll das Herz vor Freude. Die guten Bewohner der Stadt würden nun bald erkennen können, welchen bedeutenden Mann sie bisher in ihren Mauern beherbergt, ohne es zu wissen. Freilich hatte er im Stillen gehofft, wenigstens den Abendmantel seiner Frau und das Armband aus dem dortigen Erfolge herauszuschlagen; aber er war ein Anfänger, dies sollte eine Probeaufführung und Feuertaufe sein — man mußte auch nicht zu viel vom Schicksal verlangen, das heute bereits sein Füllhorn über ihn ausgeschüttet hatte. —

Als er sich am Nachmittag wieder einstellte, empfing ihn der Theaterhäuptling mit beispielloser Freundlichkeit, drückte ihm gerührt die Hand, versicherte ihn, daß er immer sehr viel von ihm gehalten habe, von dem „lieben Doktor", der in seinen amüsanten, witzigen Kritiken schon den Mann von Geist verrathe, und daß er sich freue, ihn zuerst in die Bühnenwelt einzuführen. Auch die Frau Direktorin versicherte Aehnliches und traktirte ihn außer mit Kaffee, Schlagsahne und Kuchen mit noch süßeren Komplimenten. Der Schriftsteller war so entzückt und erstaunt, daß er sogar die Schlagsahne aß, die er sonst nicht ausstehen konnte.

„Mein lieber Doktor," sagte der Direktor fast zärtlich, „wir werden Ihr Lustspiel aufführen, wir werden es sehr gut aufführen und sehr bald aufführen. Ich selbst werde Ihnen zu Ehren den Onkel spielen; übrigens eine famose komische Episode, zu der ich Ihnen gratulire!"

Vollmer plätscherte in Seligkeit. Er unterschrieb blindlings einen Kontrakt, den man ihm vorlegte, und entdeckte erst später zu Haus, daß er sich verpflichtet hatte, alle

Stücke, die er schreiben würde, falls der Direktor darauf reflektire, an dessen Bühne zuerst und zwar gänzlich honorar- und tantièmenfrei aufführen zu lassen.

„Du, der hat Dich reingelegt!" sagte Frau Marie mit ernstem Gesicht, als sie den Vertrag durchlas.

„Was thut's, kleines Frauchen, man führt uns auf!" jubelte Vollmer und schloß sie in seine Arme. —

In der ganzen Stadt interessirte man sich für das theatralische Ereigniß, da Vollmer zu den bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten gehörte. Daß ein „Hiesiger" sich mit einem Schlage und mit seinem ersten Werke die vornehmste Bühne Deutschlands erobert hatte, wurde viel erörtert. Auch schlugen seine Freunde wacker das Tamtam für ihn, und es muß anerkannt werden, daß sich sogar der hagere Trauerspieldichter weder in seinem Blatte noch mündlich dagegen wehrte. Er jammerte zwar ein wenig über die Leichtigkeit, mit der die „leichte, moderne" Produktion den Widerstand der Direktoren besiegte, und daß dies ein Zeichen der ästhetischen Urtheilslosigkeit und des verflachenden Geschmackes sei, aber er erkannte an, daß hinter einer so schnellen Anerkennung doch etwas stecken müsse. Im Uebrigen würde man es ja bald sehen.

Unterdessen hatte von Berlin aus ein Theateragent, der sich damit befaßte, gangbare Theaterstücke auf eigene Rechnung anzukaufen oder für den Autor gegen eine gewisse Abgabe von den Einkünften an die Bühnen zu vertreiben, das will sagen, dem Dichter alles Geschäftliche abzunehmen, ein solcher hatte an Vollmer geschrieben und um Einsicht in das Manuskript gebeten. Der Dichter schickte eine Abschrift dorthin und erhielt nach wenigen Tagen das Anerbieten eines Vorschusses von ungefähr tausend Mark und den Entwurf eines Kontraktes, welcher der Theateragentur das alleinige Vertriebsrecht unter gewissen Bedingungen einräumte. Da Vollmer gerade Geld brauchte und da er

von dem Geschäftlichen gar nichts verstand, so unterschrieb er den Vertrag und nahm das Geld, das seine und Frau Mariens Phantasie auf's Neue beflügelte.

Wenn man bereits eine so schöne Summe noch vor der ersten Aufführung erhielt, wie mußte da der Goldstrom erst später fließen! Und so kann es nicht weiter in Verwunderung setzen, daß Beide bereits im Geiste eine Villa sahen, das Erträgniß von zwei bis drei weiteren Erfolgen. Denn daß es ein Erfolg würde, wer das zu bezweifeln gewagt hätte, wäre der grimmigste Feind der kleinen Frau gewesen. Es war aber kein Mensch so grausam, den geringsten Zweifel daran zu hegen.

Nichtsdestoweniger kam Vollmer heute ziemlich verstört von der letzten Probe zurück. Es war miserabel gegangen, viel schlechter als das letzte Mal am Tage vorher. Die Salondame traf durchaus nicht den richtigen Ton; der humoristische Vater war nicht humoristisch genug; die Naive paßte gar nicht zu ihrer Rolle, und der Bonvivant war ein schlechter Schauspieler, der sich noch dazu über die Figur, die er darstellen sollte, lustig machte. Alle miteinander hatten schlecht gelernt, ließen die besten Witze fallen, sprachen ganz andere Sätze, als er vorgeschrieben, und noch dazu in einem Leichenzugstempo, das wohl für ein griechisches Trauerspiel, aber nicht für seine moderne Geschwindschritt-Komödie paßte. Und sie ließen sich gar nichts sagen; man war unfreundlich gegen ihn gewesen, und der Direktor hatte ihn mit den nichtssagenden Worten getröstet: „Es wird schon gehen!" Und wie nüchtern und kahl sah die Bühne aus, ganz anders wie sonst! Es sei eine Intrigue, man wolle ihn durchfallen lassen.

Die kleine Frau hatte große Mühe, ihren unglücklichen Gatten zu trösten. Bei Tisch rührte er keinen Bissen an; er wurde abwechselnd bleich und roth und zitterte wie im Fieberschauer.

„Ich verstehe Dich nicht, Fritz," sagte die kleine Frau, „Du solltest doch heute glücklich sein. Endlich tritt es zu Tage, was Du kannst!"

„Das verstehst Du nicht, mein Kind, ich fürchte mich entsetzlich!"

5.

Am Nachmittag dieses wichtigen Tages saßen in der Wohnstube, von Fränzi krampfhaft „Salon" genannt, Hasselbrecht und Emma am Klavier und übten vierhändig ein neues Stück ein, das der junge Arzt zum ersten Male mitgebracht hatte. Seit einiger Zeit brachte er sehr oft neue Noten, um sie mit Emma durchzuspielen. Die Doktorin hatte daraus frische Hoffnung auf einen baldigen Abschluß der sich immer mehr in die Länge ziehenden Angelegenheit geschöpft und ließ daher den jungen Leuten so viel Spielraum wie möglich. Fränzi hatte strengen Befehl bei der mütterlichen Ungnade und Entziehung sonst gewährter „Eßbenefizien", sich in Anwesenheit des jungen Arztes so wenig als möglich im Wohnzimmer aufzuhalten, die Beiden überhaupt niemals zu stören und sich jeglicher, auch der geringsten Anspielung und Bemerkung zu enthalten. Man kann sich vorstellen, daß diese letzte Forderung der jungen Dame am schwersten fiel. Aber seit dem „Unglück" Adelens, wie man das Ereigniß kurzweg in der Familie nannte, ließ die Mutter nicht mit sich spaßen.

Ueberhaupt, was war das jetzt für eine Zeit, in der man lebte! Vater und Mutter immer ernst, Adele selbstverständlich eine Person, der man Schonung und Rücksicht schuldig war; und nun verbot man ihr auch noch, sich mit Haselbrecht und Emma zu beschäftigen. Selbst der lustige Schwager machte ein ernstes Gesicht und hatte tausend Geschäfte, weshalb sie ihn nur selten zu Gesicht bekam. Zu Scherzen schien er gar nicht mehr aufgelegt; sogar der „hauende Lehrer" war schon seit Wochen aus seinen Ge-

sprächen verschwunden. Und so zog sich denn die junge Dame bald nach dem Kaffee mit einem Buch und einer geheimnißvollen Düte, die merkwürdig nach Chokolade roch, in ihr Gemach zurück.

Hasselbrecht und Emma spielten eine Weile wortlos ihre Salonouvertüre. Es scheint eine Eigenthümlichkeit dieser modernen Kompositionen zu sein, daß sich die Hände der Spieler und beim Pedaltreten sogar die Füße berühren, was vielleicht dazu beitragen soll, diese Kunstwerke mit mehr Feuer und Ausdauer zu Gehör zu bringen. Auf jeden Fall kam die rechte Hand des Arztes der linken des jungen Mädchens zu wiederholten Malen sehr nahe. Merkwürdigerweise beklagte sie sich nicht darüber und rückte nicht einmal ihren Stuhl weiter von ihm ab.

Sie schien es sogar nicht ungern zu sehen, als Hasselbrecht den Vorschlag machte, das Stück noch einmal durchzuspielen. Endlich war auch dies geschehen; aber Keines von Beiden erhob sich von seinem Sitze. Das junge Mädchen ließ die Hände auf den Tasten liegen und lauschte träumerisch den letzten, verhallenden Akkorden. Hasselbrecht seufzte leicht und blickte seine Nachbarin aufmerksam an, die nach einem Weilchen verlegen aufstand und den Platz wechselte.

„Sagen Sie mir doch, Herr Doktor,“ begann Emma erröthend, als die Gesprächs- und Spielpause unangenehm zu werden anfing, „warum Sie gar nicht mehr von Adele mit mir sprechen!“

Hasselbrecht schien sichtlich verlegen, als seine hübsche Partnerin den Namen ihrer Schwester erwähnte. Uebrigens that er das Klügste, was verlegene Menschen thun können, er schwieg gänzlich.

„Haben Sie mir denn Ihr Vertrauen entzogen?“ begann die hartnäckige Emma auf's Neue, als wolle sie den Pfeil nur noch tiefer in die Wunde ihres Herzens bohren.

„Sonst konnten Sie mich gar nicht genug über meine Schwester ausfragen, und Sie wußten doch, daß sie nicht frei ist. Jetzt, wo sie es ist, halten Sie mich wohl Ihres Vertrauens nicht mehr für würdig?"

Doktor Hasselbrecht vertiefte sich, statt zu antworten, in den reizenden Anblick seiner Klavierpartnerin, deren braune Augen sich mit einem so wehmüthigen Ausdruck auf ihn hefteten, daß ihm ganz eigenthümlich zu Muthe wurde. Aus seiner Betrachtung weckte ihn erst ein leichtes Husten der schönen jungen Dame, die eine Antwort begehrte.

Vorläufig hustete auch er; aber Fräulein Emma schien damit nicht zufrieden, denn sie sagte in etwas gereiztem Tone: „Ich scheine wirklich Ihr Vertrauen verloren zu haben!"

„O, wo denken Sie hin!" beeilte er sich zu entgegnen.

„Nun, warum sprechen Sie dann nicht mehr von ihr — jetzt, wo Sie Aussicht haben, ihre — ihre Hand zu erringen?" Ihre Stimme zitterte etwas, als sie von dieser Hand sprach, aber sie blickte ihm fest und muthig in's Auge. „Oder lieben Sie sie nicht mehr?"

Hasselbrecht fuhr bei diesem Kartätschenschuß aus weiblichem Munde zusammen. Wie ein Blitz erhellte diese Frage die Nacht seines Herzens. Liebte er „sie" denn überhaupt noch? Er hatte sich diese Frage niemals vorgelegt; er hatte das als eine feststehende Thatsache angenommen, an der nicht mehr zu rütteln sei. Eigentlich hatte er in den letzten Wochen recht wenig an Adele gedacht, und selbst die vertrauliche Mittheilung Emma's von dem Rückzug Wulfingen's hatte ihn nicht besonders aus seiner Fassung gebracht. Er freute sich gewissermaßen pflichtschuldig, daß er nun wieder Hoffnung habe, Adele zur Seinen zu machen. Aber dies irgendwie zu beschleunigen, war ihm nicht im Traum eingefallen. Es war

eigentlich so ganz reizend, wie es jetzt war. Er gestand sich das nicht direkt, aber er fühlte es instinktiv. Eine unglückliche Neigung im Herzen, die ihn sich selbst und Emma gegenüber in ein romantisches Licht setzte, dazu dies entzückende Geschöpf zur Vertrauten, das ihn bedauerte und tröstete, und mit dem er so gerne sprach und zusammen war! Konnte es einen angenehmeren Zustand geben? Das gemeinschaftliche Geheimniß brachte sie einander näher.

Merkwürdiger Weise hatte er von jenem Augenblick an Adelens fast gar nicht mehr erwähnt. Erst wunderte sie sich darüber, aber bald fand sie des Räthsels Lösung. So lange er unglücklich liebte, hatte er sie zu seiner Vertrauten gemacht, um Theilnahme und Trost bei ihr zu finden. Von dem Augenblick an, wo er wieder hoffen durfte, entzog er ihr sein Vertrauen, um unbeirrt von ihrem Rath und Einfluß der Verwirklichung seiner heißesten Wünsche nachzustreben. Heute wollte sie ihn endlich zum Reden zwingen; und als er auf ihre Frage nicht gleich antwortete, stellte sie dieselbe zum zweiten Male.

„Nun, Herr Doktor, lieben Sie Adele nicht mehr?"

Er beeilte sich zu versichern, daß er sie „natürlich" noch liebe, denn in ihrem Blick und in ihrem Ton lag ein solcher Vorwurf über seine Unbeständigkeit und Wankelmüthigkeit, daß er jetzt um Alles in der Welt nicht das Gegentheil versichert hätte.

„Warum halten Sie sich denn so zurück?" fragte die unerbittliche junge Dame weiter. „Sie sprechen ja keine Silbe mehr mit meiner Schwester!"

Auch die Männer können zuweilen Diplomaten in der Liebe sein, obgleich die öffentliche Meinung diese Fähigkeit hauptsächtlich den Frauen zuspricht. Hasselbrecht versicherte daher, daß er Adelens noch frisch blutende Wunde schonen wolle. Und ob sie denn dächte, daß Adele so unbeständig

sei, schon jetzt einem Anderen Gehör zu schenken, und was sie davon halten würde?

Emma versicherte ihrerseits, daß sie das für sehr — hier zögerte sie etwas — daß sie das gar nicht hübsch finden würde, denn zur Liebe gehörte die Treue.

So hätte er nichts mehr zu hoffen, entgegnete er darauf, und es wäre besser und schonender von ihr, wenn sie ihn nicht wieder an diese Hoffnungslosigkeit erinnere und es ihm selbst überließe, sich mit seinem Geschick abzufinden.

Mit dieser feinen Wendung schnellte er sich wieder in den früheren Zustand einer hoffnungslosen und romantischen Neigung zurück, um deretwillen sie ihn bemitleidete, und die sie ihn durch verdoppelte Liebenswürdigkeit vergessen zu machen trachten würde. Vorläufig endete dies Gespräch damit, daß sich die beiden jungen Leute nach einiger Zeit wieder an's Klavier setzten.

Die Klingel, die Frau Mariens Ankunft anzeigte, machte dem Spiel ein Ende. Das kleine Frauchen befand sich in einer nervösen Erregung, der sie vergeblich Herr zu werden suchte. Ihr Mann würde sich direkt in's Theater begeben, theilte sie mit. Er wäre zu aufgeregt, um sich in menschliche Gesellschaft zu begeben, und sei es selbst seine eigene Familie.

Mit sehr eigenthümlichen Gefühlen rüstete man sich, nachdem sich auch der Doktor früher als sonst eingefunden, zum Aufbruch in's Theater, zum „Richtplatz", wie Fränzi ihrer Schwester Emma leise zuflüsterte. Es ist nicht zu leugnen, daß diese junge Dame, trotzdem sie noch die Schule besuchte, manchmal den Nagel auf den Kopf traf.

Eine erwartungsvolle Menge füllte das Theater bis auf den letzten Platz. Das summte und schwirrte unter dem hellen Licht des riesigen Kronleuchters durcheinander, das lachte und plauderte mitleidslos, ohne zu ahnen, daß in der hintersten Ecke der kleinen Prosceniumsloge des

Direktors, ganz verborgen im Schatten einer sammtenen Portière, der arme Autor in tausend Aengsten saß. Was Jenen ein vergnügter Abend war, ihm war es eine Lebensfrage, die sein Schicksal umgestalten konnte.

Vor dem Dichter, ebenfalls halb von dem Vorhang verborgen, saß die kleine Frau und warf verstohlene Blicke in das Publikum, unter dem sie hier und da bekannte Gesichter sah. Aber es war merkwürdig, wie sie ihr heute vor den Augen verschwammen. Neben Frau Marie, mehr nach der Bühne zu, so daß sie für Jedermann sichtbar war, saß die dicke Direktorin, die unbefangen die Zuschauer lorgnettirte. Die Familie des Doktors hatte im Parquet Platz genommen.

Auch hinter dem Vorhange gab es heute erregte Gemüther. Wenn auch eine Erstaufführung an einem Provinztheater nicht so viel besagen will wie in den großen Hauptstädten, schon weil sie weit häufiger wiederkehrt, so war es doch diesmal eine wirkliche, echte „Première" in Gegenwart des Autors, noch dazu eines Einheimischen, zu der sich sogar der bekannte Kritiker der größten Zeitung aus der Landeshauptstadt eingestellt hatte. Außerdem waren dem Direktor die Zugstücke, die er mit schwerem Gelde erworben, und auf deren Erfolg er sicher gerechnet, so ziemlich alle durchgefallen; jedenfalls hatten sie kein „Geschäft" gemacht. Vielleicht schlugen „Die Genialen" ein. Eigentlich hatte nur der Direktor und sein Regisseur Vertrauen zu dem Stück, die Darsteller waren anderer Meinung und vermißten vor Allem die komische Schlagkraft, die ein Lustspiel haben soll. Außerdem fanden sie ihre Rollen höchst undankbar und unwirksam, wie das meist der Fall ist.

Jetzt erscholl das erste Klingelzeichen! Hinter der Scene schoß Alles aufgeregt durcheinander. Der Theatermeister schob noch schnell einen Stuhl an den rechten Platz; die

Salondame knöpfte eilfertig die Handschuhe zu; die Naive, die zu spät fertig geworden, ließ sich von der Garderobière noch hinter den Kulissen die letzten Haken ihres Kleides schließen, und der Bonvivant warf einen letzten verstohlenen Blick in seinen Handspiegel und fand sich wie immer tadellos und unwiderstehlich. Dem Dichter aber krampfte sich das Herz zusammen, während sich der Zuschauerraum plötzlich verdunkelte, der Vorhang langsam in die Höhe rauschte und einige Zischlaute die Plaudernden zur Ruhe brachten. Er stand vor seinen Richtern, und die nächste Stunde sollte sein Schicksal entscheiden. Es war ihm, als ob er auf Nadeln sitze. Und während die Schauspieler sprachen, hätte er ihnen die richtigen Worte souffliren und ihnen behilflich sein mögen, die „Pointen" herauszubringen, die sie beharrlich „fallen" ließen. Er hatte sich an seinem Schreibtisch soviel von der dritten Scene versprochen; aber sie verpuffte ganz wirkungslos. Natürlich, wenn sie *so* gespielt wurde! Dem Publikum hätte er zurufen mögen: „So lacht doch, lacht doch, ihr Dummköpfe!"

Aber dies kehrte sich nicht daran, es ist ja souverän, es lacht nur, wenn es ihm beliebt. Und jetzt lachte es — wahrhaftig, es lachte zum ersten Mal und an einer Stelle, an der der Dichter es am wenigsten vermuthet hatte. Das, was er für witzig gehalten, hörten diese Leute an, ohne auch nur eine Miene zu verziehen; worauf er aber keinen besonderen Werth gelegt, darüber lachten sie, als wäre es etwas Besonderes. Diese Erfahrung machte er schon im Laufe des ersten Aktes zu wiederholten Malen.

Aber das Eis war doch gebrochen, und die folgende Scene zwischen dem Bonvivant und dem humoristischen Vater, der einen sehr prosaischen, rechnenden Kaufmann spielte, gefiel sogar außerordentlich. Dann kamen jedoch einige Scenen, deren Kühnheit und scharfe Satire das an ganz andere Kost gewöhnte Publikum kalt ließen, dem

diese Dinge, eine treffende Verspottung gewisser „Genialitätsmeier“, in seiner provinziellen Harmlosigkeit ziemlich fern lagen. Und unter tiefem, eisigem Schweigen, das nicht einmal eine schüchterne Freundschaftsclaque zu beleben wagte, fiel der Vorhang vor dem verzweifelten Dichter und den niedergeschlagenen Schauspielern. Das Publikum hatte so ganz andere Dinge erwartet und fand den Aktschluß wenig „komisch“. Es fiel kein Kaffeegeschirr klirrend zu Boden, dessen Trägerin einen erschreckten Schrei ausstieß; auch überraschte kein Vater ein sich heimlich küssendes Liebespaar; es wurde auch Keiner als „Müller“ entlarvt, der sich „Schulze“ genannt hatte; auch warf Keiner den Mantel ab, um ganz unerwartet im Trikot dazustehen; es kroch Keiner unter einem Tisch hervor, wurde Keiner fälschlich verhaftet und überraschte keine aus dem Seebade zurückkehrende Herrschaft ihre Köchin mit dem Hausdiener beim Walzertanzen und Gelage. Kurz, es war kein Aktschluß, wie man ihn für sein Geld zu verlangen berechtigt ist, wenn man mit der Absicht in's Theater geht, herzlich zu lachen, weil ein Lustspiel auf dem Zettel angekündigt ist.

Dieser Meinung gab man vor und hinter den Kulissen ganz unverhohlen Ausdruck, und ganz besonders triumphirten die Schauspieler, die natürlich Alles vorausgesehen hatten.

„Ich wußte es ja, daß das Publikum den Schund ablehnen würde. Kritisiren ist leichter als besser machen!“ sagte der Bonvivant achselzuckend.

„Na, der Herr wird ja von jetzt ab etwas bescheidener und sanfter schreiben!“ flötete die Naive in ihrem berufsmäßig naiven Tone, während sie das holde Gesichtchen, das in der Nähe um mindestens zehn Jahre älter erschien, zu dem berufsmäßig vorgeschriebenen Lächeln verzog.

„Das kann ja noch heiter werden heute Abend!“ rief der humoristische Vater recht laut, damit es der mit sehr

verdrießlichem Gesicht in der Nähe stehende Direktor hören sollte.

Dieser ging wüthend auf seinen Regisseur zu.

„Sie haben mir auch zugeredet, den Dreck bald aufzuführen! Da sehen Sie's nun! Das wird ein fürchterlicher Durchfall — und sieben Proben — schade um die schöne Zeit!"

„Warten Sie es doch erst ab, lieber Direktor! Offenbar versteht das Publikum noch nicht, wohinaus der Dichter will; es wartet auf Verwechslungen und drollige Situationen und übersieht dabei ganz den Geist und die feine Satire, die darin sind. Wenn es aber erst dahinter kommt — und übrigens wird die Sache jetzt auch wirklich drollig — und dann ist mir unser hiesiges Publikum überhaupt nicht maßgebend! Ich bleibe deshalb doch bei meiner Meinung!"

Achselzuckend wendete sich der Direktor ab. Er war ein Routinier, der von der Pike auf gedient hatte und das Publikum natürlich besser kannte als diese jungen Leute, die einige Jahre in eine Theaterschule gehen und dann von der Bühne Wunder was zu verstehen glauben.

Er haßte die „literarischen" Schauspieler. Allerdings, er selbst hatte sich diesmal auch getäuscht; aber die schnelle Annahme des Stückes am Berliner Hoftheater hatte ihn hauptsächlich bestochen.

Vollmer getraute sich nicht auf die Bühne, denn das Benehmen der Direktorin hatte ihm bereits deutlich gezeigt, was er dort zu erwarten hätte. Gleich nachdem der Vorhang gefallen war, räusperte sie sich verlegen, ließ dann ein kaltes: „Das ist ja sehr nett!" vernehmen und trat mit den Worten: „Ich gehe schnell einen Moment hinauf!" eiligst den Rückzug an.

Marie wagte kaum, ihren Mann anzuschauen, der mit einem gequälten Lächeln dasaß, das nur schlecht seinen bitteren Schmerz verschleierte.

„Täuschen wir uns nicht," sagte er endlich, als sie ganz hinter den wohlthätigen Sammetvorhang geflüchtet war, der sie vor den Augen der Menge verbarg, „täuschen wir uns nicht, dem Publikum gefällt's nicht!"

Sie erwiederte nichts, denn sie fühlte sich selbst zu sehr durchdrungen von dieser Ueberzeugung; sie ergriff nur seine Hand, die sie stark und innig drückte. Und vor ihren Augen versanken all' die schönen, rosigen Luftschlösser: die Villa, die Neueinrichtung der Zimmer, die Reise nach Italien und selbst der bescheidenste Abendmantel.

Unten im Parquet saßen der Doktor und seine Familie auf Kohlen, bis sich endlich der Vorhang zum zweiten Male hob.

In diesem Akt verwickelte und entfaltete sich die Handlung reicher als in der Einleitung. Ohne die satirische Grundanschauung und die humoristische Charakterschilderung aufzugeben, machte der Dichter hier einige Zugeständnisse an den Geschmack der Menge. Es kamen einige Situationen, welche die Lachlust des Publikums erregten, das nach und nach in eine immer fröhlichere Stimmung gerieth. Und als zum Schluß die Absicht des Dichters immer deutlicher, die Schilderung der falschen Genialität im Leben und in der Kunst immer kecker und übermüthiger wurde, gingen die Zuschauer willig auf alle seine Absichten ein, so daß zuletzt wahre Lachstürme das Haus durchbrausten. Auch die Schauspieler faßten neuen Muth und gingen sichtlich aus sich heraus, so daß keine witzige Pointe mehr „unter den Tisch fiel"; sogar das Tempo ließ jetzt nichts mehr zu wünschen übrig. Es ist das eine der vielen merkwürdigen Thatsachen der Bühne, daß das Publikum durch seine heitere Laune die Darsteller ansteckt, und diese rückwirkend durch erhöhte Leistungen wieder die Zuschauer entflammen.

Im Parquet hoben sich die bisher ängstlich gesenkten Köpfe der Doktorsfamilie in die Höhe und schauten zuletzt fast

triumphirend um sich, und auch in der Loge veränderte die Stimmung sich sichtlich. Frau Marie sah sich triumphirend nach ihrem Gatten um, dessen Stirn sich allmälig entwölkte, und der sich mehrere Mal dabei ertappte, wie er sich vergnügt die Hände rieb. Und vor den Augen der kleinen Frau stiegen zwischen den Kulissen plötzlich wieder allerlei rosige Luftgebilde gleich einer Fata Morgana auf; sie sah Italiens sonnige Gefilde und sich in einem Wagen längs der Küste fahren; schmiegsam legte sich das seidene Futter eines Abendmantels um ihre Schultern, und sie fühlte ordentlich die goldene Schließe des sapphir- und smaragdgeschmückten Armbandes am Gelenk ihrer linken Hand. Als sich aber der Vorhang zum letzten Male unter stürmischem Lachen, Händeklatschen und Bravorufen niedersenkte, da tauchte mitten über dem Kamin der Salondekoration eine hübsche Villa auf mit einem grünen Park und einem kleinen Pavillon, in dem der Dichter schrieb — ein Stück nach dem anderen.

Und in ihrer Freude kniff sie ihrem Gatten sanft in den Arm, und dann sahen sie sich in die Augen — ganz im Dunkel der Loge hinter dem Vorhang, und es waren Thränen, die sie darin erblickten, Perlen der Freude. Die kleine Frau fiel ihrem Gatten um den Hals und flüsterte ihm selig zu: „Mein Geliebter, ich bin stolz auf Dich!"

Und aus der seligen Versunkenheit, während der Vorhang immer wieder in die Höhe rauschte, weckte sie erst das Knarren der Logenthür und die Stimme der dicken Direktorin: „So kommen Sie doch, man ruft und sucht Sie!"

Sie faßte Vollmer bei der Hand und schleppte ihn durch eine kleine, eiserne Thür, die sich wie durch Zauber vor ihr öffnete, hinter die Kulissen, wo der Direktor wie ein Irrsinniger hin und her schoß mit dem beständigen Ruf: „Der Dichter — wo ist der Dichter?"

Als er Vollmer erblickte, entriß er ihn mit einem Ruck den Händen seiner Gattin, um ihn zwischen die Naive und den Bonvivant zu stoßen, die seine Hände rechts und links ergriffen. Dann öffnete sich wieder wie durch Zauber eine Leinwandthür der Kulissenwand, er fühlte sich vorgezogen, sah ein blendendes, wogendes, brausendes Meer von Licht, Menschenköpfen und klatschenden Händen vor sich, machte aus Nachahmungstrieb einen schwachen Versuch zu einer Verbeugung, als er den Bonvivant sich verneigen sah und stand zuletzt ganz betäubt vor der niederfallenden Gardine.

Das war also ein sogenannter „großer Erfolg"! Denn wenn er darüber noch den mindesten Zweifel hegte, so belehrte ihn das, was sich jetzt abspielte, eines Besseren.

Mit seinen beiden ausgestreckten Händen eilte der Direktor auf den glückstrahlenden Dichter zu.

„Mein lieber Doktor, ich gratulire, ich gratulire! Ich wußte ja, daß ich mich nicht täuschen könne! Eine so feine Arbeit — und so kühn und neu! Aber ich habe den Muth gehabt, ich habe ihn gehabt, und wenn das Publikum entzückt ist, spüre ich etwas wie Entdeckerfreude in mir!"

Neben ihm stand der „literarische" Regisseur und machte ein ironisches Gesicht, verzog aber keine Miene, als der Direktor ihn zum Zeugen anrief mit den Worten: „Wenn das Publikum den ersten Akt fallen ließ, so ist es unreif; es hatte Ihre Absichten noch gar nicht begriffen, es erwartete Clownspäße, weil ein Lustspiel angekündigt war. Nicht wahr, Bläsing, ich habe das vorhin zu Ihnen gesagt, als Sie sich wunderten? Ich habe mich gar nicht gewundert!"

Jetzt kamen auch die anderen Darsteller, umringten das „liebe Doktorchen", drückten ihm die Hände und versicherten Alle, daß sie schon auf den Proben einen solchen Erfolg voraus geahnt hätten. Selbst die Maschinenarbeiter

rings umher und die Friseure und die Garderobiers, die zwischen den Kulissen standen und sich die Komödie vor und nach dem Fallen des Vorhanges mit angeschaut, machten freundliche Gesichter, als Vollmer nun vorbeiging, ehrerbietig geleitet vom Direktor; und hier und da erlaubte sich sogar Einer, dem Herrn Doktor „ergebenst zu gratuliren".

Und draußen, in dem halbdunklen Logengang, umringten seine Verwandten den Dichter, und es war ein Händedrücken und Küssen, und auch Thränen flossen, denn es waren ja Frauen dabei, denen die Glückssonne den Thau hervorlockt, statt ihn zu trocknen. Und Fränzi sagte, sie habe ihrem Schwager viel abzubitten; sie habe jetzt eine riesige Hochachtung vor ihm; übrigens schreibe sie jetzt auch ein Lustspiel. Und dann gingen sie Alle hinaus in die sternenklare Winternacht, die der Mond mit seinem hellsten Glanze bestrahlte. Den Vorschlag, gemeinsam den Abend in einem Restaurant zu feiern, lehnte der Dichter ab, denn er sehnte sich, allein mit seinem Frauchen zu sein. Und so trennte man sich. Als aber das junge, glückliche Paar um die Ecke des Theaters bog, trat aus dem Schatten, in dem sie bisher gestanden, eine hagere, lange Gestalt hervor und auf den Dichter zu, dessen Hand sie heftig schüttelte.

Es war der Kritiker der „Nachrichten". Er sah seinen erfolgreichen Kollegen erst eine Weile stumm an, dann sagte er schnell: „Ich gratulire Ihnen! Die höchste Aufgabe der dramatischen Dichtkunst ist und bleibt zwar das historische Trauerspiel; aber Sie sind wenigstens nicht zum seichten Geschmack der großen Menge hinabgestiegen — das imponirt mir! Ich werde demnächst auch ein Lustspiel schreiben! Wenn Sie wollen, schreiben wir's zusammen!"

Sprach's und verschwand, ohne eine Antwort ab-

zuwarten, wie er gekommen, im Schatten des großen Gebäudes.

Vollmer ging in stummer Seligkeit, die kleine Frau am Arm, nach Hause. Unterwegs kaufte er sich in seiner Stammweinstube eine Flasche Champagner, und die leerte er daheim mit seinem „guten Kameraden" auf den ersten großen Erfolg, und die Luftschlösser wuchsen dabei in's Unermeßliche. Frau Marie setzte nach dem dritten Glas der Villa einen zweiten Stock auf, und der Dichter fing an, das einfache Mobiliar seiner Wohnung mit sehr verächtlichen Blicken zu mustern. Auch soll die kleine Frau — das wurde jedoch später bestimmt von ihr bestritten — in dieser Nacht von einem weißen Marmordenkmal geträumt haben, dessen Züge eine sprechende Aehnlichkeit mit dem Autor der „Genialen" hatten.

6.

„Herein!"

Der es rief, saß auf einem kleinen Ledersopha in einem sehr einfach ausstaffirten Miethszimmer und schrieb. Es war ein schlanker Mann Mitte der Dreißiger, dessen müde, blasirte Züge ihn um wenigstens fünf Jahre älter erscheinen ließen. Das schwarze Haar war bereits stark gelichtet und an den Schläfen leicht ergraut.

„Herr v. Wulfingen," sagte die eintretende Frau zu ihrem Miether, „der Herr, der Sie heute morgen verfehlt hat, ist wieder da."

„Wie heißt er, und was will er von mir?"

„Das will er nur Ihnen selbst sagen!"

„So lassen Sie ihn herein!"

Als Vollmer das Zimmerchen betrat, erhob sich der schlanke Herr und blickte mit seinen müden Augen den Besucher forschend an, der den Blick auf gleiche Weise erwiederte und schnell das einfache, fast ärmliche Gemach

musterte. Der Inhaber des Zimmers bot seinem Gaste in vornehm-liebenswürdiger Weise einen Sitz an. Man merkte es diesem Herrn an, daß er sich in anderen Räumlichkeiten, als diesen hier, zu bewegen gewöhnt war.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?"

„Mein Name thut vorläufig nichts zur Sache!" erwiederte der Schriftsteller ernst.

„Nein, es hat Zeit, bis wir die Liste ausgefüllt haben." Wulfingen zog ein Papier aus einer Mappe und blickte fragend auf. „Sie wollen doch Ihr Leben versichern lassen?"

„Nein!"

„Dann wollen Sie also Champagner bei mir bestellen? Ich kann Ihnen besonders unsere goldköpfige Marke —"

„Ich wußte nicht, daß Sie auch Champagner verkaufen. Freilich, die nöthige Sachkenntniß werden Sie von Ihrem früheren Berufe her besitzen," sagte Vollmer lächelnd.

„Sie kennen mich?" fragte Wulfingen erstaunt, während eine dunkle Röthe in sein Gesicht schoß.

„Ja! Aber um Champagner zu kaufen, bin ich auch nicht gekommen. Ich schlage Ihnen ein anderes, für Sie vortheilhafteres Geschäft vor!"

„Nun, was steht also zu Ihren Diensten?" sagte der ehemalige Offizier schon etwas ungeduldig.

„Zunächst möchte ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Es wird Ihnen das etwas sonderbar vorkommen, aber hören Sie mich nur ruhig an. Es wird Sie schon interessiren!"

Wulfingen zuckte leicht mit den Achseln und lehnte sich, die müden Augen halb geschlossen, den kühn geschwungenen Schnurrbart nervös streichend, in die Sophaecke zurück.

„Meine Geschichte spielt in einer süddeutschen Garnison. Dort lebte ein junges Mädchen, die Tochter eines Arztes, der außer ihr noch einige Töchter besitzt und sich und seine Familie gerade standesgemäß durchbringen kann,

aber nicht in der Lage ist, seinen Töchtern eine nennenswerthe Mitgift auszusetzen. Es war daher ein Glück für das junge Mädchen, als sie sich mit einem wohlhabenden Offizier verlobte, um so mehr, da eine aufrichtige gegenseitige Neigung dieses Band zwischen dem jungen, ideal und sogar etwas schwärmerisch angelegten Mädchen und ihrem Verlobten knüpfte."

Vollmer machte eine kleine Pause und blickte, während er langsam, seiner Gewohnheit gemäß, über den blonden Vollbart strich, den ehemaligen Offizier fest an, dessen bleiches Gesicht noch um einen Schatten blasser wurde.

„Der Offizier wollte nur seine Beförderung zum Hauptmann abwarten, die Braut sollte erst ein gewisses Alter erreichen und ihre Aussteuer vollenden: dann sollte die Hochzeit stattfinden. Statt dessen traf eines Tages ein Absagebrief von dem jungen Manne ein; er könne sein Versprechen nicht einlösen, er habe sein Vermögen verloren, sei selbst außer Stande, die nöthige Kaution zu stellen, ohne die keinem Offizier, wie Sie ja wissen, der Heirathskonsens bewilligt wird, und könne nicht ein anderes Wesen an sein jetzt verarmtes Dasein fesseln. Dieser Mann ist — Ihr Bruder, Herr v. Wulfingen!"

Wulfingen zuckte zusammen, als ob ihn ein Peitschenhieb getroffen hätte; aber er faßte sich sogleich wieder und fragte in scheinbar ruhigem Tone: „Und wer sind Sie, mein Herr, und was beabsichtigen Sie mit Ihrer Erzählung?"

„Sie werden es sogleich erfahren. Das junge Mädchen verzehrt sich in stillem Herzenskummer und wird daran zu Grunde gehen, was ihre Familie in tiefste Betrübniß versetzen würde. Ihr Bruder wird es vielleicht verwinden — wir Männer sind ja aus härterem Stoff; aber ich weiß, daß auch er unglücklich ist. Sie allein können vielleicht wieder gut machen, was Sie ver—, was

geschehen ist; und deshalb bin ich gekommen. Ich bin der Schwager dieser jungen Dame, der Mann ihrer älteren Schwester — mein Name ist Vollmer."

Wulfingen richtete sich auf.

„Bitte, erklären Sie sich deutlicher!"

„Sehr gern! Ihr Bruder hat dem Vater der Braut gegenüber, der nähere Aufklärung von ihm forderte, behauptet, daß er sein Vermögen verspielt habe. Nun weiß ich aber, daß Ihr Bruder nie eine Karte anrührt. Dagegen ist mir bekannt geworden, daß Sie nicht unbetheiligt an dem Vermögensverluste Ihres Bruders sind."

Wulfingen wurde bald roth, bald bleich bei den Worten seines Besuchers; seine Hand spielte nervös mit den Gegenständen, die vor ihm auf dem Tische lagen. Unbekümmert darum fuhr der Schriftsteller fort: „Die Ehre der Familie verbietet mir, Ihren Bruder selbst, der sich von uns zurückgezogen hat, zu befragen. Auch weiß Niemand etwas von den Schritten und Nachforschungen, die ich auf eigene Faust unternommen habe, außer einem Freunde der Familie. Es ist ein alter unverheiratheter Herr, dem mein Schwiegervater einst einen großen Dienst geleistet hat, und der das junge, unglückliche Mädchen wie ein Vater liebt. Er will versuchen, Alles wieder gut zu machen, so weit es Geld vermag. Er will — ich bemerke ausdrücklich, daß selbst der Vater bisher nichts davon weiß — Adelen eine Mitgift geben, die das Glück des jungen Paares begründen soll. Aber wir müssen die Gewißheit haben, daß Ihr Bruder dessen auch würdig ist und es festzuhalten versteht. Hat Ihr Bruder sein Vermögen verschwendet, so soll er nicht Gelegenheit haben, es zum zweiten Mal zu thun; ist er aber das Opfer seines Familiensinnes geworden, so wollen wir ihm helfen, sein Glück zurückzuerobern. Was Sie mir anvertrauen — mein Ehrenwort zum Pfande — es bleibt Geheimniß zwischen mir und meinem alten Freunde.

Hat Ihr Bruder wirklich Ihnen seine Zukunft geopfert, so können und dürfen Sie mir die Antwort nicht verweigern! Daß Sie so plötzlich Ihren Abschied genommen, bestärkte uns in unserer Vermuthung. Wären Sie für Ihre früheren Freunde und Kameraden nicht so ganz verschollen, so wäre ich schon früher zu Ihnen gekommen. Wir glaubten Sie in Amerika statt in Berlin, und es hat mich viel Zeit und Mühe gekostet, bis ich Sie endlich aufgefunden habe."

Wulfingen schritt rastlos, mit finsterer Miene in dem kleinen Zimmer auf und ab. In ihm gährte und kämpfte es. Vollmer störte ihn durch keinen Laut und keine Bewegung; er begnügte sich, dem rastlos Schreitenden mit ernstem Blicke zu folgen. Er sah, wie schwer es dem Manne ankam, dem Fremden, Unbekannten, sein Vertrauen zu schenken.

Mit einem plötzlichen Entschlusse blieb Jener vor ihm stehen.

„Gut, Sie sollen Alles wissen. Ich war bisher nur leichtsinnig; aber ich wäre ein Schuft, wenn ich dem Glücke meines Bruders noch weiterhin im Wege stünde!" Er starrte finsteren Blickes in's Leere, die Hand auf den Tisch gestützt, neben dem er stand.

„Ich bin älter als mein Bruder und galt stets als der von der Natur Bevorzugte. Was er sich mühsam durch Fleiß erobern mußte, mir flog es zu. Mein Vater setzte große Hoffnungen auf mich — ich wurde Offizier wie er. Als er starb, ging ich zur Kavallerie über und hier — nun, ich habe gelebt und genossen — trotz alledem bereue ich es nicht! Ich habe nur Eins zu bereuen, und das muß ich gut zu machen suchen!"

Er strich sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er die tiefen Falten glätten, die sich bei der Erinnerung daran gebildet; dann sprach er mit leiser, tonloser Stimme

weiter: „Es kam, wie es kommen mußte und tausendmal zu kommen pflegt. Auf diese Weise verliert die Armee viele ihrer begabtesten Offiziere — die Verführung ist zu groß in unserem Stand. Ich brachte in wenigen Jahren nicht nur mein Vermögen durch, sondern machte auch Schulden. Mein Bruder bezahlte einmal einen Wechsel für mich, dann weigerte er sich, da er an seine und seiner Braut Zukunft denken müsse. Er gab mir den Rath, meinen Abschied zu nehmen und nach Amerika zu gehen, um mich dort wieder hoch zu arbeiten. Ich that es nicht, ich ...“ — seine Stimme wurde fast unhörbar, so leise hauchte er die Worte vor sich hin — „ich *zwang* ihn, für mich zu zahlen! Erlassen Sie mir ein weiteres Geständniß ... mein Bruder hatte nur die Wahl, zu zahlen, oder unsern Namen mit Schmach bedeckt zu sehen. Auch er hätte dann seinen Abschied nehmen müssen. Er erkannte daher die Wechsel als die seinen an und löste sie ein. Die einzige Bedingung, die er mir stellte, war, daß ich meinen Abschied nehme. Ich hätte mich außerdem doch nicht halten können ... ich that's und stand im Begriff, meinem verfehlten Dasein ein Ende zu machen. Da war es wieder mein Bruder, der mir die Waffe entwand. Er zeigte mir, wie thöricht und feig dieser Knalleffekt als Schlußpunkt sei, daß dies nicht die rechte Sühne für verlorene Ehre, daß der rechte Mann den Muth haben müsse, ein neues Leben zu beginnen. Ich habe es manchmal bereut seitdem, aber am Ende ist es doch besser so, und vielleicht wird doch noch etwas daraus.“

Wie ein Hoffnungsstrahl blitzte es in seinen Augen auf; dann fuhr er mit gehobener Stimme fort: „Ich habe ein Ziel im Auge: ihm doch noch Ehre zu machen, ihm zu vergelten, was er Gutes an mir gethan hat!“

Wulfingen ließ sich langsam wieder in die Sophaecke fallen, kreuzte die Beine übereinander und fuhr in einem

halb ironischen, halb wehmüthigen Tone fort: „Ich bin nicht, wie so viele Andere meinesgleichen, nach Amerika gegangen. Dort hätte ich vielleicht als Hausknecht, Stiefelputzer oder Landhausirer anfangen müssen, weil man die Verhältnisse nicht kennt, und Einem das bischen Adel nichts nützt wie in unserem lieben, alten Europa, wo es mich neben einigen alten Beziehungen davor bewahrt hat, ganz zu sinken. — So, nun wissen Sie Alles, und hätte ich eine Ahnung gehabt, daß es eine Möglichkeit gibt, meinem Bruder wieder zu verschaffen, was er mir geopfert hat, so hätte ich mit dieser Mittheilung nicht bis heute gewartet."

„Nun, das nenne ich offen gesprochen!" sagte Vollmer und reichte dem ehemaligen Offizier die Hand. „Durch Ihre Offenheit, Herr v. Wulfingen, leisten Sie uns und Ihrem Bruder einen großen Dienst ... wir hoffen uns dafür eines Tages dankbar dafür erweisen zu können!"

„Nun, dann kaufen Sie und Ihr alter Wohlthäter mir Champagner ab!" Der lustige Geselle von ehemals kam in dem leichten Ton zum Vorschein, den er anschlug. „Wissen Sie was, lassen Sie auch Ihr Leben bei mir versichern! Der Champagner wird es Ihnen verlängern, und unsere Gesellschaft bietet Ihnen von allen Anstalten Deutschlands die beste Police und die größten Vortheile."

Lachend willigte der Schriftsteller ein und schied als guter Freund von dem Mann, der den Muth hatte, nicht zu sterben und sich ein neues Leben zu erobern.

7.

„Nun, wo ist Dein Mann?" rief Frau Fromann ihrer eintretenden Tochter entgegen.

Marie blinzelte mit den Augen, da sie das helle Licht in der Wohnstube nach dem Halbdunkel der Straße und des Korridors ein wenig blendete, und begrüßte, ehe sie auf diese Frage antwortete, erst alle Anwesenden.

„Was weiß ich?“ sagte sie endlich. „Wahrscheinlich bei Adelens Freunde Dahlen! Dieser alte Herr fängt an, mir fürchterlich zu werden. Meinst Du, mein Mann hätte sich Zeit genommen, mir genauen Bericht über seine Reise abzustatten? Er hat mir etwas vom Intendanten des Hoftheaters erzählt, den er gesprochen haben will, und von einem anderen Direktor und von einem Auftrag seines Blattes . . . kurz ich weiß jetzt so wenig wie vorher, was der eigentliche Zweck dieser geheimnißvollen, plötzlichen Reise war.“

Als Vollmer am Abend erschien, versuchte seine Schwiegermutter vergeblich, Näheres über seine Reise aus ihm herauszudrücken. Er setzte ihr einen passiven, humoristischen Widerstand entgegen und versicherte, daß er hauptsächlich seines Stückes wegen in Berlin gewesen sei, wo in etwa vier bis sechs Wochen die Aufführung stattfinden würde. Trotzdem die Doktorin ihm nicht glaubte, mußte sie dennoch eine gläubige Miene dazu machen. — — —

Es war am späten Mittag des anderen Tages, als Vollmer auf dem Bahnhofe einen Herrn empfing, der soeben mit dem Schnellzuge angekommen war. Beide gingen stumm inmitten der drängenden Menge dem Ausgange zu. Vollmer winkte einen geschlossenen Wagen herbei, in den er schnell mit seinem Begleiter einstieg.

„Sie waren gewiß erstaunt über meinen Brief, lieber Wulfingen?“ brach Vollmer endlich das Schweigen, als sich das Gefährt in Bewegung gesetzt hatte.

„Ja — und ich denke nicht ohne Grund . . . nach dem, was vorgefallen ist!“ erwiederte der Offizier. „Sie schreiben mir, daß Sie Alles wüßten, daß Sie meinen Bruder gesprochen und mir infolge dessen eine wichtige Nachricht mitzutheilen hätten, die für mein und Adelens Geschick von Bedeutung sei. Sie sehen, ich bin ohne Zögern gekommen. Aber da Sie Alles wissen, da das Schicksal nun

einmal nicht unser Glück will — was könnte da noch von Bedeutung für uns sein?"

„Sie werden es sogleich von dem Manne erfahren, zu dem ich Sie führe!"

„Und der ist?"

„Der alte Dahlen!"

Wulfingen blickte seinen Begleiter fest und ernst an, als wollte er auf dem Grunde seiner Seele lesen.

„Woher sind Sie zur Kenntniß jenes — Vorfalls gekommen? Hat Ihnen mein Bruder selbst —?"

„Gedulden Sie sich nur noch wenige Augenblicke!" unterbrach ihn der Schriftsteller. „Der alte Herr hat es sich selbst vorbehalten, Ihnen völlige Aufklärung zu geben."

Es fiel Vollmer schwer zu schweigen, aber er hatte es versprochen; und auch ein Dichter kann zur rechten Zeit schweigen, wie er zur rechten Zeit reden muß.

Der alte Herr erwartete sie bereits voll Ungeduld und reichte dem Offizier freundlich die Hand, die dieser verwirrt und befremdet nahm.

Was bedeutete das Alles? Wenn man auch wußte, daß er nicht freventlich das Band gelöst, das ihn an Adele knüpfte, daß er selbst schuldlos leide — was konnte es helfen? Er hatte noch jahrelang unter der Last der Schulden zu seufzen, die er sich aufgeladen. Konnte er je daran denken, ein fremdes Geschick an das seine zu ketten? Und wer konnte ihnen helfen? Der Doktor nicht, der selbst schwer mit dem Leben zu kämpfen hatte! Sollte etwa dieser Alte, nachdem er Alles erfahren, ihm Geld anbieten wollen? Mit welchem Rechte? Aber er lächelte gleich wieder über diesen Gedanken. In diesen fast dürftig ausgestatteten Räumen wohnte der Reichthum nicht. Es war offenbar, daß der alte Herr kaum selbst so viel zu verzehren hatte, als für seine bescheidenen Bedürfnisse nöthig war.

„Es ist ja keine weite Reise, die ich zu machen hatte," sagte Wulfingen, „immerhin werden Sie mich nicht zum Scherz hierhergerufen haben! Ich gestehe Ihnen offen, daß ich trotz alledem nicht gekommen wäre, wenn ich nicht wissen möchte, auf welche Weise Sie erfahren haben, daß es mein Bruder ist, der —"

„Das thut momentan nichts zur Sache!" erwiederte Dahlen, humpelte einige Male an seinem Stock im Zimmer umher und blieb endlich vor seinem Gaste stehen.

„Ich muß weit ausholen," begann er zögernd, „und niemals darf Ihre Braut — ja, ich nenne sie Ihre Braut — niemals darf sie es erfahren, das versprechen Sie mir, Herr v. Wulfingen!"

Der Offizier nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Was Sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählen, das bleibt selbstverständlich unter uns!"

„Lassen Sie mich mit mir selbst beginnen," sagte der alte Herr leise, nachdem er eine Weile sinnend vor sich hingestarrt. „Ich bin nicht ganz so kalt, wie Sie vielleicht glauben — in Mitte der Sechziger, trotzdem ich älter aussehe; aber das Leben hat mich tüchtig durcheinandergerüttelt. Es sind jetzt mehr als dreißig Jahre her, da lebte ich in einer kleinen norddeutschen Stadt. Ich hatte Pharmazie studirt, wie man es heute sagt, ich war Apotheker, wie man es damals minder vornehm benannte, aber nicht selbstständig, sondern als Gehilfe, der nur bescheidene Mittel und daher wenig Aussichten hatte, sich einst selbst ein eigenes Geschäft und einen Herd zu gründen. Ein armer Teufel, wie ich, hätte sein Herz besser wahren sollen, besonders da ich bereits das dreißigste Jahr überschritten hatte und nie ein Adonis gewesen bin. Die Männer, die den Frauen gefallen, sehen anders aus!"

Er stieß diese Worte mit einer so bitteren Ironie heraus, daß man fühlte, noch heute brenne die alte Wunde.

„Aber die Liebe fragt nicht danach; sie stellt sich ein, wenn man es am wenigsten vermuthet und zieht ihre Fäden zu Herzen, die nicht für uns schlagen. Kurz, auch mir ging es so: ich liebte ein Mädchen, das zwölf Jahre jünger als ich und schön wie ein Engel war. Wenigstens erschien sie mir so," fügte er trocken hinzu. „Daß es auch Anderen so erging, bemerkte ich bald, denn das junge Mädchen, das ich langsam hatte aufwachsen und schön werden sehen — sie war die einzige Tochter meines Prinzipals — wurde umschwärmt und gefeiert. Sie war immer lieb und gut zu mir, und wir sprachen oft stundenlang miteinander, denn sie half mir zuweilen zu ihrem Vergnügen beim Botanisiren für die Kräuterkammer. Aber ich hütete mein Geheimniß ängstlich, denn ihr Vater hätte mich sofort entlassen, wenn ich ihm mit meinem Antrag gekommen wäre, und auch Adele selbst — denn sie hieß Adele, wie Ihre Braut, Herr v. Wulfingen — hätte mich gewiß verwundert ausgelacht, wenn ich ihr von Liebe gesprochen hätte. In ihren blauen Kinderaugen hatte ich noch nichts davon gelesen, und ich suchte, suchte ängstlich und eifrig nach den ersten Zeichen einer aufkeimenden Neigung.

Und es blieb nicht aus, was ich befürchtet. Wie hätte es auch nicht kommen sollen? Sie war achtzehn Jahre alt, schön und hatte ein weiches, empfindsames Herz, und so verschenkte sie es eines Tages an einen jungen Fabrikanten, der kurz vorher seinen Vater begraben und beerbt hatte. Die Hinterlassenschaft bestand aus einer großen, blühenden Maschinenspinnerei. Im Uebrigen war der junge Mann gut, liebenswürdig und rechtschaffen; die Eltern Adelens willigten daher mit Freuden ein — um so mehr, als mein Chef, wie sich erst später herausstellte, seiner Tochter nicht viel mehr als eine Aussteuer zu geben im Stande war. Die Apotheke ging nicht schlecht, aber er vernachlässigte sie über allerlei Liebhabereien; auch wurde

ein großer Aufwand getrieben, den zu bestreiten er sich in heimliche Spekulationen einließ. Als er starb, stellte es sich erst heraus, daß mehr Schulden da waren, als Vermögen. Um sie zu decken, wurde die Apotheke nebst der Konzession verkauft — ich mit als altes Inventar. Ich blieb in der Stadt, weil ich nicht ohne den Anblick der jungen Frau leben konnte, die den alten Gehilfen ihres Vaters zuweilen zu sich einlud. Einige Jahre konnte sie sich ungetrübt ihres Glückes erfreuen, denn sie lebten gut miteinander, die jungen Leutchen. Aber dann brach das Mißgeschick Schlag auf Schlag über sie herein. Adelens Mutter starb; die nur zum Theil, weit unter dem Werthe versicherte Fabrik brannte ab; eine Geldkrisis brachte eine Geschäftsstockung und große Verluste. Adelens Gatte fallirte. Er verließ Europa, um in der neuen Welt ein neues Fundament seines Hauses zu gründen; ein Geschäftsfreund hatte ihm in Chicago eine Stelle angeboten. Das junge Paar ging hinüber, und nun litt es mich nicht mehr in Europa. Vom Reisefieber ergriffen, machte ich als pharmazeutischer und chemischer Gehilfe — denn ich hatte unentwegt weit über mein Fach hinausgehende Studien getrieben — eine wissenschaftliche Expedition mit, hielt mich dann in Indien und Japan einige Zeit auf, wo ich als europäischer Arzt und Apotheker fungirte und viel Geld erwarb. Aber ich konnte sie nicht vergessen und verließ das Land, in dem ich mit den Jahren ein großes Vermögen hätte sammeln können. Ich ging über San Francisco nach Chicago, damals noch einer kleinen, erst im Aufblühen begriffenen Stadt. Hier eröffnete ich mit meinem Vermögen eine Apotheke, die ich bald zu einer chemischen und Mineralwasserfabrik erweiterte. Hier fand ich Adele, unterdeß Mutter zweier in Amerika geborener Kinder geworden, mit ihrem Gatten wieder. Welche Veränderung des Schicksals! Ich war jetzt wohlhabend

und stand im Begriffe, reich zu werden. Er war Inspektor bei seinem ehemaligen Geschäftsfreund mit einem bescheidenen Einkommen, das ihm und seiner Familie gerade das drüben ziemlich theure Leben fristete, verbittert über die Veränderung seiner Lage, die auch seine Gesundheit erschüttert hatte, zudem er das Klima nicht recht vertragen konnte. Mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug seine Frau dies und die schlechte Laune, die er jetzt oft an ihr ausließ. Ich machte ihm den Vorschlag, als Theilhaber in meine Unternehmung einzutreten, die immer mehr gedieh. Mit Freuden nahm er mein Anerbieten an, aber ehe er sich von seiner Stellung loslösen konnte, erkrankte er und starb. Selbstverständlich unterstützte ich die junge Wittwe; aber die alte Liebe flammte mächtig in mir auf, als ich sie frei und hilflos sah. Ich konnte mein Herz nicht bezähmen und vergaß den Unterschied der Jahre, vergaß, daß mich das harte Leben nicht gerade verschönert hatte. Ich bot ihr meine Hand an und gestand ihr, daß ich sie seit langen Jahren liebte. Sie blickte mich mit ihren großen, kummervollen Augen an und sagte mir, während ihr langsam die Thränen über die Wangen liefen: ‚Mein Herz gehört ihm, der jetzt im Grabe ruht! Ihm, der mich bis zu seinem letzten Athemzuge geliebt, wenn er auch verbittert war durch das Schicksal, ihm habe ich es auf dem Todtenbette gelobt, nie wieder einem anderen Manne zu gehören — und auch ohne dies Gelöbniß würde ich mich nie dazu entschließen können.‘

Ich stellte ihr vor, daß sie ihren Kindern gegenüber Verpflichtungen habe; daß ein Mann, der die Seinen hilflos zurückgelassen, nicht so über das Grab hinaus verfügen könne; daß sie noch jung sei und das Leben vor sich habe. Vergebens — sie wies Alles zurück, was ich ihr bot; und bestand darauf, nach Europa zu ihren Verwandten zurückzukehren. Ich mußte sie ziehen lassen. Sie machte ihr

Mobiliar zu Gelde, um davon die Ueberfahrt zu bezahlen. Ich habe sie nie wieder gesehen, auch nie wieder von ihr gehört bis —"

Er strich sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er seine Gedanken sammeln. „Ich vergrößerte meine Fabrik und verdiente viel Geld, später verkaufte ich sie, lebte nur den Studien und der Wissenschaft und bereiste die ganze Welt, bis ich mich vor einigen Jahren, der neuen Welt längst müde, hier niedergelassen habe. Und hier, hier habe ich endlich Adele wiedergefunden — zwar nicht sie selbst, aber ihr leibhaftiges Ebenbild, ihre Tochter. Es ist Ihre Braut, Herr v. Wulfingen."

Wulfingen konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken, und auch Vollmer, dem der Alte diese Thatsache bisher verschwiegen hatte, blickte ihn erstaunt an.

„Wie ist das möglich?" fragte er schnell. „Meine Schwägerin —"

„Ist nur das Adoptivkind des Doktors, dessen Base ihre Mutter war. Zu ihm ging sie mit dem Töchterchen, das ihr allein verblieben; der Knabe starb auf der Ueberfahrt, und seine Mutter folgte ihm bald. Der verlassenen kleinen Waise nahm sich der Doktor an, erzog sie als seine Tochter, adoptirte sie später und ließ sie, die bis heute nichts davon ahnt, in dem Glauben, daß sie sein leibliches Kind sei. Es wäre grausam gewesen, ihr diesen zu rauben, — und nie, nie soll das geschehen! Ahnen Sie nun, weshalb ich Sie zu mir bitten ließ, Herr v. Wulfingen? Ich will dies Mädchen, das leibhaftige Ebenbild der Frau, die ich allein geliebt, glücklich sehen. Der Doktor, mein würdiger Freund, hat mir jenes Geheimniß verrathen, ohne zu ahnen, wie nahe es mich angeht. Das Ihre habe ich aus eigener Kraft durch mühsames Forschen entdeckt, mit Hilfe meines jungen Freundes hier. Ich bin reich, reicher als Sie und die Leute glauben. Adele wird

einst meine einzige Erbin sein, von einigen Legaten abgesehen, mit denen sich ihre Schwestern begnügen müssen. Es ist selbstverständlich, daß Sie nicht bis zu meinem Tode warten können — ich will mein liebes Mädchen schon vorher glücklich sehen. Ich habe nie gewußt, wofür ich gelebt, gearbeitet und erworben habe; jetzt weiß ich, daß mich das Schicksal dazu aufgespart hat, Sie und das Kind meiner Adele glücklich zu machen."

Er streckte bewegt dem Offizier die Hand entgegen, die dieser kräftig drückte, ohne jedoch etwas zu erwiedern. Dahlen schüttelte den Kopf.

„Wie, mein hochmüthiger Herr, ist man zu stolz, sich von dem Alten etwas schenken zu lassen?"

„Es war in der That mein Stolz und meine Absicht, nichts meinem Weibe zu verdanken, sondern im Gegentheil ihr aus eigener Kraft —" sagte Wulfingen schnell.

„Mein lieber junger Freund, bis Sie es aus eigener Kraft so weit gebracht, kann Adele Runzeln haben! Der verdammte Mammon, oder vielmehr der Mangel daran, hat die Mutter zu Grunde gerichtet, er soll wenigstens das Glück der Tochter begründen. — Warten Sie, da kommt ein besserer Fürsprecher, als ich bin!"

In diesem Augenblick ertönte die Flurglocke.

Wulfingen sprang erregt vom Stuhle auf, aber der Alte drückte ihn nieder.

„Warten Sie — ich werde sie vorbereiten!"

Er humpelte schnell hinaus, und man hörte bald von draußen ein leises Geflüster, dann öffnete sich die Thür — ein Aufschrei — und die Liebenden lagen sich schluchzend und lachend in den Armen.

„Frage ihn nicht — glaube und vertraue ihm wie mir, mein liebes Kind!" sagte der Alte ernst, nachdem sich der erste Sturm gelegt. — — —

Man kann sich denken, daß sich die anderen Mitglieder

der Doktorsfamilie nicht so abspeisen ließen wie die glückliche Adele, und daß besonders die Mutter und die kleine Frau Marie ein scharfes Kreuzverhör anstellten. Aber sie hatten es mit einem würdigen Gegner zu thun, mit einem Dichter, der ihnen mit einer phantasiereichen Geschichte aufwartete, von einem durch Bankbruch und Depotunterschlagung verlorenen, aber nachher durch Gunst des Zufalls zum großen Theil wieder geretteten Vermögen.

Zwar erfuhren die beiden Damen nach und nach, daß Adelens alter Freund hinter dieser Gunst des Schicksals stecke, aber niemals etwas von den Beziehungen desselben zu dem jungen Mädchen.

Man kann sich denken, welche Wirkung die wiederhergestellte Verlobung Adelens auf ihre Schwester Emma ausübte. Sie wußte nicht recht, ob sie sich freuen oder Hasselbrecht's wegen, dem nun jede Aussicht geraubt war, betrübt sein sollte, zog aber das Erstere vor, erstens weil es ihre moralische Pflicht war, sich über das Glück ihrer Schwester zu freuen, und dann — es kann nicht verschwiegen werden — aus Egoismus.

„Armer Herr Doktor!“ sagte sie mit heuchlerischem Bedauern, als sie ihm bei der „Klavierstunde“ die große Neuigkeit unter vier Augen mittheilte, „armer Herr Doktor, nun haben Sie gar keine Hoffnung mehr!“ Und dabei blinzelte sie ihn, scheinbar mit ihren Noten beschäftigt, verstohlen von der Seite an.

„Nein, jetzt habe ich gar keine Hoffnung mehr!“ sagte der junge Arzt etwas verblüfft und legte sein Gesicht in die der Situation entsprechenden trüben Falten.

„Sie sind gewiß sehr, sehr traurig?“ fragte das junge Mädchen weiter, wieder scheinbar ohne ihn anzublicken, trotzdem ihr keine Miene seines Antlitzes entging.

„Ja, ich bin — ich bin sehr traurig!“ versetzte Hasselbrecht; aber seine vergnügten Augen widersprachen seinen Worten.

Er wartete eine kurze Zeit auf das, was sie ihm nun vorsagen würde. Als nichts dergleichen vernehmbar wurde, wiederholte er nochmals, indem er seiner Stimme eine möglichst düstere Färbung zu geben suchte: „Ja, ja — ich bin sehr, sehr traurig!"

Er fühlte es ordentlich, wie interessant er in diesem Momente war, umflossen von dem romantischen Lichte einer zweimal getäuschten unglücklichen Liebe. Gespannt beobachtete er den Eindruck seiner Worte auf Emma, der allerdings sehr tief zu sein schien, denn ihre Finger zitterten nervös, so daß das Notenheft ihren Händen entfiel. Außerdem warf sie ihm einen Blick zu — einen Blick, der ihn zum ersten Mal klar sehen ließ, wie es um sie und — um ihn stand; dann wendete sie sich erröthend ab.

Er schrie förmlich auf vor Erstaunen und freudigem Schreck, der ihn bis in die Fingerspitzen durchrieselte. Ja, war er denn bisher blind gewesen?

„Zum Donnerwetter," rief er plötzlich so laut, daß Emma ganz erschrocken vom Klavierstuhl auffuhr, „ich bin ja gar nicht betrübt — nein, kreuzvergnügt bin ich, ganz kreuzvergnügt, daß ich Adele nicht mehr zu heirathen brauche! Ein ganzer Mühlstein fällt mir vom Herzen... das merke ich jetzt erst!"

„Ja, lieben Sie denn Adele nicht?" fragte Emma schnell und wurde feuerroth.

„Nein, wahrhaftig nicht... wenigstens jetzt nicht mehr... ach was, schon lange nicht mehr! Ich habe mir das immer noch eingeredet — wenn es nicht überhaupt nur Einbildung war, weil sie nicht mehr frei war. Viele Menschen sind so — und ich auch, daß sie nur das begehrens- und erstrebenswerth finden, was sie nicht haben können, und was sie haben können, nicht achten!"

Und dabei sah er sie mit einem Blick an, daß sie aus dem Erröthen gar nicht mehr herauskam.

„Und so — so ist es Ihnen mit Adele gegangen?“ stotterte sie verlegen, während sie sich nach den zu Boden gefallenen Noten bückte.

„So ging es mir mit Adele!“ versicherte er schnell und griff zuvorkommend nach dem entfallenen Hefte, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß ihre Köpfe zusammenstießen und ihre Hände sich berührten.

Und dann hielten sie Beide das Blatt fest und blickten sich darüber weg in die Augen; und was sie darin lasen, war süßer und himmlischer als die schönste Musik des unsterblichen Wolfgang Amadeus; und die Mozart'sche Sonate flatterte langsam wieder zu Boden, und der junge Mann ergriff dafür die Hand, die sie gehalten, und küßte sie zweimal innig, und dann küßte er den rothen Mund, der sich ihm wie von selbst zuneigte. Und gerade in diesem verfänglichen Moment trat die Mutter in's Zimmer, die vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammenschlug und in die klassischen Worte ausbrach, für die der Doktor sich nachher eine Erklärung ausbat: „Na, endlich!“

Die gute Mutter sah von allen Seiten Räthsel, die sie nicht lösen konnte. Warum hatte sich Hasselbrecht gerade heute erklärt, an dem Tage, an dem sich Adele und ihr Bräutigam wieder vereinigt? Emma behauptete, es sei das ansteckende gute Beispiel gewesen, und es gebe Verlobungs- wie andere Epidemien. Hasselbrecht bestärkte seine zukünftige Schwiegermutter in diesem Glauben und hütete sich wohl, ihr eine andere Aufklärung zu geben. Und auch dies Geheimniß wurde treu bewahrt zwischen den beiden allein Betheiligten.

Nur drohte später die junge Frau Doktor Hasselbrecht ihrem Gatten, Adelen Alles zu verrathen, wenn er gar zu liebenswürdig gegen seine Schwägerin wurde.

Frau Mariens einzigen Kummer bildete es noch jahrelang, nichts Näheres über die geheimnißvollen Reisen ihres

Gatten und die Vorgänge, die sich vor der Wiederaussöhnung der Verlobten abgespielt hatten, erfahren zu können. Viel später erst, als der alte Dahlen zur Ruhe gegangen, und als Frau Marie mit Erstaunen erfuhr, daß der Alte ihr und ihren Schwestern beträchtliche Summen vermacht, hat ihr ihr Gatte einen Theil der Wahrheit offenbart.

Vollmer's „Geniale" wurden Repertoirstück der meisten Bühnen. Der Dichter siedelte später nach der Residenz über; und nennt man die besten Namen, so wird auch der seine genannt. Die Luftschlösser der kleinen Frau gingen alle nach und nach in Erfüllung, was man doch von den wenigsten Luftschlössern behaupten kann, die täglich und stündlich in der Welt gebaut werden. Sie sah Italien noch sehr oft; und der Dichter schuf unter Orangen- und Lorbeerbüschen manch' schönes Werk. Abendmäntel und Armbänder erhielt sie im Laufe der Jahre noch viele, und die letzteren verschenkt sie bereits wieder an ihre beiden Töchter. Nur mit der Villa haperte es noch lange Zeit, trotzdem sich Frau Marie mit einem Stockwerk und einem sehr kleinen Garten zu begnügen versprach. Aber das Vermächtniß Dahlen's und ein ganz außerordentlicher Erfolg des Dichters brachten auch diesen Wunsch endlich zur Reife.

Als die Vermählung der beiden Bräute an einem Tage stattgefunden hatte — die praktische Doktorin hatte ausgerechnet, daß es nur einfache Kosten mache und doch doppelte Hochzeitsgeschenke brächte — sagte der Doktor mit einem Seufzer der Erleichterung: „Nun habe ich nur noch Eine unterzubringen!"

Fräulein Fränzi, die kurz vorher in die erste Klasse versetzt worden war, steckte einen Eisbonbon in den Mund — aus einer Düte, die sie von den Dessertaufsätzen der Hochzeitstafel zusammengeplündert hatte, und sagte mit tiefster Ueberzeugung: „Papa, ich bleibe bei Dir — ich heirathe n i e!"

Ob sie Wort halten wird?

Das Geheimniß des Nordpols.

Ein Blick auf die arktischen Forschungen der Neuzeit.

Von

J. Brandt.

Mit 11 Illustrationen.

Der Drang des Kulturmenschen, alle Theile des ihm zum Wohnsitze angewiesenen Erdballes zu erforschen, hat unleugbar bereits großartige Ergebnisse gehabt. Man braucht, um das bestätigt zu finden, nicht bis auf Columbus, dessen Entdeckung kürzlich so glänzend gefeiert worden ist, zurückzugehen, sondern nur um ein halbes Jahrhundert rückwärts zu blicken und den heutigen Stand der Erdkunde mit dem damaligen zu vergleichen.

Nur in den Polarzonen sind die Ergebnisse der Forschungsreisen, trotzdem sie die angestrengtesten Arbeiten und die größten Opfer erfordert haben, bisher zumeist negative gewesen, so daß Weyprecht sich auf der Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher zu Graz im Jahre 1875 zu dem Ausspruche veranlaßt sah: „Stellt man die wissenschaftlichen Resultate der vergangenen arktischen Expeditionen zusammen, so wird man finden, daß sie den enormen Mitteln, welche darauf verwendet wurden, durchaus nicht entsprechen.“

Das nördlichste Polarland ist, soweit unsere bisherige Kenntniß reicht, das östlich von Spitzbergen und nordwestlich von Nowaja-Semlja, zwischen 80 und 83° nördl. Br. gelegene Franz Joseph-Land mit der Bell-Insel und vielen anderen Eilanden. Die höchste, bisher von einem menschlichen Wesen betretene nördliche Breite von 83° 21′ 26″ erreichten Markham und Parr auf der Discovery-Expedition am 12. Mai 1876. Sie waren dort keine 7° mehr vom Nordpol entfernt, mußten aber unverrichteter Sache um-



Bell-Insel, Franz Joseph-Land.

kehren, wie auch keiner ihrer Nachfolger bisher glücklicher gewesen ist.

Damals telegraphirte Kapitän Nares, der Führer der „Discovery“ nach Europa: „The Northpole impracticable“ (der Nordpol ist unerreichbar), allein alle diese Mißerfolge und Täuschungen haben es nicht zuwege gebracht, den Drang kühner Forscher, das Geheimniß des Nordpols dennoch zu lösen und bis zu jenem von allen Schrecknissen der Eiswüste umstarrten Punkte vorzudringen, zu ersticken. Wenn Weyprecht erklärt hatte: „Die arktische Detailforschung ist nebensächlich. Der Nordpol besitzt keinen größeren Werth als irgend ein anderer Punkt in hohen

nördlichen Breiten," so hob Ratzel auf dem dritten deutschen Geographentag zu Frankfurt 1883 dem gegenüber mit Recht hervor: „Die Pole sind immer die Ausgangspunkte der Erschütterungen schon in der Eiszeit gewesen und weisen die weiteste Aehnlichkeit der Bedingungen auf; was wir am Nordpol sehen, können wir, da die bestimmenden klimatischen Faktoren übereinstimmen, am Südpol wieder erwarten, abgesehen von dem Interesse an der auf zwei Stellen der Erde wiederkehrenden cirkumpolaren Verbreitung, die einen Schlüssel in der Forschung bedeutet. Das Studium der Vertheilung von Erde und Wasser und der Bodengestaltung auf der Erde ist ohne arktische Detailforschung nicht möglich."

Der Geographentag nahm denn auch die Resolution an, daß die Wiederaufnahme der Polarexpeditionen im Interesse der Wissenschaft gelegen sei. Es hat seitdem die Gründung eines ganzen Netzes von internationalen Polarstationen stattgefunden, verschiedene Expeditionen sind mit gutem Erfolge unternommen worden, und Nansen's kühne Durchquerung Grönlands hat einen neuen Abschnitt der Polarfahrten eröffnet und die Hoffnung belebt, doch noch den Nordpol zu erreichen.

Gerade jetzt ist Frithjof Nansen mit den Vorbereitungen für seine nächste Expedition beschäftigt, die bereits zu Anfang des Sommers abgehen soll und in der That den Nordpol zum Ziele hat. Ein Ueberblick der arktischen Forschungen der neueren Zeit und ihrer Ergebnisse, sowie der Aussichten, die sich für die Zukunft eröffnen, dürfte daher in diesem Augenblick für unsere Leser von ganz besonderem Interesse sein.

Schon im Jahre 320 v. Chr. unternahm Pytheas von Marseille die früheste Nordfahrt, und zahlreiche Pioniere des Nordens folgten ihm, allein eine genauere Bekanntschaft mit den arktischen Regionen war erst den nieder-

ländischen, englischen und deutschen Fischern und Seeleuten zu danken, die der Walfang nach dem hohen Norden führte. Seit das Zeitalter der großen geographischen Entdeckungen dann einen so mächtigen maritimen Unternehmungsgeist erzeugt hatte, suchte man neue Fischreviere zu entdecken und faßte eine Verkürzung der Seewege bei den Polarreisen in's Auge. Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts begannen die Versuche, nördlich von Amerika oder von Europa und Asien eine Durchfahrt durch das Eismeer nach Cathi (China), Japan und Indien zu finden. Erst in unserem Jahrhundert sind beide Probleme gelöst worden, ohne aber leider die darauf gesetzten Hoffnungen zu verwirklichen.

Mac Clure fand 1850 die nordwestliche Durchfahrt, aber sie war der Eisverhältnisse wegen nicht benutzbar. Nordenskjöld und Palander machten allerdings 1878/79 mit der „Vega" die nordöstliche Durchfahrt, indem sie das ganze sibirische Eismeer durchschifften und glücklich die Beringsstraße und den Großen Ocean erreichten. Die zuerst infolge dessen gehegten Aussichten auf einen regelmäßigen Handelsverkehr mit Sibirien haben sich jedoch nicht verwirklicht, denn die Eisverhältnisse des Karischen Meeres gestalteten sich alsbald wieder ungünstiger, und nur sehr wenige Schiffe vermochten bis zu den westsibirischen Flüssen zu gelangen. Eine große Anzahl von Expeditionen erstrebte außerdem die wissenschaftliche Erforschung der Polarregionen und als letztes Endziel die Erreichung des Nordpols.

Wir kennen schon seit fast drei Jahrhunderten das europäische Eismeer mit seiner östlichen Fortsetzung als ein weites, von Inseln und Inselgruppen durchsetztes Wasserbecken. Die bedeutenderen Inselgruppen im östlichen Polarbecken sind: Spitzbergen, durch die Grönlandsee von Grönland getrennt; Nowaja-Semlja; das schon erwähnte Franz

Joseph-Land, wo Payer eine nördliche Breite von 82° 5' erreichte und im Norden Petermann-Land liegen sah. Ferner Neusibirien und Wrangelland. Südlich von der Spitzbergengruppe sind noch die Bäreninsel und das schroff emporsteigende vulkanische Jan Mayen mit seinem Beerenberg hervorzuheben.

Den ersten Rang unter allen Nordpolarinseln nimmt aber Grönland ein, welches die Davisstraße, Baffinsbai



Beerenberg (Jan Mayen).

und andere Meeresarme von dem arktischen Archipel Nordamerika's scheiden. Jenseits dieses Gewirres von Eilanden strömt der nordpacifische Ocean durch die schmale Beringsstraße in's Eismeer, das sich von hier über 100 Längengrade an der Küste Sibiriens entlang bis zu dem europäischen Nordkap erstreckt.

Dauernd besiedelt ist von all' diesen Felseninseln nur Grönland, das ein Hochland mit den höchsten Gebirgen der Polarregion darstellt. Hohe Steilküsten werden von mächtigen Fjorden durchschnitten, die sich tief in das Land hinein erstrecken, und in diese Fjorde münden Gletscher

von gewaltiger Breite und Höhe, die mit steilen Wänden in's Meer abfallen und dort jene riesigen Eisberge absetzen, die durch die Meeresströmungen weit nach Süden geführt und oftmals den Fahrzeugen unserer atlantischen Schifffahrt gefährlich werden. Seine bedeutendste Erhebung erreicht Grönland an der erst in geringem Maße bekannten Ostküste und senkt sich dann nach der Westküste zu. Der bedeutendste, von Payer in Ostgrönland gemessene Berggipfel, die Petermannspitze, erhebt sich bis gegen 4270 Meter; nördlich gelegene Höhen übertreffen diesen Gipfel aber noch bei Weitem.

Bis vor Kurzem wurde noch vielfach angenommen, daß hinter den Eiswällen und Gletschern längs der Küsten im Inneren Grönlands ein eisfreies Gebiet läge, das zu menschlichen Ansiedelungen geeignet sei. Seit aber Nansen die ganze Insel von der Ost- bis zur Westküste durchkreuzt hat, läßt sich diese Annahme nicht länger aufrecht erhalten, und wir wissen jetzt, daß das ganze Innere eine ungeheure Eis- und Gletschermasse ist. Höchst merkwürdig sind die sich auf weite Strecken hinziehenden Parallelspalten im grönländischen Binneneis; eine nennenswerthe Vegetation findet sich nur auf den bewohnten Strecken der Süd- und Westküste und bleibt selbst dort weit hinter derjenigen Skandinaviens und anderer Gegenden unter gleicher Breite zurück.

Für menschliche Ansiedelungen eignen sich vorwiegend der westliche und südliche Küstenrand, auf denen etwa 9800 Eskimo und nicht ganz 300 Europäer leben. Die grönländischen Eskimo wissen ihre Lebensweise, Kleidung und Wohnung den polaren Verhältnissen vortrefflich anzupassen. Die monatelange Winternacht verbringen sie in Häusern (Igloäcks), die halb im Boden stehen und ganz mit Erde und Moos bedeckt sind. Während der besseren Jahreszeit obliegen sie dem Fange der Seehunde, Wale

und Weißfische, wie der Renthierjagd, und hausen in Sommerzelten.

Zuerst wurde Grönland von Island aus im Jahre 986



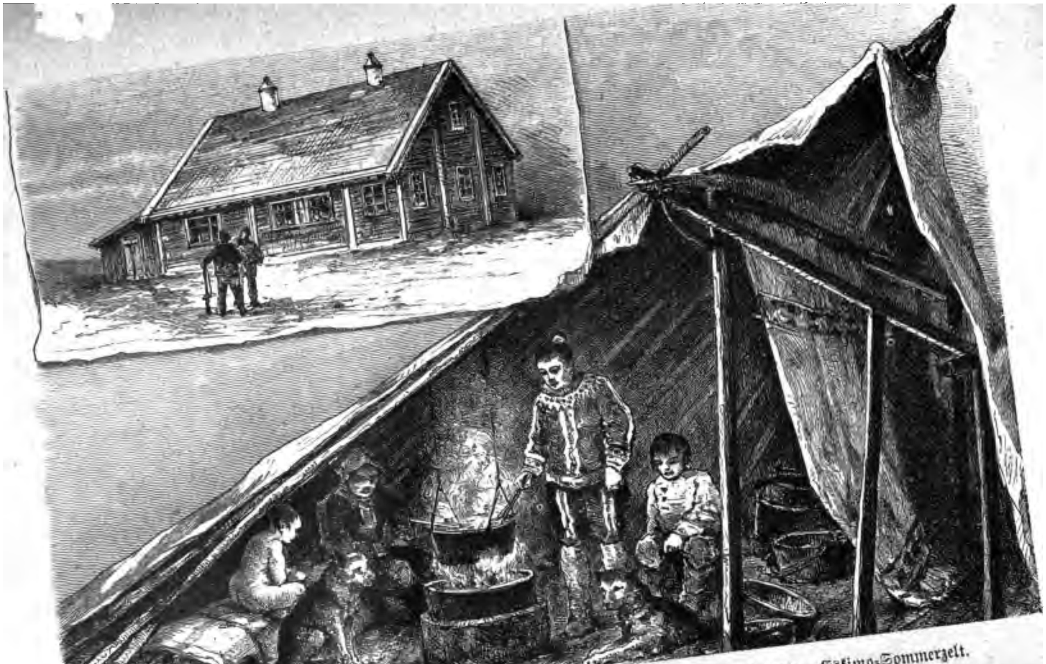
Parallelspalten im grönländischen Binneneis. Nach der Aufnahme des dänischen Lieutenants Jensen.

durch Erich den Rothen besiedelt; die Kolonie blühte drei- bis vierhundert Jahre und ging dann ein, worauf erst 1723 eine neue Kolonie — Godthaab — auf der Westküste durch den Missionär Hans Egede gegründet ward.

Um die Erforschung Grönlands haben sich in neuerer Zeit namentlich Nordenskjöld, die dänischen Offiziere Hammer, Holm und Jensen, sowie Nansen und neuerdings der nordamerikanische Marinelieutenant Peary hochverdient gemacht.

Die Inselgruppe von Spitzbergen wurde früher zu Grönland gerechnet, während Nordenskjöld 1868 ihren unterseeischen Zusammenhang mit Skandinavien nachwies. Die Gruppe besteht aus der Hauptinsel, Westspitzbergen, dem Nordostland, dem Edgeland oder Stans-Foreland, der Barents-Insel, König Karls-Land, Prinz Karls-Vorland und vielen kleineren Eilanden. Näher erforscht wurden die Inseln besonders seit dem Jahre 1858 durch drei schwedische Gelehrte: Torell, Nordenskjöld und Quennerstedt. 1872/73 überwinterte Nordenskjöld hoch im Norden an der Mosselbai, wo ursprünglich auch später die schwedische Polarbeobachtungsstation auf Spitzbergen errichtet werden sollte. Die Bai war damals jedoch gerade durch Eis unzugänglich, und die Station mußte daher weiter südlich, an einer später näher zu bezeichnenden Stelle ihren Platz finden. Auch die Reisen v. Heuglin's, Tobiesen's und Leigh Smith's verdienen besondere Erwähnung.

Von den neueren Expeditionen, welche sich die Erreichung des Nordpols als Ziel genommen hatten, seien zuerst die beiden amerikanischen unter Hayes (1860) und Hall (gestorben am 8. November 1871 im Thank God-Harbour) und dann die schon erwähnte englische Discovery-Expedition (1875/76) hervorgehoben. Die Ansicht, welche Kapitän Nares, der Befehlshaber der letzteren, heimbrachte und aussprach, daß nämlich ein Erreichen des Nordpols, beziehungsweise ein weiteres Vordringen gegen ihn durch den Smithsund, unmöglich sei, hatte doch nicht die Wirkung, daß fernerhin alle Anstrengungen, das Geheimniß des Pols zu lüften, aufgegeben wurden. Vielmehr ging man in Amerika alsbald frisch und muthig an ein neues Unternehmen.



…ionhafen auf Grönland. Eskimo-Sommerzelt.

Hier hatte nämlich Kapitän Henry Howgate die Vermuthung geäußert und begründet, der Hauptfehler der bisherigen, vereinzelt ausgesendeten Expeditionen habe darin bestanden, daß sie auf gut Glück ein oder zwei Jahre hindurch nordpolwärts vorzudringen suchten und dadurch den sehr verschiedenen Eis- und Wetterchancen der betreffenden Jahre preisgegeben waren. Er schlug nun vor, an einem möglichst nördlich, im Sommer aber der Schifffahrt zugänglichen Punkte eine Station oder Kolonie zu errichten, von wo dann mehrere Jahre, unter öfterer Ablösung des Personals, Zuführung frischer Lebensmittel u. s. w. das Entdeckungswerk systematisch betrieben werden müsse. Diese Polarkolonie — ein Vorläufer der später wirklich errichteten internationalen Stationen — sollte an der Küste der Lady Franklin-Bai unter 81° 40' nördl. Br. entstehen, und Seitens der Vereinigten Staaten wurden daraufhin mehrere Expeditionen ausgesandt.

Erst die dritte unter Lieutenant Greely (1881) gelangte wirklich dazu, die Station zu errichten, nahm dann aber einen höchst tragischen Ausgang. Es waren drei Sommer vergangen, ohne daß die ausgesandten Ersatzexpeditionen den Discoveryhafen der Lady Franklin-Bai zu erreichen vermocht hatten. So brachen Greely und die Seinen denn im August 1883 nach Süden auf, zuerst in Booten, dann auf einer Eisscholle treibend, bis Kap Sabine, wo während neun Monaten der Tod zahlreiche Opfer forderte. Von fünfundzwanzig Männern, die ausgezogen waren, sahen nur sieben, darunter Greely selbst, die Heimath wieder.

Noch trauriger war das Ergebniß der Expedition der „Jeannette". Der bekannte amerikanische Zeitungskönig Bennett, der sich durch die Ausrüstung der Stanley-Expeditionen schon große Verdienste um die Erschließung Innerafrika's erworben hatte, wollte nun womöglich auch das Ge-

heimniß des Nordpols entschleiern helfen und sandte auf seine Kosten eine Expedition zu diesem Zwecke aus. Sie verließ 1879 San Francisco auf der „Jeannette" unter Kapitän Delong, um durch die Beringsstraße nach Norden vorzudringen. Das Schiff segelte an der Heraldinsel vorbei, wurde dann aber von einem Treibeisgürtel eingeschlossen, vom Eise „besetzt", wie der technische Ausdruck lautet, und trieb dann, von diesem Eisgürtel wie in einen gigantischen Schraubstock eingekeilt, im sibirischen Eismeere, bis es am 13. Juni 1881



Mosselbai (Nordspitzbergen).

versank. Die Schiffbrüchigen suchten die sibirische Küste auf drei Booten zu erreichen, was jedoch nur zweien gelang, während das dritte spurlos verloren ging. Auch von diesen beiden fanden die Insassen des einen, Kapitän Delong und mit ihm 13 Mann, nach vierzehntägiger Wanderung durch die Tundraniederung unter gräßlichen Qualen den Hungertod. Der mit dem zweiten Boot gerettete Schiffsingenieur Melville kam zu spät, um noch Hilfe bringen zu können.

Die Hauptresultate dieser Expedition waren die Entdeckung der kleinen Jeannette-Insel (unter 76° 47′ nördl. Br.,

159° 20′ östl. L.), der etwas größeren Henriette- und der Bennet-Insel.

Auch über dem „Rodgers“, der unter dem nordamerikanischen Lieutenant Berry zum Aufsuchen der seit zwei Jahren verschollenen „Jeannette“ ausgesandt wurde, waltete ein Unstern. Das Schiff verbrannte am 1. Januar 1882, jedoch fanden Offiziere und Mannschaft bei den Tschuktschen an der sibirischen Küste hilfreiche Aufnahme.



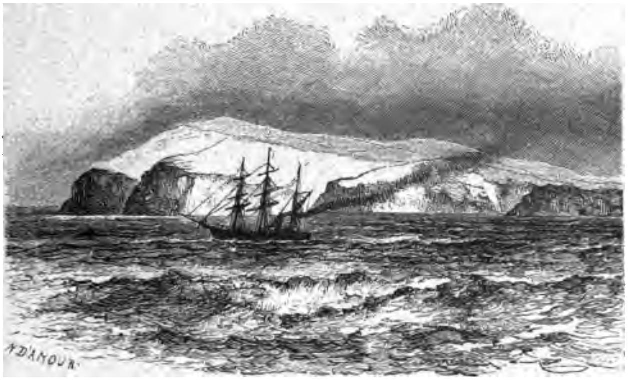
„Jeannette“ im riffigen Eis „besetzt“.

Die Verdienste der deutschen arktischen Argonauten Koldewey und Hegemann, v. Heuglin und Graf Waldburg-Zeil, sowie Payer und Weyprecht, deren Namen einen Ehrenplatz in den Annalen der Polarforschung einnehmen, sollen wenigstens kurz erwähnt werden.

Da nun alle diese Versuche, mit Schiffen, Booten oder Schlitten bis zum Nordpol vorzudringen, erfolglos geblieben waren, so kann man sich nicht wundern, daß endlich ein unternehmender Geist vorschlug, das ersehnte Ziel mittelst freifliegender Luftballons zu erreichen.

Der Erste, welcher eine solche Möglichkeit ernsthaft in's Auge faßte, war der Chemiker Silbermann, Präparator

an der Pariser Sorbonne, der 1870 einen derartigen Plan entwarf; ebenso 1874 der Luftschiffer Sivel, der aber schon im folgenden Jahre verunglückte. 1879 trat der nordamerikanische Commodore Cheyne mit einem fertig ausgearbeiteten Projekt einer solchen Expedition hervor. Er wollte mit einem Schiff möglichst weit nordwärts vordringen und dort drei Ballons mit Gas, das in Stahlcylindern mitgenommen werden sollte, füllen. Jeder dieser

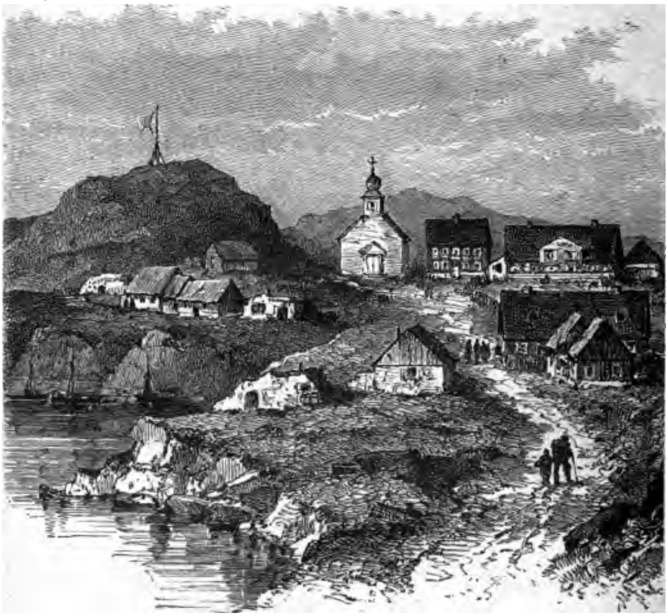


Jeannette-Insel im Sibirischen Eismeer, entdeckt von der amerikanischen Polarexpedition am 17. Mai 1881.

Ballons sollte Schlitten, Vorräthe und eine bestimmte Anzahl Mannschaften aufnehmen, dann wollte sie Cheyne miteinander durch starke Taue oder Sparren verbinden und so nach dem Nordpol fahren. Er behauptete, daß die Luftströmungen in den arktischen Regionen vorwiegend gegen die Pole gerichtet seien, und daß es bei genügender Kenntniß dieser Strömungen möglich sein werde, schon binnen dreißig Stunden vom Schiffe aus den Pol zu erreichen. Unterwegs sollte das Ballonsystem durch Drahtseile in stets gleicher Höhe über dem Boden erhalten werden. Wolle man landen, so könne das Gas durch mechanische

Hilfsmittel wieder komprimirt und in den Behältern für späteren Gebrauch aufbewahrt werden.

Zur Ausführung dieses phantastischen Planes sind seinerzeit in England und Nordamerika bereits Samm-



Kolonie Godthaab, Sitz der dänischen Polarstation, nach einer Zeichnung von Dr. Rink.

lungen angestellt, doch ist es gar bald davon wieder still geworden. Ein in allerneuester Zeit dann zuerst mit großem Lärm bekannt gegebenes angebliches Projekt zweier Franzosen, Besançon und Hermite, den Pol von Spitzbergen aus mittelst eines Hauptballons, den 16 kleinere umgeben sollten, zu erreichen, hat sich sogar als bloßer Humbug herausgestellt.

Inzwischen hatte die internationale Polarkonferenz in Petersburg (1881) die Förderung wissenschaftlicher Erkenntniß der arktischen Regionen und Verhältnisse für das Wichtigste erklärt, wie das vorher Weyprecht, Neumayer und andere bedeutende Fachmänner schon ausgesprochen hatten. Um diese wissenschaftliche Erkenntniß zu fördern, beschloß die Konferenz, es möchte eine Reihe cirkumpolarer



Ananito-Hafen am Cumberlandsund.

wissenschaftlicher Beobachtungsstationen zugleich eingerichtet und besetzt werden, was 1882 zur Ausführung kam. Das ursprüngliche Programm hatte acht solcher Polarstationen als erforderlich erklärt, es sind deren aber schließlich zwölf auf der nördlichen und zwei auf der südlichen eingerichtet und besetzt worden, für die ein gemeinsamer Arbeitsplan festgesetzt wurde. Die vorgeschriebenen Beobachtungen zerfielen in obligatorische und fakultative. Zu den ersteren gehörten die meteorologischen und erdmagnetischen Beobachtungen, das Studium des Polarlichtes und die Vornahme astronomischer Bestimmungen, während als fakultative Beob-

achtungen spezielle Fragen der Meteorologie, des Erdmagnetismus, der galvanischen Erdströme, des Polarlichtes, sowie hydrographische Untersuchungen und Beobachtungen der Luftelektrizität, der astronomischen und terrestrischen Refraktion, der Dämmerung, der Länge des Sekundenpendels u. s. w. empfohlen wurden. Endlich wurde bei allen Stationen noch darauf Rücksicht genommen, nebenbei auch für die Geographie, die Geologie, Botanik und Zoologie die Gelegenheit nach Möglichkeit auszunutzen.

Dänemark besetzte die Polarstation in Godthaab, einer der Niederlassungen auf der grönländischen Westküste, während Deutschland eine solche gegenüber errichtete, nämlich an dem amerikanischen Ufer der Davisstraße, am Ende des tief in's Land nach Norden einschneidenden Cumberlandsundes mit dem Ananito-Hafen. Eine zweite deutsche Station wurde auf der Insel Südgeorgien angelegt.

Auf Grönland hatten auch die Niederlande ihre Station Dicksonhafen, während Oesterreich-Ungarn, dessen Expedition Graf Wilczek ausrüstete, Jan Mayen besetzte; die Vereinigten Staaten: Lady Franklin-Bai und Point Barrow; England und Kanada: Fort Rae am Großen Sklavensee; Frankreich: Kap Horn; Rußland: die Lenamündung und die Möllerbai auf Nowaja-Semlja, und Finnland: Sodankglä im nördlichen Finnland. Norwegen errichtete die Station Bossekap am Altenfjord; Schweden wollte, wie schon erwähnt, eine solche an der Mosselbai auf dem nördlichen Spitzbergen besetzen, mußte aber der ungünstigen Eisverhältnisse wegen südlicher gehen, wo die Station in dem Eisfjord, an der Nordseite bei Kap Thordsen, ihren Platz fand.

Diese Stationen im arktischen Gebiete umgeben den Pol in ziemlich gleichmäßiger Vertheilung. Um einzelne Lücken im Beobachtungsnetz zu schließen und zugleich die Verbindung zwischen diesen Polarstationen, die alle min-

destens ein Jahr lang besetzt geblieben sind, und den ständigen, jahraus jahrein thätigen Observatorien herzustellen, wurden von verschiedenen Staaten, so auch vom deutschen Reiche, noch rein meteorologische Stationen errichtet.

Die Expeditionen sind mit reichem Beobachtungsmaterial heimgekehrt und haben die Ergebnisse ihrer Forschungen

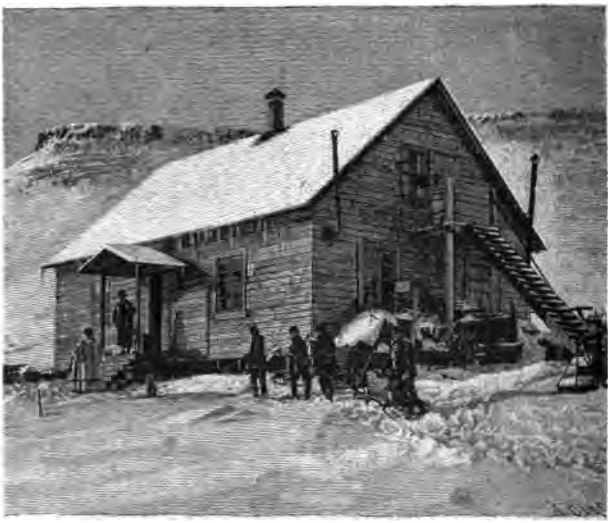


Scenerie um die schwedische Polarstation bei Kap Thordsen, nach photographischer Aufnahme.

seitdem veröffentlicht, die für die Wissenschaft und die Kenntniß der Polargebiete von sehr großem Nutzen gewesen sind und namentlich die erforderlichen Grundlagen zur weiteren Klärung vieler wichtigen Fragen der Meteorologie und der Physik der Erde geboten haben. Während nun viele namhafte Fachmänner aber geneigt waren, in solchen Beobachtungen die allein fruchtbringende Polarforschung der Zukunft zu erblicken, erklärten sich doch, wie schon oben erwähnt, auf den Geographentagen auch wiederholt einfluß-

reiche Stimmen für die Wiederaufnahme der Polarexpeditionen.

Es wurden verschiedene neue Pläne zur Erreichung des Poles ausgearbeitet, unter denen die von Greeley und Melville empfohlene Route über Franz Joseph-Land, sowie



Haus der schwedischen Polarstation bei Kap Thordsen (südwestl. Spitzbergen).

die von Gilder und Macarthur von der Hudsonbai aus hervorgehoben zu werden verdienen.

Das lebhafteste Interesse aber ist auf die Nordpolexpedition gerichtet, welche Frithjof Nansen in diesem Augenblick vorbereitet. Der kühne Forscher hegt die feste Ueberzeugung, den Pol mit der Meeresströmung zu erreichen, die von Ostsibirien nach Grönland führt. Daß eine solche Strömung vorhanden ist und den Weg geht, worauf Nansen seinen Plan baut, beweisen theils aufgefundene Gegenstände von der Jeannette-Expedition (das Schiff ging an den

neusibirischen Inseln zu Grunde, und die betreffenden Gegenstände wurden drei Jahre später an der Südspitze Grönlands gefunden), theils Treibholz, das denselben Weg gemacht hat. Nansen beabsichtigte zuerst, von der Beringstraße aus die von ihm angenommene Polarströmung auf Grönland hin zu erreichen. Er will aber jetzt durch das Karische Meer die Nordspitze Asiens beim Kap Tscheljuskin ansegeln, dann von der Lenamündung aus die Westseite der neusibirischen Inseln erreichen und von dort in die vermuthete, nach Osten gerichtete Polarströmung eindringen. Mit dieser gedenkt er sich, nöthigenfalls im Eise eingeschlossen, auf Nordgrönland und dann weiter treiben zu lassen. Dazu hat er ein eigenes Schiff „Fram“, das kürzlich vom Stapel gelaufen ist, entsprechend stark konstruirt und mit ganz besonderen Einrichtungen versehen. Die Expedition soll zwölf Theilnehmer zählen und wird für fünf Jahre ausgerüstet.

Die Sympathien der ganzen gebildeten Welt werden Nansen und seine Gefährten begleiten, und man darf mit Recht gespannt darauf sein, ob es ihm gelingen wird, der „Columbus des Nordpols“ zu werden und das Geheimniß, das diesen Punkt noch immer umhüllt, zu lösen.

Ueber die Erziehung der Taubstummen.

Pädagogische Skizze von **Fr. Berner.**

Mit 2 Tafeln.

Bereits seit Jahrhunderten hat die Frage, wie diejenigen unserer Mitmenschen, denen die Natur das Gehör und die Sprache versagt hat, zu brauchbaren Mitgliedern des Gemeinwesens zu erziehen seien, die Menschenfreunde und Pädagogen ernstlich beschäftigt. Heute ist die Frage glänzend gelöst; wie dies geschah, wollen wir in Nachstehendem kurz zu schildern versuchen.

Um einen Taubstummen zu erziehen, gilt es zunächst, ihm Mittheilungen beizubringen und ihn selber mittheilungsfähig zu machen. Der Abbé de l'Epée, ein französischer Philanthrop des 18. Jahrhunderts, wollte die Erziehung taubstummer Kinder nach dem Grundsatze geleitet wissen, daß alle Begriffe dem menschlichen Gehirn ebensogut durch Zeichen, Geberden und Schrift, wie durch die Laute der Sprache zugeführt werden können. Er erfand daher ein ganzes System von Geberden zur Verständigung und führte auch die sogenannte Fingersprache oder das Handalphabet ein.

Ein deutscher Bahnbrecher auf dem Gebiet der Taubstummenerziehung, Samuel Heinicke, war entgegengesetzter Ansicht. Das geschriebene oder durch Zeichen ausgedrückte Wort ist nur ein mangelhafter Ersatz für den artikulirten

Laut, so behauptete er. Es wendet sich nur an das Auge und wird nie im Stande sein, sich als Gedankenvermittler der Seele einzuprägen. Dies zu bewirken ist das alleinige Vorrecht der Stimme. Ohne Kenntniß der gesprochenen Sprache wird das taubstumme Kind stets nur eine Schreibmaschine bleiben, seinem Geiste wird nichts als eine Reihe vorüberziehender Bilder geboten werden.

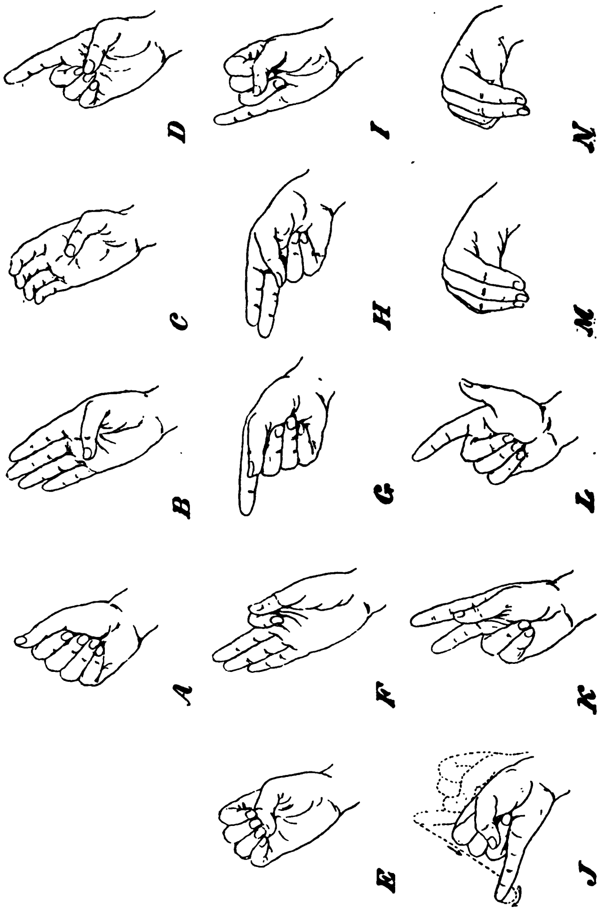
Diesem Grundsatze getreu verwendete Heinicke als Hauptlehrmittel die Sprache, die seine Schüler ihm von den Lippen ablesen mußten, daneben aber auch die Schrift.

Jeder dieser Pioniere hat seine Anhänger gefunden, in neuerer Zeit aber wurde die bestehende Trennung der Methoden durch die fast allgemeine Einführung des „kombinirten Systems" überbrückt.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die Zeichensprache der nordamerikanischen Indianer in vielen Fällen mit derjenigen unserer heutigen Taubstummen identisch ist; nicht minder interessant dürfte es sein, daß Taubstumme der verschiedensten Nationalitäten sich ohne Schwierigkeit durch Zeichen verständigen können. Andererseits aber hat das System der Zeichen auch einen großen Nachtheil: der Schüler macht in seiner Muttersprache nicht die Fortschritte, die sowohl im Verkehr mit nicht taubstummen Leuten, als auch zu seiner Weiterbildung durch Bücher unentbehrlich sind.

Der Urheber des von dem Abbé de l'Epée eingeführten Handalphabets (siehe die beiden Tafeln) ist der spanische Mönch Pedro Ponce de Leon, der im 16. Jahrhundert lebte. Noch heute ist dieses Alphabet in fast unveränderter Form allenthalben im Gebrauch. Vermittelst dieser mit nur einer Hand darzustellenden Zeichen ist ein Geübter so geschwind zu buchstabiren im Stande, wie etwa ein Prediger von der Kanzel oder ein Redner von der Tribüne herab spricht.

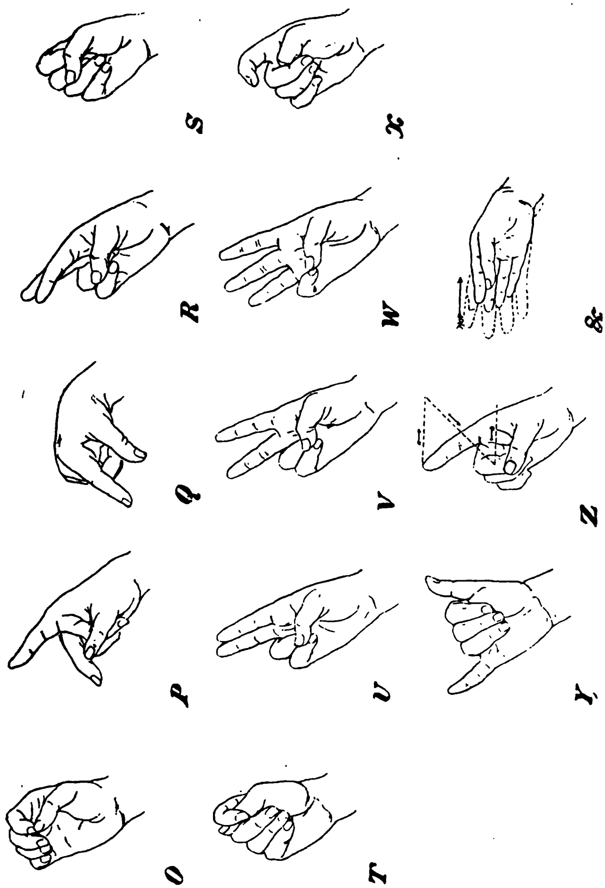
Heinicke's Methode ist die schwierigere, hat aber gleichwohl ebenfalls viele Verehrer gefunden. Nach ihr werden



Das Handalphabet der Taubstummen. I.

dem Schüler von dem Lehrer die Wörter vorgesprochen, zugleich wird der Gegenstand, den das Wort bezeichnet,

gezeigt. Das Kind muß versuchen, den Wortklang zu wiederholen, auf diese Weise werden ihm Schritt für



Das Handalphabet der Taubstummen. II.

Schritt die Wörter und ihre Begriffe geläufig gemacht. Der Unterricht ist langwierig, daher schreitet bei dieser

Methode auch die Verstandesentwickelung der Lernenden nur langsam vorwärts.

Die besten Resultate in der Taubstummenerziehung sind durch das kombinirte System erzielt worden, dessen Unterrichtsmittel Geberden, Handbuchstabiren, Lippenlesen, Lautiren, Schreiben, Symbole, Karten, Gegenstände aller Art sind, kurz Alles, was sich zur Förderung der Belehrung geeignet erweist.

Man unterscheidet drei Klassen der Unterrichtsbedürftigen:

1) Halbtaube, oder solche, die das zu Lernende theilweise noch durch das Gehör zu erfassen vermögen.

2) Halbstumme, oder solche, die stumm geworden sind, nachdem sie bereits durch das Ohr eine Kenntniß der Sprache erlangt hatten.

3) Geborene Taubstumme, d. h. solche, die taub geboren wurden und daher auch in Bezug auf das Hervorbringen artikulirter Laute stumm sind. Dieselben sind jedoch keineswegs stimmlos, wie häufig irrthümlich angenommen wird, seltene Fälle ausgenommen, in denen dann Lähmung der Stimmorgane vorliegt.

Dieser letzten Klasse fällt die Erlernung des Lautirens und Lippenlesens am schwersten; ihre Muttersprache ist ihnen eine absolute Fremdsprache, wie sie fremder nicht dem Japaner sein kann, der aus dem Innersten seines fernen Landes zu uns kommt.

Wenn solch' ein geborener Taubstummer im Alter von sechs bis acht Jahren in eine Taubstummenanstalt aufgenommen wird, dann weiß er thatsächlich noch gar nichts. Von Buchstaben und Wörtern, überhaupt von einer Sprache hat er noch keine Ahnung. Auch jene allgemeinen Kenntnisse, welche die kleinsten Kinder schon durch Hören und Reden erlangen, mangeln ihm gänzlich. Geistig steht er niedriger, als das Kind eines Wilden.

In die Klasse geführt, fällt sein Blick sogleich auf eine große schwarze Tafel, an der eine Anzahl Wörter geschrieben steht, jedes Wort die Benennung eines allgemein bekannten Gegenstandes, z. B. Glas, Schlüssel, Thür, Nagel, Schraube u. s. w. Die Gegenstände selber befinden sich vor der Tafel auf einem Tische. Der Lehrer berührt nun das Glas und deutet auf das entsprechende geschriebene Wort. Dies wird so oft wiederholt, bis dem Schüler klar geworden ist, daß dieses Wort den Gegenstand — das Glas — bezeichnet, und bald deutet er selber auf das Wort, wenn der Lehrer das Glas berührt. So geht es weiter, bis der Schüler die Namen aller der Gegenstände gelernt hat.

Nun geht es an das Buchstabiren der Wörter, indem der Lehrer die einzelnen Schriftzeichen vor den Augen des Schülers mit den Fingern seiner Hand bildet und dies von dem Schüler nachmachen läßt. Nach genügender Uebung werden die Buchstaben alphabetisch geordnet, zugleich hat der Schüler dieselben an der Tafel aufzusuchen und zu zeigen. Nunmehr folgt das Schreiben; der Schüler muß die Wörter mit dem Griffel auf seiner Schiefertafel nachmalen, und auf diese Weise hat er das Alphabet gelernt, schriftlich sowohl, wie in der Fingersprache, denn jene Wörter an der Wandtafel enthielten alle erforderlichen Buchstaben.

Die nächste Stufe ist das Niederschreiben der Wörter aus dem Kopfe, sobald einer der Gegenstände gezeigt wird. Sodann kommt das persönliche Fürwort „ich" und ein Zeitwort, z. B. „berühren", an die Reihe. Der Lehrer schreibt die Aufforderung: „Berühre das Glas", an die Wandtafel und zeigt dann dem Schüler, wie das zu geschehen hat. Darauf schreibt er die Frage: „Was thatest Du?" und lehrt das Kind schriftlich zu antworten: „Ich berührte das Glas." In gleicher Weise werden auch die

übrigen Gegenstände vorgenommen. Durch dieses System der Aufforderung, Frage und Antwort, in Verbindung mit verschiedenartigen Gegenständen, erlernt der Schüler schon eine Menge von Hauptwörtern, Zeitwörtern, Fürwörtern, Zahlwörtern, Eigenschaftswörtern und Umstandswörtern.

Inzwischen hat er auch im Umgang mit seinen Kameraden die Geberdensprache gelernt, und sein Verständniß und sein Fassungsvermögen wachsen nun mit wunderbarer Schnelligkeit. Täglich kommt er zum Lehrer gelaufen und fragt eifrig nach dem Wort für ein Zeichen oder ein Ding, das ihm als neu aufstieß; das frisch gelernte Wort aber wird in das Tagebuch geschrieben, eine Einrichtung, die wesentlich zur Entwickelung der Sprache beiträgt.

Nunmehr beginnt der Lehrer, Alles, was er zu reden hat, den Schülern durch die Fingersprache mitzutheilen; die Kinder müssen jeden Begriff in der Geberdensprache wiederholen, wodurch der Lehrer erfährt, ob sie ihn verstanden haben oder nicht. Die Kenntnisse dehnen sich aus, die Muttersprache wurzelt fester und fester im Geiste der Lernenden, die nun auch täglich lesen und das Gelesene schriftlich frei wiedergeben müssen. Wohl ist die geschriebene Ausdrucksweise der Taubstummen anfänglich eine höchst seltsame, aber im Laufe der Jahre wird sie so glatt wie die normaler Menschen. Je nach der Dauer ihres Aufenthalts im Institut und ihrer persönlichen Begabung lernen sie daselbst Alles, was in den Volksschulen und auch in höheren Lehranstalten gelernt werden kann, sogar fremde Sprachen fehlen nicht im Stundenplan.

Wir müssen hier noch einmal zurückgreifen. Im kombinirten System geht, wie schon erwähnt, die Methode des Lautirens und Lippenlesens mit der soeben geschilderten Hand in Hand. Nachdem der Schüler das Alphabet aus den Namen der erwähnten Gegenstände erlernt hat, muß

er sich auch das phonetische oder stimmliche Alphabet aneignen, die Konsonanten zuerst und dann die Vokale. Der Raum verbietet uns ein näheres Eingehen auf die Methode, nur soviel sei des Verständnisses wegen angedeutet, daß beide Lautklassen in je vier Abtheilungen zerfallen, je nachdem sie mit den Lippen, wie die Konsonanten p, b, m, f, v, w, mit der Zungenspitze, wie t, d, n, l, r, s, z, mit dem Zungenrücken, wie sch, ch, mit der Hinterzunge, wie k, g, ng, x, qu lautirt werden.

Der Lehrer spricht den Laut vor, der Schüler ahmt ihm nach. Da er nicht hören kann, beobachtet er den Mund des Lehrers und versucht dann, in einen Spiegel schauend, seinen eigenen Mund ebenso zu bewegen. Er betastet die Kehle und die Brust des Lehrers, hält ihm die Hand vor den Mund und bemüht sich, wie dieser die Luft auszustoßen, zu athmen u. s. w., um den erforderlichen Laut zu erzielen.

Sind die Lippen, die Zunge, der ganze Mund geübt, dann beginnt die Uebung der Stimme. Der Taubstumme hat zuerst immer die Neigung, in möglichst hohen, durchdringenden Tönen oder auch in Nasen- und Kehllauten zu sprechen; ihm dies abzugewöhnen erfordert oft außerordentliche Mühe.

Den Halbtauben und Halbstummen ist das Lautiren und Lippenlesen sehr förderlich, den geborenen Taubstummen nützt es jedoch nur wenig, ausgenommen besonders intelligente Individuen, oder solche, mit denen der Lehrer sich ausschließlich zu beschäftigen im Stande ist.

Schon Lana Terzi that 1670 den Ausspruch, daß durch den Mangel eines Sinnes die andern eine ganz ungewöhnliche Schärfe erhielten. Dies findet bei den Taubstummen überall Bestätigung, vornehmlich bei denen, die sich zu Künstlern und Kunsthandwerkern ausbilden. Die Sicherheit ihres Auges ist geradezu bewunderungswürdig. Als

Bildhauer, Maler, Zeichner, Holzschnitzer und dergleichen leisten sie in der Regel Vortreffliches.

Auch Handwerke werden in den Anstalten gelehrt, wie Schriftsetzerei, Zimmerei und Tischlerei, Gärtnerei, Schneiderei, Schuhmacherei, Glaserei u. a. m. Die Mädchen lernen nähen und sticken, auch tüchtige Köchinnen sind schon aus den Taubstummenanstalten hervorgegangen.

Noch eine andere Klasse von Unglücklichen muß hier erwähnt werden, deren Zahl zum Glück aber nur eine geringe ist: die Taubstummen nämlich, denen auch noch der Gesichtssinn fehlt. Aber selbst diesen Aermsten wird Hilfe; die blinden Taubstummen erhalten nicht nur ebenfalls eine systematische Erziehung, sie haben auch Beispiele einer ganz hervorragenden Entwickelungsfähigkeit geliefert.

Wir wollen eines taubstummen und blinden Knaben hier erwähnen, der mit seinem achten Jahre Aufnahme in einer Anstalt fand. Der Unterricht begann nach der gewöhnlichen Methode, nur mit der Aenderung, daß die Wörter, die sonst an der Wandtafel zu lesen sind, für ihn in ein Brett eingeschnitzt wurden.

Man gab ihm einen Schlüssel in die Hand; er befühlte denselben langsam, und sein Gesichtsausdruck zeigte, daß er den Gebrauch eines Schlüssels kannte. Darauf führte der Lehrer die Fingerspitzen des Knaben über das entsprechende Wort. Das mußte oftmals wiederholt werden, endlich aber merkte der Knabe, daß er, wenn man ihm den Schlüssel gab, auch stets dieselben Zeichen zu fühlen bekam. In gleicher Weise erkannte er die Verbindung zwischen den anderen Wörtern und Gegenständen. Nachdem er so die Namen gelernt hatte, wurde ihm das Fingeralphabet beigebracht, indem er sowohl die Hand des Lehrers, wie auch die Buchstaben auf dem Brette betasten mußte. Die Geberdensprache eignete er sich dadurch an, daß er die Arme seiner sehenden Kameraden leicht

festhielt, während dieselben sich durch Geberden unterhielten.

Auch unsere Schriftzeichen waren ihm inzwischen so geläufig geworden, daß er dieselben mittelst des Schreibstiftes nachbilden konnte. Das Lesen lernte er, wie alle Blinden, durch den Gebrauch des erhabenen Alphabets. Nach Verlauf von zwei Jahren, also in seinem zehnten Lebensjahre, hatte er bereits die Fähigkeit erlangt, seine Gedanken schriftlich zu Papier zu bringen.

Es ist dies ein Triumph der Taubstummenerziehung, wie er schöner und zugleich rührender nicht gedacht werden kann. Den Bemühungen des Lehrers kommt jedoch in allen solchen Fällen das Temperament der Zöglinge sehr zu Hilfe, denn gerade die blinden Taubstummen besitzen ein überaus freundliches, sonniges und liebenswürdiges Gemüth, eine Thatsache, die im ersten Augenblick vielleicht unglaublich erscheinen mag.

Wenn wir nun noch einen Blick auf die Statistik werfen, so erhalten wir bemerkenswerthe Aufschlüsse über die Entstehung der Taubheit bei Kindern, denen bei der Geburt der Gehörsinn noch nicht fehlte. Unter 9209 in Amerika beobachteten Fällen erworbener Taubheit waren die Ursachen, nach Angaben der Eltern der Zöglinge, die folgenden: Meningitis 2856 Fälle; Scharlachfieber 2695; Typhus 571; Masern 448; nicht typhöse Fieber 381; katarrhalische Fieber 324; Entzündungen der Luftwege 142; Sturz 323; Abscesse 281; Keuchhusten 195; Nervenleiden 170; Skropheln 131; die Folgen des Chiningebrauchs 78; Schlag oder Stoß 74; Ohrenentzündung 72; Diphtheritis 70 u. s. w. Fast alle fieberhaften Krankheiten können bei kleinen Kindern Taubheit im Gefolge haben. Die Bestrebungen der Taubstummenhilfe richten sich aus diesem Grunde in neuester Zeit auch darauf, die Aerzte zu veranlassen, bei allen in Betracht kommenden Krank-

heiten durch vorbeugende Maßregeln nicht in letzter Reihe das Ohr zu schützen; es ist zu hoffen, daß diese Anregung Berücksichtigung finden und daß demnach die Zahl der normal geborenen, später aber das Gehör verlierenden Kinder mit der Zeit abnehmen möge.

Andererseits aber können auch die Eltern sehr viel zum Wohle ihrer später etwa taubstumm werdenden Kinder dadurch beitragen, daß sie den Kleinen so zeitig als möglich das richtige Sprechen beibringen, eine Errungenschaft, die ja auch dem normalen Kinde nur von größtem Nutzen sein kann. Nichts ist thörichter, als sich im Verkehr mit kleinen Kindern selber der unvollständigen, lallenden Kindersprache zu bedienen; die Kleinen werden dadurch nicht nur an der Erlernung der richtigen Aussprache gehindert, sondern, und dies fällt noch schwerer in's Gewicht, man raubt ihnen auch die Gelegenheit, sich bei Zeiten eine gute Satzbildung anzueignen.

Möge dieser Wink von Allen, die es angeht, beherzigt werden.

Das Reich der „fließenden Elektrizität“.

Naturwissenschaftlich-technische Skizze

von

W. Berdrow.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

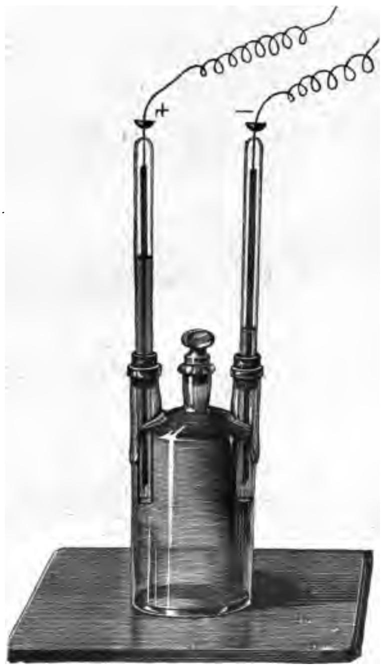
Der Name Galvanismus, mit dem wir das weite Reich der auf chemischem Wege, bei der Berührung ungleichartiger Stoffe erregten Elektrizität zu umfassen pflegen, schließt eigentlich eine große Ungerechtigkeit in sich. Es ist wohl wahr, daß im Jahre 1790 der Bologneser Arzt und Professor Galvani die berühmte Beobachtung an Froschschenkeln machte, daß diese bei der Berührung eines metallenen Gitters, woran sie aufgehangen wurden, in schwache Zuckungen geriethen, aber die Erklärung, welche Galvani dieser Erscheinung zu Theil werden ließ, war eine falsche. Sie wurde auch von dem italienischen Physiker Volta, dem um die Erforschung der fließenden Elektrizität weit größere Verdienste zufallen, sofort bestritten. Der Arzt und Anatom Galvani suchte nämlich den Sitz der Elektrizität, die sich in jenen Zuckungen äußerte, im Körper der Thiere, der Physiker dagegen verlegte ihn in die Metalle, mit denen die Froschschenkel in Berührung gekommen waren, und Volta's Erklärung ergab sich schließlich als die richtige.

Seine Ansicht sicher zu begründen, gelang ihm übrigens erst 1794, nachdem er Instrumente erfunden hatte, welche die geringen Elektrizitätsmengen, um die es sich hier handelte, mit Sicherheit nachzuweisen vermochten, und so sehen wir den Galvanismus schon an seiner Wiege mit der Erfindung feiner, bisher unbekannter Meßinstrumente eng verknüpft. Er blieb es auch in der Folge, indem mit den Fortschritten der galvanischen Technik die Vollendung der Meßapparate gleichen Schritt hielt.

Die umwälzenden Entdeckungen auf dem Felde des Galvanismus begannen mit dem Jahre 1800, als Volta, anstatt die Elektrizität, wie er es bisher gethan hatte, durch die einfache Berührung zweier Metallstücke hervorzurufen, eine ganze Säule aus Kupfer- und Zinkscheiben aufbaute und bewies, daß man durch diese Vermehrung der Metallplatten und besonders durch das Dazwischenlegen feuchter, angesäuerter Filzscheiben die erzeugte Elektrizität ungemein verstärken könne. An diesen Apparat, die sogenannte Volta'sche Säule, schloß sich in kurzer Zeit eine Menge anderer Vorrichtungen zur Erzeugung elektrischer Ströme an: die verschiedenen galvanischen Elemente, und bald war man in der Lage, fließende Elektrizität für alle gewünschten Zwecke auf's Schnellste und Bequemste zu erzeugen. Wir müssen indessen diese Vorrichtungen zur Elektrizitätserzeugung, welche jeder Besitzer eines Induktionsapparates, einer elektrischen Klingel- oder Fernsprechanlage leicht aus eigener Anschauung kennen lernen kann, hier übergehen, um uns in Kürze den verschiedenen Wirkungen der galvanischen Elektrizität zuzuwenden.

Es sind besonders drei unter diesen Wirkungen, welche schon früh in der Industrie und Technik eine große Rolle zu spielen begannen und, fast immer von zufälligen Entdeckungen ausgehend, den Gelehrten für lange Zeit Stoff zur Arbeit und zum Nachdenken boten. Kurz nach der

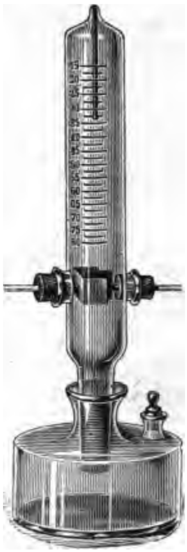
Erfindung der Volta'schen Säule wurde in England von zwei bedeutenden Physikern die Entdeckung gemacht, daß der von ihr ausgehende Strom die Eigenschaft habe, das Wasser in seine beiden ursprünglichen Bestandtheile: Wasserstoff und Sauerstoff, zu zerlegen. Diese Entdeckung war aber nur der Anfang einer langen Reihe von anderen, welche die Möglichkeit zeigten, noch eine Menge anderer Stoffe ebenfalls durch den galvanischen Strom in ihre chemischen Grundelemente aufzulösen. Auf welche Weise diese Wasserzersetzung vor sich geht, zeigt am besten die sogenannte Grove-sche Gasbatterie, eine mit säurehaltigem Wasser gefüllte Glasflasche, welche oben in zwei Glasröhren ausläuft. Zwei Kupferdrähte dienen dazu,



Grove's Gasbatterie.

diesem Apparat den Strom einer galvanischen Batterie zuzuführen, und endigen innerhalb der Röhren in langen, schmalen Platinastreifen, welche gegen den Einfluß der Säure unempfindlich sind. Während nun ursprünglich beide Röhren bis an's Ende mit Wasser gefüllt waren, tritt sofort eine Aenderung ein, sobald man die Kupferdrähte mit der gal-

vanischen Stromquelle verbindet. Der Strom durchkreist die Drähte, die Platinastreifen und das Wasser, und plötzlich beginnen an den weißen Platinastreifen kleine Gasblasen zu perlen, die sich loslösen und emporsteigen, um in kurzer Zeit die Flüssigkeit aus den Röhren zu verdrängen. Besonders an derjenigen Seite, wo der mit dem negativen Pole des galvanischen Elementes verbundene Draht mündet, sammelt sich eine beträchtliche Menge Gas an, welche den Inhalt der anderen, den positiven Pol bildenden Röhre um das Doppelte übertrifft. Die Ursache davon ist die, daß in der ersteren Röhre sich das Wasserstoffgas ansammelt, während die letztere den Sauerstoff enthält, der im Wasser nur in dem halben Raumverhältniß des Wasserstoffs enthalten ist. Um die beiden Gase einzeln zu untersuchen, braucht man nur die Röhren herauszuziehen; läßt man aber den Inhalt beider sich miteinander vermischen, so bildet sich das leicht und mit gewaltiger Detonation explodirende Knallgas.

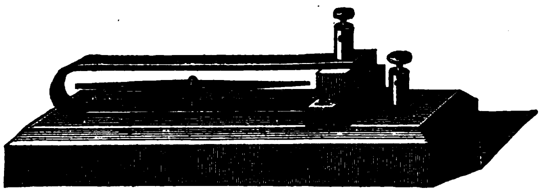


Das Voltameter von Kohlrausch.

Von den praktischen Anwendungen der Wasserzersetzung sei nur eine erwähnt, nämlich das von dem Physiker Kohlrausch erdachte Voltameter. Um die Stärke des von irgend einer galvanischen Elektrizitätsquelle gelieferten Stromes zu messen, benutzt man denselben kurze Zeit zur Zersetzung des in dem Glase des Voltameters enthaltenen Wassers und liest alsdann die Menge des erzeugten Gases von der nach Kubikcentimetern eingetheilten Skala des Glases einfach ab. Da jeder elektrische Strom in einem

bestimmten Zeitraum ein seiner Stärke entsprechendes Wasserquantum zu zersetzen vermag, so läßt sich die Stärke der Stromquelle an der Leistung im Voltameter leicht feststellen.

Wichtiger als die Wasserzersetzung ist übrigens in der Folge die elektrische Zersetzung der Salze geworden. Im Jahre 1838 beobachtete Jakobi die Auflösung der Kupfersalze in ihre Bestandtheile und erfand daraufhin die galvanische Verkupferung. Bald lernte man auch die Salze anderer Metalle elektrisch auflösen und in der Industrie verwerthen. Schon 1841 ward in Deutschland die galvanische Vergoldung erfunden, und zwar durch den unlängst



Galvanoskop.

verstorbenen Werner v. Siemens, der — wie er in seinen „Lebenserinnerungen" in humorvoller Weise erzählt — diese Erfindung während einer kurzen, durch eine Duellangelegenheit herbeigeführten Haftzeit in der Citadelle von Magdeburg in's Leben rief. Das Versilbern auf galvanischem Wege fällt in dieselbe Zeit, während später die Erfindung des Verstählens auf elektrischem Wege folgte und in der Buch- und Bilddruckerkunst einen mächtigen Aufschwung herbeiführte. Während nämlich die Blei-, Zink-, Holz- und Steintypen und -Platten, welche früher zur Vervielfältigung von Bild und Schrift benutzt wurden, schneller Abnutzung unterliegen, und auch ihre Vervielfältigung durch galvanische Verkupferung, die sogenannten Galvanos, nur eine gewisse Zahl von Abdrücken mittelst der Buchdruckerpresse

vertragen, lassen die neuerdings auf elektrischem Wege verstählten Platten viele Hunderttausende von gleich schönen

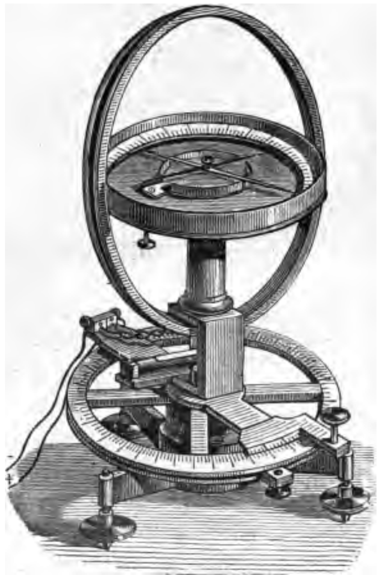


Tangentenbussole.

Abdrücken zu und sind von fast unbegrenzter Haltbarkeit.

Wenden wir uns von den chemischen Wirkungen nun-

mehr den magnetischen Eigenschaften der galvanischen Ströme zu, so gelangen wir damit zu der Wiege einiger Erfindungen, die zu den wichtigsten Errungenschaften der Kultur gehören, vor Allem an den Ausgangspunkt der elektrischen Telegraphie. Es war im Jahre 1820, als in Kopenhagen der dänische Naturforscher Oerstedt die Entdeckung machte, daß ein elektrischer Strom die bisher ungeahnte Eigenschaft besitzt, die Magnetnadel aus ihrer nord-südlichen Richtung abzuleiten. Die Entdeckung war kaum gemacht, als man sie schon, ähnlich wie die Wasserzersetzung, zur Herstellung eines kleinen Instrumentes zur Erkennung elektrischer Ströme benutzte, wie es unsere Abbildung zeigt. Das Galvanoskop zeigt zwar nur Ströme von einiger Stärke an, ist aber dafür in seiner Einfachkeit unübertroffen, denn es besteht lediglich aus einem Kupferbügel, der eine kleine Magnetnadel so umgibt, daß man seine beiden Enden nur mit der Elektrizitätsquelle zu verbinden braucht, um die Nadel sofort aus ihrer natürlichen Lage abzulenken. Die Stärke des galvanischen Stromes läßt sich freilich mit diesem einfachen Instrument nicht messen, wohl aber erkennt man an der Richtung, nach welcher die Nadel ausschlägt, sofort die



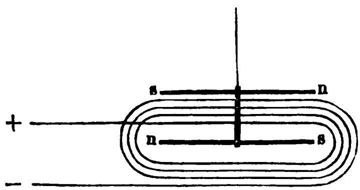
Sinusbussole.

Richtung, in welcher der Strom den Apparat durchkreist, und dieser Umstand sowie die Einfachheit des Galvanoskops machen es für viele Arbeiten auf elektrotechnischem Gebiete, besonders bei der Untersuchung von Leitungen, zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel.

Soll die Stromstärke einer galvanischen Quelle genau gemessen werden, so bedient man sich dazu komplizirterer Apparate, unter denen bei wissenschaftlichen Untersuchungen besonders die Tangentenbussole eine wichtige Rolle spielt. Auch sie besteht im Wesentlichen aus einem breiten Kupferstreifen, welcher eine Magnetnadel umgibt, jedoch sind hier zur Erzielung möglichst genauer Ablenkungen verschiedene Maßregeln getroffen, welche dem einfachen Galvanoskop fehlen. Die Nadel schwebt, um möglichst leicht beweglich zu sein, an einem Kokonfaden und ist im Verhältniß zu dem sie umgebenden Ringe sehr klein. Eine Glasglocke hält die äußere Zugluft ab, welche — sei es auch nur durch den Athem des Beobachters — das Resultat stören könnte, und eine auf dem Tischchen unter der Nadel angebrachte Kreistheilung erlaubt, bei jeder Messung den Winkel festzustellen, bis zu dem der Strom die Nadel aus ihrer ursprünglichen Richtung zu entfernen vermag. Dieser Ablenkungswinkel aber dient dann zur genauen Berechnung der Stromstärke. Bei stärkeren Strömen versagt allerdings auch dieser Apparat, indem jene die Nadel gänzlich aus ihrer Richtung schleudern und rechtwinklig zur Ebene des Kupferringes stellen; für solche Fälle bedient man sich dann der sogenannten Sinusbussole, bei welcher der Stromkreislauf aus mehreren auf einen Holzring gewickelten Drahtwindungen anstatt aus einem Kupferbande besteht, und welche auch sonst noch einige Aenderungen gegen die Tangentenbussole aufweist.

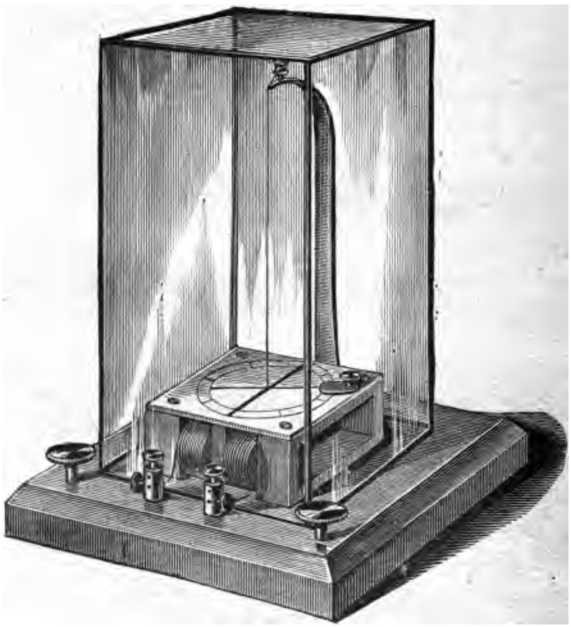
Die Ablenkung einer Magnetnadel durch den galvanischen Strom war kaum bekannt geworden, als auch schon

Versuche auftauchten, diese Entdeckung zur Begründung einer elektrischen Telegraphie zu benutzen. Der Strom einer galvanischen Batterie ließ sich durch Drähte unschwer auf viele Meilen fortpflanzen, durch Umkehrung und Unterbrechung der Elektrizität konnte man also in weiter Entfernung eine Magnetnadel beliebig nach rechts oder links aus ihrer Richtung ablenken und damit ohne Zweifel verabredete Zeichen geben, Buchstaben andeuten und zu Worten vereinigen — mit einem Worte telegraphiren. So entstand der mehr als ein Jahrzehnt hindurch ausschließlich gebräuchliche Zeigertelegraph. Seine Ausführung erwies sich indessen schwerer, als man gedacht hatte, und erst 1833 erwuchs unter der Hand zweier deutschen Gelehrten, Gauß und Weber, in Göttingen die erste praktisch thätige Telegraphenleitung; sie verband die Sternwarte der Universität und das physikalische Kabinet in Göttingen und ermöglichte es den Professoren, sich ihre wissenschaftlichen Ergebnisse mitzutheilen, ohne auch nur das Zimmer zu verlassen. Die Schwierigkeit, mit den schwachen galvanischen Strömen noch auf weite Entfernungen merkliche Wirkungen auf die Magnetnadel auszuüben, überwand man durch das Prinzip der astatischen Doppelnadel und des Multiplikators. Die erstere bildet eine Zusammensetzung zweier Magnetnadeln, welche, durch einen feinen Draht verbunden, übereinander schweben, aber ihre Pole nach entgegengesetzten Richtungen kehren. (s = Südpol, n = Nordpol.) Bei dem Multiplikator spielt die obere Nadel auf einem in Grade eingetheilten Kreise, auf dem man den Ablenkungswinkel



Astatische Doppelnadel.

ablesen kann. Um Luftströmungen abzuhalten, ist eine Glasglocke oder ein Glaskasten über das Instrument gestülpt. Auf ein solches Nadelsystem verliert der Erdmagnetismus fast allen Einfluß, denn wenn er die eine Nadel mit ihrem Nordpol gen Norden zu richten sucht,



Multiplikator.

so strebt gleichzeitig der auf derselben Seite sitzende Südpol der zweiten Nadel nach Süden und umgekehrt, und nur dadurch, daß sich immer die eine Nadel etwas stärker magnetisch erweist als die andere, wird das System mit einer schwachen Kraft in der Nord-Süd-Richtung festgehalten. Ebenso leicht ist es natürlich auch daraus abzulenken, und schon sehr schwache galvanische Ströme

bringen eine solche Nadel zu merklichem Ausschlag. Um diesen noch weiter zu verstärken, wurde die Vermehrung der Drahtwindungen, welche bei einer Sinusbussole die Nadel umgeben, bei den Zeigertelegraphen noch weiter getrieben. Auf einen hölzernen Rahmen, wie unsere Figuren ihn im Einzelnen und dann in Verbindung mit dem ganzen Apparat zeigen, wickelte man wie auf eine Garnspule zahlreiche Windungen feinen Kupferdrahtes neben- und übereinander, welche schließlich ihre Wirkung soweit verstärkten, daß auch ganz unbedeutende und auf keine andere Weise mehr wahrnehmbare Stromregungen die gewünschte Wirkung noch hervorriefen.


Spiegelgalvanometer.

Die Zeigertelegraphen beherrschten bis 1850 das Fernschreibwesen vollständig und blieben auch später, als der auf einem neuen Prinzip beruhende Morse'sche Schreibtelegraph erfunden wurde und sich einbürgerte, noch vielfach in Gebrauch. Ein Feld ist ihnen sogar bis heute gesichert geblieben und wird es auch ferner bleiben, näm-

lich die transoceanische Telegraphie. Auf dem weiten Wege, welchen sie über den atlantischen und andere Oceane nach fernen Ländern zu nehmen haben, werden die galvanischen Ströme in solchem Maße geschwächt, daß sie zur Erregung eines Morse-Apparates oder auch nur eines gewöhnlichen Zeigertelegraphen nicht mehr ausreichend sind, und für diesen Zweck hat man dann die sogenannten Spiegelgalvanometer, von dem unser Bild das von dem deutschen Professor Weber erfundene darstellt, ersonnen. In diesen Instrumenten ist die Empfindlichkeit gegen den elektrischen Strom auf's Aeußerste getrieben, und Elektrizität und Optik müssen sich vereinen, um auch den geringsten Stromimpuls, der aus einer Entfernung von tausend Meilen und mehr den Apparat erreicht, dem Beobachter noch sichtbar zu machen. Die Beobachtung richtet sich hier nicht mehr direkt auf die Schwingungen des Magneten, sondern auf die Wirkungen eines kleinen, mit ihm verbundenen Spiegels; ein Lichtstrahl spielt dabei die Rolle des Zeigers. Aus einer entfernten Lichtquelle wird nämlich ein solcher in den Spiegel geworfen, um von ihm wiederum auf einen vor dem Telegraphenbeamten befindlichen weißen Maßstab reflektirt zu werden. Im Ruhezustande des Apparates trifft der Lichtstrahl den Maßstab im Nullpunkt. Sobald aber der Magnet und mit ihm der Spiegel unter den Einwirkungen des galvanischen Stromes die leisesten Schwingungen, und beliefen sie sich nur auf ein Zehntel Millimeter, beschreibt, so beginnt das Lichtpünktchen auf dem Maßstab erheblich nach rechts oder links zu wandern und redet mit seinen Bewegungen eine stumme, aber für den Telegraphisten wohlverständliche Sprache.

Endlich müssen wir noch einer dritten Hauptwirkung der galvanischen Ströme mit kurzen Worten gedenken. Es ist dies die Eigenschaft der Elektrizität, die von ihr durchflossenen Körper unter geeigneten Umständen zum Glühen

und Leuchten zu bringen. Jeder Leser hat diese Eigenschaft schon in einer elektrischen Bogen- und Glühlampe ihre Wirkung entfalten sehen, indessen werden diese Wirkungen heute fast nie mehr durch galvanische Elemente, sondern nur noch durch Dynamomaschinen hervorgerufen und greifen deshalb über das Gebiet des Galvanismus im eigentlichen Sinne bereits weit hinaus. Dagegen ist ein anderes Gebiet, das der Anwendung elektrischer Ströme in der Heilkunst, in allmäligem Wachsen begriffen und scheint ganz dazu angethan, die segenbringenden Wirkungen des Galvanismus mit der Zeit um immer neue Einzelheiten zu bereichern. Wünschen wir auch dieser noch so jungen Wissenschaft das gleiche Gedeihen, wie es den älteren Anwendungen des galvanischen Stromes nunmehr seit einem Jahrhundert zur Seite steht.

Was ist Glück?

Plauderei von Hugo Sternberg.

(Nachdruck verboten.)

Mit demselben Rechte, mit dem man sagt: „So viel Köpfe, so viel Sinne,“ kann man behaupten: So viel Herzen, so viel Ideen vom Glücke. Reichthum und Armuth, Wohlleben und eine spartanische Lebensweise, hohe Würden und Aemter, Ruhm und Ehre; das Geräusch der Welt, klösterliche Einsamkeit und Stille, Menschenliebe und Menschenhaß, ja selbst das Mißgeschick eines Anderen: Alles das und noch viel mehr ist Glück. Unter Umständen natürlich, woraus denn auch folgt, daß man selbst im Unglücke Glück haben kann, insofern man nämlich bei einem Absturz von steiler Höhe etwa statt des Genickes blos den Arm bricht.

Die Möglichkeit des Glückes wurde noch von Niemandem geleugnet, nur ist die Frage, ob es auch in der Wirklichkeit anzutreffen sei. Selbst jener Dichter, der im Unmuthe ausrief:

„Das höchste Glück auf Erden
Ist nicht geboren werden,“

gibt den Bestand eines für ihn und die hienieden wandelnden 1500 Millionen Menschen allerdings unerreichbaren Glückes zu. Auch der weise Solon, also gewiß ein Mann, der nur nach reiflicher Erwägung zu sprechen pflegte, stellte dem Glücke ein Lebenszeugniß aus. Nur meinte er, es

müsse dasselbe das vernünftige sittliche Begehren des Angenehmen und Verabscheuen des Unangenehmen sein, und ertheilte im Allgemeinen den Rath, sich nicht vor seinem Tode glücklich zu preisen.

Damit wies er auf die Veränderlichkeit des Glückes hin, das, wie allbekannt, schon seit grauer Vorzeit Tagen als launisches Weib dargestellt und in Frau Fortuna personifizirt worden ist.

Dies hinderte aber den Philosophen durchaus nicht, das wahre Glück allein als körperliche Schmerzlosigkeit und ungetrübte Heiterkeit des Geistes zu proklamiren. Anderen wieder genügte dieser Zustand allein zum Glücke durchaus nicht, und darum entstanden die sogenannten Glückseligkeitssysteme, deren ältestes in Europa — der Eudämonismus — von Epikur († 270 v. Ch.) herrührt.

Allein obwohl darin sehr schöne Ideen, wie zum Beispiel: das Glück bestehe nicht in der Größe des Reichthums, sondern in der Kleinheit der Bedürfnisse, entwickelt wurden, so lief das Ganze doch darauf hinaus, daß Jeder nach seiner Art glücklich werden müsse.

Dieses Hinterpförtchen wurde denn auch, zumal von den Reichen, wacker benützt und so kam es, daß wir heutzutage unter einem Epikuräer einen Genußmenschen, Lebenskünstler, Lebemann verstehen.

Ein anderes antikes Glückseligkeitssystem war in die Worte: „Iß, trink, vergnüge Dich, nach dem Tode gibt es kein Vergnügen mehr,“ zusammengefaßt und fand, ebenso wie das entgegengesetzte System, wonach man sich in der Schule des Lebens eines reinen, tugendsamen Wandels befleißigen müsse, um zum höchsten Glücke, dem Seelenfrieden, zu gelangen, zahllose Bekenner.

Ueberhaupt gibt es unzählige Systeme, das wahre Glück zu finden, und wenn wir nun gar erst in's Einzelne gehen, so finden sich sicherlich so viel Anweisungen, die

verschiedenen „Glücke“ zu erlangen, als es Menschen auf der Erde gibt, ja, jemals gegeben hat.

So hat kürzlich eine junge Dame in Chicago ankündigen lassen, daß bei ihr Männer die Kunst, bei Frauen Glück zu haben, studiren können. Unterdessen aber reibt sich Frau Fortuna wohl schelmisch lächelnd die Hände und schüttet ihr Füllhorn oft über den aus, der dies am wenigsten erwartet, und scheint so dem Buddhisten Recht zu geben, der da glaubt, zum Glücke müsse man geboren werden; trotzdem aber sei Jeder seines Glückes Schmied, denn nur auf Grund guter Thaten in einem früheren Leben könne man im gegenwärtigen Glück haben.

Was es mit den guten Thaten eines früheren Erdenlebens für eine Bewandtniß hat, wissen wir nicht. Daß aber das Glück angeboren ist, scheint ebenso sicher, wie, daß der Mensch seines Glückes Schmied ist.

Auch Napoleon Bonaparte war es und hatte vom Glück doch anfangs sehr bescheidene Ideen. So schrieb er damals, als er, der Konspiration mit Robespierre verdächtig, seines Ranges als General der Revolutionsarmee zeitweilig verlustig und auf Halbsold gestellt, kurz so schlecht dotirt wurde, daß er sich in einer Garküche sattessen mußte, an seinen Bruder Joseph: „Ein Reitpferd und ein Stübchen in der Nähe meiner Freunde, so wäre ich der glücklichste Mensch der Welt!“ Aber wie bald genügte ihm Europa zum Glück nicht mehr, und wie mitleidig lächelte er auf der Höhe seiner Macht darüber, das Glück zuerst in Gestalt Desirée Clary's, der Tochter eines Marseiller Kaufmannes, hierauf in der einer korsikanischen Wittwe, Frau Permon, erblickt zu haben und unglücklich gewesen zu sein, daß ihm die Letztere einen Korb gegeben hatte.

Ob er überhaupt jemals glücklich gewesen? Es ist erlaubt, daran zu zweifeln.

„Ein Irrlicht ist das Glück oft, folg' ihm nicht,
Und winkt es dir, verhüll' dein Angesicht,"

sagt der Dichter, und es muß sogleich bemerkt werden, daß Poeten überhaupt vom Glücke keineswegs die schönsten Ideen haben. Viele nennen es treulos, flüchtig wie Wind und Welle, einen Traum, ja einen Wahn, nicht werth, daß man sich darum bemühe, einen Moment der Täuschung und noch vieles Andere mehr.

So meint Ludwig Anzengruber:

„Ich hab erreicht das Ziel des Lebens
Und senk das Haupt in dem Erkennen:
Wie werthlos alles Gut des Lebens,
Wie ärmlich, was wir Glück benennen."

Ganz derselben Ansicht war Ferdinand Sauter, ein Wiener Poet der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Er gab sich daher auch nicht die geringste Mühe, nach Glück in irgend einer Form zu streben, und infolge dessen war er so arm, wie weiland sein Vorgänger Diogenes, der auch vom Glück nichts hielt. Wenn er die Wohnung wechselte, so bestand sein ganzes „Mobiliar" in einem Stiefelknecht und einer Tabakspfeife. Selbst mit seinen Manuskripten, die viel des Guten und Schönen enthielten, pflegte er sich nicht zu belasten; er verkaufte sie dem Käsehändler. Und saß er im Wirthshause, im Kreise der über seine Stegreifgedichte entzückten Zecher, da bezeichnete der Ausruf: „Verkauft's mein G'wand, ich bin im Himmel!" die höchste Potenz seines Glückes. Und solch' ein Glück kostete damals, wo der Wein noch sehr wohlfeil war, einen Zwanziger.

Noch billiger, nämlich ganz umsonst, kann man das Glück heute haben, wenn man sich mit der Idee jener Engländerin befreundet, welche nachweist, daß jeder Mensch, der durch die Nase athmet, glückselig sei. Der französische Dichter Sainte-Beuve wieder hielt dafür, daß man, um

glücklich zu sein, unbedingt Husarenoffizier werden müsse. Und die Ursache dieser Ansicht? Schmucke Uniform, schönes Pferd, Aussicht auf Ruhm und Ehre? Mit Nichten! Sainte-Beuve dachte nur daran, daß die Damen ihre Herzen angeblich am liebsten Husarenoffizieren schenken.

Das ist aber ganz unrichtig, denn wie Paul Bourget, ein Landsmann Sainte-Beuve's nachweist, sind die Komiker (Spaßmacher) die Glücklichsten in der Liebe. Von hundert haben nämlich genau neunundneunzig Aussicht, erhört zu werden, und so das süßeste aller „Glücke" zu erringen.

Ob die Liebe diese Bezeichnung verdient? Wir wagen es nicht zu entscheiden. Das am meisten gepriesene, erstrebte und am leichtesten erlangte Glück aber ist und bleibt sie immerhin.

Schauspieler und Sänger halten es theilweise für das höchste Glück, allen Menschen zu gefallen. Pauline Lucca aber hat eine ganz andere Meinung vom Glücke, denn sie hält, was man von einer gefeierten Bühnenkünstlerin gar nicht glauben sollte, Arbeit dafür. Aber anregend muß dieselbe sein, und dazu darf der Mensch keine Sorgen haben.

Mit dieser Idee werden sich gewiß Viele befreunden, weniger lockend aber wird ihnen das Glück erscheinen, das sich Generalfeldmarschall Graf Moltke wünschte, und das ihm auch beschieden war, das Glück nämlich, am Herzschlage plötzlich zu sterben.

Wie bekannt wird das Glück meist durch eine lockende Frauengestalt dargestellt, die auf einer rollenden Kugel steht und hinter welcher die ganze Menschheit einherstürmt, um sie zu fangen. Die Niederländer wieder vergleichen das Glück mit einem Aale, der schwer zu fassen und noch schwerer zu halten ist, und einige südslavische Völker haben dem Schwein die Ehre angethan, es zur Personifikation des Glückes zu erwählen.

Vor wenigen Jahren ist das Schwein als Symbol des Glückes Mode geworden. Die Damen trugen es als Anhängsel an ihren Armbändern, und es ist noch nicht so lange her, da gab es in Wien einen hochnothpeinlichen Prozeß um den Besitz solch' eines Glücksschweinchens, das sich eine Dame angeeignet hatte, um Fortuna an sich zu fesseln.

In China kann dies übrigens in sehr einfacher Weise geschehen. Man braucht dort nämlich nur am Neujahrstage das Wort „Glück" als erstes niederzuschreiben, oder in seiner Anrede an Andere zu gebrauchen, um das ganze Jahr hindurch Glück zu haben.

Wie man das Glück bei uns zu beschwören sucht, davon wollen wir hier nicht sprechen, wohl aber müssen wir daran erinnern, daß die Redensart: „Der Dumme hat's Glück!" gang und gäbe ist. Viele glauben auch daran — so lange sie Pech haben. Nimmt aber das Pech ein Ende, dann hat der Dichter natürlich Unrecht, der ziemlich derb sagt:

„Das Glück ist eine blinde Kuh
Und läuft dem dümmsten Ochsen zu."

Ueberdies hat mancher Mensch mehr Glück als Verstand, und es ist somit zuweilen nicht gerade schmeichelhaft, ein Liebling Fortuna's zu sein. Doch wer es nicht ist, der kann es werden, sagt Sir John Lubbock, Parlamentsmitglied und Präsident der Londoner Handelskammer, in seinem Buche „Die Freuden des Lebens", denn die Kunst, glücklich zu sein, läßt sich lernen. Indeß der Kursus, dessen Zweck es ist, uns zu gewöhnen, unser Thun und Lassen nur von vernünftigen und edlen Motiven abhängig zu machen, ist schwer, und da sich während desselben Jeder bewachen und hofmeistern muß, als ob er ein Anderer wäre, so ist der Weg zu dem Glücke des optimistischen Engländers jedenfalls sehr peinlich und zeitraubend, und die meisten Menschen dürften bei aller Anstrengung vor Erreichung des Zieles sterben. Daher ziehen sie im All-

gemeinen vor, sich an solche Anweisungen nicht zu kehren, sondern das Glück an sich herankommen zu lassen. Wenn es dann nicht kommt, so ist das freilich betrübsam, und Manche werden darüber melancholisch und halten sich für geborene Pechvögel. Ueberhaupt kann man, bei der nun einmal nicht zu ändernden Beschaffenheit der Welt, seine Ansichten von Glück nicht bescheiden genug stellen.

Nicht übel ist das Ideal des Arabers. „Wo weilt das Glück?" fragt er, und gibt darauf die Antwort:

„In der Gesundheit des Leibes,
Der Liebe des Weibes,
Im eigenen Herde
Und auf dem Rücken der Pferde."

Dieser Ansicht vom Glück stimmt Lubbock bis auf die Pferde zu und sagt dann weiter: „Zusehen, wie das Getreide wächst, wie die Blüthen der Bäume ansetzen, den Duft der frischgeackerten Erde einathmen, lesen, lieben, der Freundschaft pflegen, andächtig denken, das sind Dinge, die den Menschen glücklich machen," woran er die Behauptung knüpft, Jeder müsse zugeben, daß ein Rückblick auf sein Leben von versäumten uud verscherzten Gelegenheiten zum Glücke wimmle. Es gilt also unbedingt, das Glück beim Schopf zu nehmen, wo es sich zeigt.

Das klingt sehr schön, aber darin liegt ja eben die Schwierigkeit, das Glück zu erkennen, wenn es sich zeigt, und es bei seinem — gewöhnlich nicht vorhandenen — Schopfe zu packen.

Ein ganz anderes Ideal vom Glücke als der etwas oberflächliche Lubbock hatte das Fräulein de la Breteche, eine unter dem zweiten Kaiserreiche lebende Adelige. Ihre Vorstellung vom wahren Glücke, dem Glücke des Herzens, bestand darin, Armen und Elenden thatkräftig zu helfen. Allein da sie dabei ihr ganzes Vermögen verbrauchte, so wurde sie als eine Verrückte angesehen und gerieth schließlich

in die größte Armuth, bis sie, selbst obdachlos, in halb-erfrorenem Zustande hinter einem Zaune aufgefunden wurde.

Moralisten haben oft genug behauptet, das höchste Glück des Menschen bestehe darin, seine Pflichten getreulich zu erfüllen. Nun sollte man meinen, daß nichts leichter sei, als seiner Pflicht zu genügen, wenn dieselbe, wie bei der Gemahlin des amerikanischen Humoristen Mark Twain blos darin besteht, über die Witze des Gatten tüchtig zu lachen. Indeß die Dame weigert sich hartnäckig, dies zu thun, und Mark Twain zählt sich infolge dessen trotz eines Einkommens von 80,000 Dollars jährlich und großer literarischer Erfolge zu den Unglücklichen.

Im Grunde genommen fehlt ihm jedoch blos des Lebens ungemischte Freude. Aber diese ward ja noch keinem Sterblichen zu Theil.

Dafür gab und gibt es jedoch viele Narren des Glücks. Zu diesen gehörte vor Allen Charles E. Pratt, ein in New-Jersey ansässig gewesener Engländer, denn kaum in den Besitz eines Erbes von eineinhalb Millionen Dollars gelangt, war er der unglücklichste Mensch auf Erden. „Was soll ich mit dem vielen Gelde beginnen? Es reißt mich aus liebgewordenen Gewohnheiten heraus und macht mir Sorgen!“ rief er und floh aus seinem fürstlichen Heim in das kleine Haus, das er ehedem bewohnt hatte. Doch dasselbe war inzwischen in einen Stall verwandelt worden, und das war's, was Pratt so in Verzweiflung stürzte, daß er sich eine Kugel durch den Kopf schoß.

Von solchen Käuzen wäre noch sehr viel zu sagen, allein wir wollen nun auch des sogenannten seltenen, des Bären- und Eselsglücks gedenken. Hiervon hat man gewöhnlich keine Idee, und darum kam sich ein Bauer aus der Umgebung Ulms wie ein Träumender vor, als er, durch Unglücksfälle aller Art zur Auswanderung nach Amerika gezwungen,

kaum drüben angelangt, eine Brieftasche mit 600,000 Mark fand und hierfür die dem redlichen Finder zugesicherte Belohnung von 40,000 Mark ausbezahlt erhielt. Natürlich ging's mit dem nächsten Schiffe wieder in die Heimath zurück, wo es infolge dieser Geschichte nunmehr feststeht, daß mancher Mensch zum Glücke geboren ist.

Freilich findet nicht Jeder Brieftaschen auf der Straße, aber unter Umständen können selbst empfangene Prügel das Medium des Glückes bilden. Als lebendes Beispiel hierfür nennen wir Herrn James Mago aus Guatemala. Vor fünfzehn Jahren noch war er ein armer Insektensammler und zugleich englischer Vicekonsul in San José. Eines Tages ließ ihn der Gouverneur vor sich laden und, da er etwas verspätet erschien, mit hundert Ruthenstreichen bestrafen. Mago wurde infolge dieser Mißhandlung schwer krank. Wieder genesen, erstattete er sogleich die Beschwerde bei der britischen Regierung und diese verlangte als Genugthuung für die ihrem Vicekonsul angethane Schmach 10,000 Pfund Sterling, also 200,000 Mark. Gegen diese Forderung sträubte sich Guatemala zwar sehr lange, allein es half Alles nichts und das Geld mußte schließlich bezahlt werden. Mago fing damit einen Kaffeehandel an und hat inzwischen etwa fünf Millionen Dollars erworben.

Diese Geschichte illustrirt übrigens nicht nur die krummen Pfade, auf denen das Glück so gerne naht, sondern zeigt auch, daß es wie neues Leben aus Ruinen, oft aus dem Unheil erblüht. Man braucht sich daher vor seinem Ende keineswegs unglücklich zu nennen.

Doch kehren wir wieder zu unserem Hauptthema zurück. Was ist Glück? Nichts! Denn ein Glücklicher braucht, wie bereits dargethan wurde, nicht einen Pfennig zu besitzen, und Alles kann Glück sein. Selbst der zum Tode Verurtheilte empfindet es als ein Glück, wenn er zu lebenslangem Kerker begnadigt wird.

Ein solches Glück ist natürlich ein sehr, sehr relatives und möchte auf den Wahlspruch des Leichtsinnigen hinauslaufen:

„Glücklich ist, wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist.“

Im Ganzen genommen hat es mit dem Glück nicht gar so viel auf sich. Niemand ist ganz glücklich, Niemand ganz unglücklich. Wer wenig Glück hat, tröste sich mit dem Spruche, den Goethe allen Stiefkindern des Glückes zuruft:

„Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage;
Wirst du die Krämerwage nehmen,
So wirst du dich schämen und dich bequemen,“

und lasse sich damit genügen. Niemand freilich ist zu rathen, das Erscheinen des Glückes unthätig zu erwarten. Es kommt sehr häufig nicht, denn es ist vollauf damit beschäftigt, dem Kühnen, dem Wagenden und Strebenden die Hand zu reichen.

Natürlich greift Jeder zu, aber nicht gar Viele bedenken, daß es wohl zahllose Ideen vom Glücke, dafür jedoch nur eine einzige Bürgschaft des Glückes gibt, welche Graf Moltke genau bezeichnete, indem er sagte: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige.“

Es heißt also, tüchtig sein in Allem und Jedem, und wer es von Natur aus ist, nun der allein wurde zum Glücke geboren.

Mannigfaltiges.

Kaiser Nikolaus als Wunderdoktor. — Es war Ende der vierziger Jahre. In Petersburg und Umgegend herrschte die Cholera und forderte zahlreiche Opfer; auch unter den Truppen wüthete die entsetzliche Seuche. Da betrat Kaiser Nikolaus eines Tages das Choleralazareth in Kraßnoje-Sselo. Dort lag ein armer Soldat in den letzten Zügen; so wenigstens sagten die Aerzte dem an das Bett desselben herantretenden Zaren. Rings herum standen verschiedene Kameraden des Sterbenden mit brennenden Kerzen in der Hand und sprachen dem Geistlichen die Sterbegebete nach.

„Ist er unrettbar verloren?" fragte der Kaiser den Chefarzt.

„Unrettbar, Majestät," lautete die Antwort.

Der Kaiser beugte sich über den ihm persönlich bekannten Soldaten, der sich gleich den anderen im Saale liegenden Kranken die größte Mühe gab, seine Decke glatt zu ziehen und sich ein wenig vor dem Gewaltigen in Positur zu setzen.

„Zeige Deine Zunge," sprach der Kaiser in seiner kurzen herrischen Weise.

Der Soldat that es.

Der Kaiser berührte sie mit seinem Finger, schlug über dem Kranken das Kreuz und sagte dann mit lauter Stimme: „Unsinn! ... Du wirst leben bleiben!"

Sprach's und verließ den Saal, in welchem, als sich kaum die Thür hinter dem Zaren geschlossen, unter den Soldaten lauter Jubel ausbrach. Sie liefen an's Bett ihres Kameraden, der kaum wußte, wie ihm geschah, und beglückwünschten ihn. „Du wirst nicht sterben, Du wirst gesund werden," schrien sie durcheinander;

„der Kaiser hat's gesagt, und der weiß es besser, wie alle Aerzte."

Und wirklich erfüllte sich diesmal die Prophezeiung des Gewaltigen. Den Todkranken hatte der ganze sich blitzschnell vollziehende Vorgang in wohlthätigen Angstschweiß, in segenbringende Transpiration versetzt. Sein kräftiger Körper that das Uebrige; er war gerettet und genas. Th.

Die längste elektrische Eisenbahn. — Während die elektrischen Bahnen in Europa bisher lediglich im Lokalverkehr mit der Pferde- und Dampfkraft in Konkurrenz getreten sind, und elektrisch betriebene Eisenbahnstrecken von 15 bis 20 Kilometer Länge bei uns noch zu den Seltenheiten gehören, hat es die Elektrizität in Amerika auch im Fernverkehr erfolgreich mit der Dampfkraft aufgenommen. In Kalifornien besteht schon seit Jahren eine elektrische Bahn von 120 Kilometer Länge, und weitere Linien, durch den Mangel an Steinkohlen gerade in diesen Gegenden begünstigt, sind im Entstehen begriffen und sollen ihre Triebkraft aus den kurzen, aber schnellfließenden kalifornischen Gewässern erhalten.

Das großartigste Projekt in dieser Hinsicht aber, zu dessen Ausführung bereits alle Vorbereitungen getroffen werden, bezieht sich auf die elektrische Verbindung der 450 Kilometer von einander entfernten Städte Chicago und St. Louis. Beides mächtige Industriecentren und Hauptandelsplätze des inneren Landes, mit einer Bewohnerschaft von zusammen anderthalb Millionen, stehen Chicago und St. Louis sowohl durch verschiedene Eisenbahnlinien, als durch künstliche und natürliche Wasserstraßen in regem Verkehr, und bei dem immer noch andauernden mächtigen Wachsthum beider Städte fällt der Plan einer neuen Eisenbahnlinie, wenn sie vor den bestehenden irgend welche Vortheile bietet, gerade hier auf einen günstigen Boden.

Solcher Vortheile hat nun die elektrische Bahn, da sie von vornherein mit seltenem Geschick und unter Berücksichtigung aller günstigen Chancen entworfen worden ist, eine Fülle für sich. Die Linie, welche durch die Wahl der geradesten Trace alle älteren Verbindungen an Kürze um etwa 70 Kilometer schlagen soll, wird anfangs zwei-, dann aber viergeleisig ausgeführt, und während

nun die beiden äußeren Geleise ganz dem Güterverkehr und der Verbindung zwischen den einzelnen, an der Strecke und in ihrer Nähe gelegenen Unterstationen überlassen bleiben, wird man die Innengeleise lediglich dem Eilverkehr zwischen den Endpunkten reserviren. Die Wagen — es verkehren nur Einzelwagen, diese aber sehr groß und geräumig — folgen sich je nach Bedarf in halb- oder ganzstündigen Pausen und legen, ohne anzuhalten, die Entfernung, zu der jetzt der Eilzug etwa sechs Stunden gebraucht, in der Hälfte dieser Zeit zurück. Diese Zeitersparniß, welche allein hinreichen wird, um der Bahn viele Freunde zu erwerben, wird zum Theil durch die Wahl der günstigeren Trace, besonders aber dadurch ermöglicht, daß man dem elektrischen Eilwagen ohne Bedenken eine stündliche Leistung von 160 Kilometern, gegen 80 bis 90 Kilometer bei der Dampflokomotive, zumuthen darf. Der Umstand, daß statt langer Züge nur einzelne Wagen laufen, sowie die große Bremskraft der elektrischen Maschine gestatten es, im Nothfalle trotz der rapiden Fahrt im Nu anhalten zu können.

Die Centralstation zur Erzeugung der erforderlichen Ströme wird in der Mitte der Linie errichtet; die Gesellschaft, welche den Bahnbau unternimmt, besitzt hier bereits ein Kohlenbergwerk, dessen sonst fast werthlose Staubabfälle so an Ort und Stelle auf's Vortheilhafteste verwerthet werden. In einer Drahtleitung werden die hochgespannten Ströme nach beiden Seiten hin die Geleise begleiten und dabei Entfernungen zu überwinden haben, welche den berühmt gewordenen Frankfurter Kraftübertragungsversuch weit hinter sich lassen. — Um die Fahrten auch Nachts ununterbrochen und auf gefahrlose Weise unterhalten zu können, wird eine Vorrichtung getroffen, welche während der Dunkelheit vor jedem laufenden Wagen eine Wegstrecke von anderthalb Kilometern selbstthätig durch elektrische Lampen erhellt.

Auch für die Hebung des Verkehrs hat man von vornherein kräftige Maßnahmen getroffen. Außer den in unmittelbarer Nähe der Strecke gelegenen Ortschaften wird durch zahlreiche Abzweigungen von den Außengeleisen auch noch eine Reihe entfernterer Städte in den Wirkungskreis der neuen Bahn einbezogen. Endlich hat die Gesellschaft zu beiden Seiten der Eisenbahn einen

breiten Landstreifen käuflich erworben, um ihn mit einer fortlaufenden Reihe von Wohn- und Industriekolonien zu bebauen, deren Bewohner dann natürlich in ihren Verkehrsbedürfnissen wiederum vollkommen auf die elektrische Bahn angewiesen sein werden, so daß es dem Unternehmen nach seiner Vollendung an Zuspruch wohl niemals fehlen wird. W. Berdrow.

Ein Grab bei der Pyramide des Cestius. — Im Süden der Siebenhügelstadt ragt auf dem linken Tiberufer aus der am Fuße des Aventin beginnenden Ebene der Monte Testaccio empor, ein künstlicher Hügel, der wahrscheinlich aus dem vom nahen Emporium abelagerten Scherbenschutt entstanden ist. Ganz in seiner Nähe befindet sich die Porta S. Paolo, woneben sich die allbekannte Cestiuspyramide 37 Meter hoch auf einem Unterbau von Travertin erhebt. Sie war einst in die römische Stadtmauer als Befestigungstheil eingezogen und bildet das Grabmal des altrömischen Prätors und Tribunen C. Cestius. Neben dieser Pyramide liegt der Friedhof der Ausländer, der in einen älteren und einen neueren, seit 1825 errichteten Theil zerfällt. Der neue Friedhof, der sich zur Stadtmauer in die Höhe zieht, enthält Gräber von Deutschen, Schweizern, Engländern, Dänen, Schweden, Amerikanern und Russen mit vielen bekannten und berühmten Namen und zahlreichen schönen Monumenten.

Unter den letzteren gewahrt der Besucher auch einen hochragenden Grabstein, der ein von Thorwaldsen's Meisterhand gefertigtes Porträtmedaillon trägt und darunter die Inschrift: „Goethe Filyus Patri Antevertens Obiit Annor. XL. MDCCCXXX“ (Goethe der Sohn, dem Vater vorausgegangen, starb vierzigjährig 1830).

Es ist des Weimarer Dichterfürsten einzig am Leben gebliebener Sohn aus seiner Ehe mit Christiane Vulpius, Julius August Walter v. Goethe, der hier unter den Cypressen bei der Cestiuspyramide den Frieden gefunden hat, den ihm das Leben nicht zu geben vermocht hatte.

In seiner VII. römischen Elegie hatte Goethe den Wunsch angedeutet, in Rom begraben zu sein.

„Dulde mich, Jupiter, hier und Hermes führe mich später
Cestius' Mal vorbei leise zum Orkus hinab!“



Grabstein von August v. Goethe in Rom.

Er ahnte damals nicht, daß sein geliebter Sohn dereinst an dem in diesem Distichon bezeichneten Platze der „ewigen Stadt" beigesetzt werden sollte — der Sohn, dem die Größe und der berühmte Name des Vaters zum Verhängniß geworden waren.

August v. Goethe war am 25. Dezember 1789 geboren; Herzog Karl August war sein Pathe. Er genoß die liebevollste, sorgsamste und gediegenste Ausbildung und Erziehung, war geistig gut veranlagt, als Jüngling schön und kräftig und später einer der schönsten Männer. Nach Vollendung seiner Heidelberger Universitätsstudien trat er in den weimarischen Staatsdienst und wurde Kammerherr und Kammerrath. Er vermählte sich mit Ottilie, geborenen Freiin v. Pogwisch, fühlte sich aber ebensowenig in seiner Ehe, wie in seinem Berufe und seinen sonstigen Verhältnissen glücklich und zufrieden. Es war die Größe und der Alles verdunkelnde Ruhm des Vaters, die ihn niederdrückten und ihn veranlaßten, sich der Poesie geflissentlich abhold zu zeigen und sein inneres Unbefriedigtsein durch den Genuß geistiger Getränke zu betäuben. Auch physische Ursachen scheinen seine Verstimmungen noch vermehrt zu haben. Am 22. April 1830 reiste er mit Eckermann, von dem er sich aber schon in Genua wieder trennte, nach Italien „um zu genesen". Er verschied in Rom nach mannigfachen körperlichen Leiden am 28. Oktober 1830 „infolge eines im Kopfe gesprungenen Blutgefäßes." Ein wahrhaft tragisches Geschick ist es, unter dem wir den einzigen Sohn des „Olympiers von Weimar" erliegen sehen, und wir werden an August v. Goethe erinnert bei dem Trauergesang für Euphorion im zweiten Theile des „Faust", wenn es heißt:

„Ach, zum Erdenglück geboren —
Leider früh Dir selbst verloren!"

H. M.

Unsterbliche Lügen. — Napoleon I. hat einmal gesagt: „Eine Unwahrheit, in die Welt gesetzt, ist nicht wieder auszurotten." Und er verstand sich darauf und hatte Erfahrung darin.

In der blutigen Schlacht bei Maciejowice am 10. Oktober 1794, in welcher der russische Feldherr Suwarow über die Polen siegte, wurde der Anführer der Letzteren, Kosciuszko, verwundet und gefangen. Erschöpft von Kampf und Wunden sank der Held zu Boden mit den Worten: Finis Poloniae. So erzählt man und

kann es noch heute in vielen Büchern lesen. Wahr aber ist es nicht, denn Kosciuszko hat es entschieden in Abrede gestellt, diese Aeußerung, die das Bestehen einer Nation von dem Leben eines Einzelnen abhängig mache und seinem Volke alle Zukunft abschneide, gethan zu haben. Das Wort ist höchst wahrscheinlich von russischer Seite erfunden und verbreitet worden, um die Niederhaltung Polens zu erleichtern.

Ebenso verhält sich damit die Geschichte von dem Ruf und dem Fall der alten französischen Garde bei Waterloo. Als die englische Reiterei diese tapfere Heldenschaar von allen Seiten umdrängte und ihr zurief, sich zu ergeben, da gab sie zur Antwort: „La garde meurt, mais elle ne se rend pas — Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!" — und wurde bis auf Wenige niedergehauen. Auch dieses kann man in vielen Büchern lesen, ja, wird noch in mancher Schule erzählt. General Cambronne aber, dem der Ausspruch zugeschrieben wird, zog in Wirklichkeit die Gefangenschaft dem Tode vor und ergab sich dem hannöver'schen General Halkett. Cambronne hat wiederholt gesagt, erst mehrere Jahre nach der Schlacht wäre das Wort: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!" erfunden worden.

Auch in der früheren Geschichte existiren zahlreiche Unwahrheiten. So ist es aus Todes- und Geburtsregistern hell erwiesen, daß die bekannten „Vierhundert von Pforzheim" niemals in den Kampf gezogen und also auch nicht den Tod für ihre Treue finden konnten. M. L—l.

Spargel und Brunnenkresse als Kulturpflanzen. — Obschon wild über ganz Europa verbreitet und in Südeuropa schon zur Zeit der Römer kultivirt, gelangte der Spargel doch erst im Laufe des 16. Jahrhunderts auch in Deutschland zur Anerkennung. Ein Erzherzog, der spätere Kaiser Ferdinand I., war es, der ihn zunächst während seiner Reichsstatthalterschaft in die süddeutsche Küche, und später, nachdem er 1527 König der Böhmen geworden war, auch in Böhmen und Mähren einführte. In Süddeutschland wurde der Spargel binnen wenig Jahren so beliebt, daß die Bauern schon 1525 unter den Frohndiensten, die ihnen erst seit Kurzem mit Unrecht aufgebürdet wurden, auch das „Spargen brechen" aufzählten. In Meißen dagegen war er noch um 1560

ziemlich rar, denn der sächsische Leibmedikus Johann Näve schreibt in seinem Reisetagebuche vom Jahre 1564: „Den 19. April habe ich über der Mittagstafel in Wien einen Spargelstengel aus kaiserlicher Hand genossen, dergleichen ich roh noch nie versucht hatte. Wie mich bedünkte, so schmeckte er mir als wie rothe Kichern oder wilde Erbissen und war mir ganz nicht zuwider." Näve berichtet ferner, daß der Spargel damals um Prag vielfach gezogen wurde, und durch Konrad Heresbach, der 1571 „Vier Bücher von der Landwirthschaft" herausgab, erfahren wir, daß der Spargelbau auch am Rhein und in Frankreich in hoher Blüthe stand. In Norddeutschland dagegen fand die Pflanze nur äußerst langsam Eingang und galt dort theilweise noch vor dreißig Jahren für eine kostspielige Delikatesse, die man aus begünstigteren Landstrichen kommen lassen müsse.

Während der Spargelbau von Süden gegen Norden vordrang, ging der Anbau der Brunnenkresse den entgegengesetzten Weg. Das Vaterland dieser Kultur waren die Landschaften am Niederrhein und die friesischen Marschen, von wo aus sie sich schon im 15. Jahrhundert in ganz Westfalen, namentlich im Bisthum Paderborn einbürgerte, aber doch erst zweihundert Jahre später (etwa um 1650) in's Thüringische und besonders nach Erfurt vordrang. Allerdings war der Kressensalat schon im 16. Jahrhundert eine stehende „Schmackreizung" der besseren Tafeln, man kam aber damals noch ohne den Anbau der Pflanze mit dem Ertrage des Aufsammelns aus Quellen und Bächen aus. Selbst nach Frankreich, d. h. nach Paris, das schon zu Anfang unseres Jahrhunderts täglich für 300 bis 400 Franken Kresse verbrauchte, kam der Kressenbau erst im Jahre 1815 durch einen napoleonischen Offizier, der ihn in Erfurt kennen gelernt hatte und damals im Thale von Nonette auf eigene Faust zu treiben begann; gegenwärtig wird in Frankreich jährlich für vier Millionen Franken Kresse umgesetzt. Im Rheinlande, insbesondere in Koblenz, wurde die Kresse sogar erst gegen 1850 bekannter. Bis dahin hatte man sich statt ihrer des zweifellos giftigen Sumpfschirms (Sium nodiflorum L.) bedient und bedient sich desselben zum Theil heute noch, obgleich er ein unangenehmes Brennen im Mund und Hals hinterläßt, und zweifelsohne nur der gleichzeitige

Genuß von Essig und Oel wirkliche Vergiftungserscheinungen verhindert. Habs-Randau.

Aus dem Leben Franz Lachner's. — Der berühmte Musiker, der Sohn eines armen Dorfschullehrers, gab als junger Mensch in der Vorstadt Au in München zu Anfang der zwanziger Jahre Musikunterricht, die Stunde für einen Groschen. Das hatte er bald satt, es trieb ihn fort in die Welt. Mit mühsam ersparten 6 Gulden stand er eines schönen Morgens auf einem Floß und fuhr auf der Isar und Donau gen Wien. Als der junge Musikus in der Kaiserstadt anlangte, besaß er noch einen Gulden; mit diesem begab er sich in ein Wirthshaus und entdeckte alsbald auf der Speisekarte natürlich auch „Schnitzel".

Hoch erfreut, endlich diesen berühmten Wiener Schnitzeln zu begegnen, von denen er so viel gehört und so wenig geschmeckt hatte, war es sein erstes Beginnen, sich mit denselben persönlich bekannt zu machen, und zwar unterhielt er sich so gut, daß diese neue Bekanntschaft ihm den größten Theil seiner Barschaft kostete. In der „Wiener Zeitung" las er dabei, daß eine Organistenstelle an der Kirche einer Wiener Vorstadt zur Konkurrenz ausgeschrieben war, und heute der letzte Tag zur Anmeldung sei. Lachner eilte, sich den betreffenden Personen vorzustellen und erschien am anderen Morgen in der Kirche. Als er anlangte, waren bereits 31 Mitbewerber versammelt. „Es ist gut, daß Sie endlich kommen," rief man ihm entgegen, in der Meinung, er wäre der Balgentreter. Das Loos bestimmte die Reihenfolge, in welcher die Bewerber ihre Probe abzulegen hatten; und Lachner zog die erste Nummer. Es war vorgeschrieben, einen Choral zu begleiten, ein Stück vom Blatt zu spielen und endlich frei zu phantasiren. Als der junge Künstler sich von der Orgelbank erhob, verschwanden nicht weniger als 22 seiner Konkurrenten, ohne sich auf eine Probe einzulassen! Kurz, er erhielt die Organistenstelle und in seinem 21. Jahre bereits wurde er Hofkapellmeister am Kärtnerthortheater zu Wien. dn—

Schwalben und Bienen. — Ein Bienenzüchter berichtet Folgendes: „In früheren Jahren duldete ich Schwalben unter meinem Dach; sie hatten sich gleich einem Storch gewissermaßen ein Gastrecht erworben. Eines Tages, als große Jungen im Neste

hockten und von den Alten mit emsigem Fleiß gefüttert wurden, kam ich auf den Gedanken, ein Junges auf seinen Mageninhalt zu untersuchen, und siehe da: nichts als Bienen enthielt derselbe. Daß ich von jetzt ab die Freundschaft meinen Hausgenossen aufkündigte und dieselben an die Luft setzte, wird man einem passionirten Imker nicht übel nehmen. Eine Bienenjagd aber, wie sie die Schwalben diesen Sommer vor meinem Stande aufgeführt haben, ist mir bisher noch nicht vorgekommen. Die Luft war insektenleer, und wenn nun die Bienen beim Herannahen eines Regenschauers schaarenweise auf den Stand stürzten, stellten sich die Schwalben zu Dutzenden ein und fielen in wahrhaft verheerender Weise über die Bienen her. Kam aber plötzlich dann ein Sonnenblick zum Vorschein, so wurde der Spieß umgekehrt; die Bienen erkannten ihre Feinde und man sah oft eine Schwalbe von sechs bis zehn und noch mehr Bienen verfolgt, schreiend davonfliegen, ja, von den Bienen am Kopfe gestochen, sogar zur Erde fallen." W. H.

Ein deutscher Sissa. — Man kennt die Erzählung, daß der indische Brahmane Sissa angeblich das Schachspiel erfunden hat und von dem über das Spiel entzückten Herrscher, welcher ihm eine Belohnung, die er festsetzen sollte, versprach, sich ausbat, daß auf das erste Feld des Schachspielbrettes ein Weizenkorn, auf das zweite zwei Weizenkörner, auf das dritte vier ꝛc. gelegt und ihm ausgehändigt werden sollten, und sich dann herausstellte, daß so viel Weizen, wie das 64. Feld erforderte, auf der ganzen Welt nicht vorhanden sei. Einen ähnlichen, jedoch urkundlich beglaubigten Fall weist das deutsche Mittelalter auf. „Anno 1478 verkauft Hederich dem Wolf Steinmetzen, einem Weinschenken, ein Pferd 12 Gulden werth vor Erbsen in dergestalt, als ob daß Pferd hätte 4 Hufeisen und jeglich Eisen 8 Nägel, wären 32 Nägel, sollten ihm allein die Nägel bezahlen, also daß er vor den ersten Nagel sollte geben eine Erbs, für den zweiten zwo, für den dritten 4, vor den vierten 8, und sofort zu duppliren so lang bis er hätte die 32 Nägel bezahlt, und nahmen dazu Zeugen des Kaufs und tranken Weinkauf darüber. Da sie nun die Erbsen rechneten, brachten sie mehr denn 5000 Achtel heraus, worüber sie vor Gericht gekommen sind und ist endlich durch ihr derer Parthien Freund

und Doktores die Sach verglichen, und gütlich hingelegt worden, also daß Hederich für sein Pferd statt der Erbsen 80 Gulden bekam und hat der Wolf Steinmetz noch darüber 20 Gulden Unkosten und Geschenk angewendet, welches ihm Jedermann wohl gönnete, denn er ware durch Weinschenken sehr reich worden." Die Angabe: „mehr denn 5000 Achtel," auf welche Höhe sich die Gesammtsumme der Erbsen stellt, ist für uns sehr unbestimmt. Berechnet man aber die Gesammtsumme der stipulirten Erbsen, so kommen deren über 4 Milliarden heraus, ganz genau 4,294,967,295. Dr. A. B.

Die Fabrikation der Wetzsteine. — Die schärfsten Messer und Instrumente würden für uns nur verhältnißmäßig kurze Zeit Werth haben, wenn wir nicht in den Wetzsteinen ein Mittel besäßen, um ihre Schärfe wieder herzustellen. Soviel man auch versucht hat, die Wetz- und Schleifsteine durch Erfindungen verschiedener Art zu verdrängen, noch immer ist die Brauchbarkeit unübertroffen geblieben.

Das Heimathland der besten Wetzsteine ist Arkansas. Die Arkansassteine sehen weiß aus, ähneln dem unglasirten Porzellan und bestehen aus Chalcedon. Der Hauptfundort ist ein einziger Hügel von einer Höhe von ungefähr 145 Metern. Der Exporthandel von Arkansas in Wetzsteinen ist schon jetzt bedeutend, nimmt aber noch von Jahr zu Jahr zu. Nachdem Oel aufgegossen ist, werden die amerikanischen Wetzsteine als „Oelsteine" zum Schleifen und Abziehen der feinsten Messer verwendet; er muß seiner außerordentlichen Schärfe wegen mit dem Diamanten geschnitten werden.

Im Preise mit den Arkansassteinen gleich stehen die Steine, welche aus Schloßsalm, Altsalm und Ottrez, von der preußisch-belgischen Grenze und aus der Umgegend von Regensburg kommen, wo sie in einem alten Flußbett gebrochen werden. Sie bestehen aus weißlichen bis blaßgelben und graubläulichen Schichten. Je weißer der Stein ist, desto gesuchter ist er. Viel billiger, aber auch minderwerthiger, sind die bläulichen Steine. Auch hier haben die Fälscher ihre Künste versucht, indem sie auf die blauen Steine weiße, die äußerst zart und dünn sind, kitteten. Wie sehr diese Wetzsteine von ihren Besitzern geschätzt werden, geht daraus hervor, daß sie oft vom Vater auf den Sohn vererbt und auf das Sorgsamste behütet werden.

Diesen Rasirmessersteinen reihen sich hinsichtlich ihrer Güte die aus dem Orient stammenden Oelplatten, die ihren Namen davon führen, daß sie durch Aufgießen von Oel härter werden, an. Zu uns kommen sie in Blöcken über Marseille als türkische Oelsteine.

Außer dem türkischen Oelstein gelangt noch ein feinkörniger grauer Sandstein als Hindostanstein oder Oranjecountystein auf den Markt. Er ist es, der hauptsächlich in den Küchen zum Schärfen der Messer Verwendung findet. Dieser Art von Wetzsteinen ähnelt der dunkelgraue Labradorstein, der in den dortigen Steinbrüchen in dünnen Schichten gefunden und sorgfältig aus dem gröberen Material, das für Bauzwecke verarbeitet wird, herausgeschält wird.

Mehr für Holzbildhauer, Kunsttischler, Zimmerleute, Steineschneider und ähnliche Berufsarten geeignet sind die schottischen Steine, die feinkörnig sind und blaugrau aussehen. Wunderbare Formen zeigen die Wetzsteine der Graveure, die einer gebogenen Packnadel, einem Taubenei oder einem Medaillon gleichen.

Die gewöhnlicheren Wetzsteine werden in dem Mainhardter Wald bei Balingen (Württemberg), in Böhmen, Krain, Steiermark, Bayern und Thüringen gebrochen. Aber auch unter ihnen finden sich bisweilen werthvolle Stücke, die einen Vergleich mit den anderen Sorten gut aushalten. Th. S.

Geistesgegenwart. — Der nachmals so berühmte Archimandrit Repoffski von Potscherök wurde auf sonderbare Weise auf seinen hohen Posten berufen. Peter der Große sah sich einst auf einer großen Reise während eines mit Sturm gemischten heftigen Regens gezwungen, in einem Kloster Obdach zu suchen. Die Mönche empfingen ihn demüthig und rüsteten ihm zu Ehren im Refektorium ein Mahl. Einer der jüngeren Mönche, eben Repoffski, machte den Mundschenk und reichte dem Kaiser einen gefüllten Glasbecher. Unglücklicherweise aber blieb er mit dem Fuße am Teppiche hängen, stolperte und goß einen Theil des Weines über den Zaren. Dabei fiel das Glas zu Boden und zerbrach. Wüthend sprang Peter auf und erhob die Peitsche, von der er sich nie trennte, um den Ungeschickten zu züchtigen.

Dieser aber stand ruhig, ja lächelnd vor ihm und sprach gelassen:

„Hoher Herr und Kaiser! Nicht tropfenweise, sondern in Strömen, wie dieser Wein, ergieße sich die Gnade Gottes über Dich, und alle Deine Feinde mögen zertrümmert werden wie dies Glas!“

Der Zar war entwaffnet, legte die Peitsche weg und machte den einfachen Mönch sofort zum Archimandriten von Potschersk.

E. K.

Ein A-B-C-Buchkrieg. — Im Jahre 1777 sollte ein neues A-B-C-Buch in den Schulen der den Fürsten von Nassau-Weilburg unterthänigem Gebiete eingeführt werden. Da das „Vater unser“ und die „zehn Gebote“ in dem Buche fehlten, widersetzten sich die etwa 20 Gemeinden der seit 1394 zu Nassau-Weilburg gehörigen, jetzt pfalz-bayrischen „Herrschaften“ Kirchheim und Stauf der Einführung. Es mußten kurpfälzische Truppen gegen die aufsässigen Eltern requirirt werden. Dieser sogenannte A-B-C-Krieg kostete den genannten Gemeinden 62,000 Gulden.

E. K.

Königlicher Sinn. — Bekanntlich weigerte sich Freiherr v. Nordenskjöld, den ihm von Oskar II. von Schweden für seine Polarfahrten verliehenen Nordsternorden anzunehmen. Einige Monate später machte Nordenskjöld dem Könige seine Aufwartung, um demselben das Fell eines Eisbären, das er von seiner letzten Nordpolfahrt mitgebracht hatte, zu übergeben.

„Mit vielem Dank nehme ich Ihr Geschenk an, Nordenskjöld,“ sagte der König, „denn ich bin nicht so stolz wie Sie!“ —dn